

4. BAND

4. BAND 1949

BERGE
DER
WELT

BERGE DER WELT

HERAUSGEGEBEN VON DER SCHWEIZERISCHEN STIFTUNG FÜR ALPINE FORSCHUNGEN
BUCHVERLAG VERBANDSDRUCKEREI AG BERN

1949

EXPEDITIONEN

ALPINISMUS

WISSENSCHAFT



KARAKORUM
UND TIBESTI

KARAKORUM UND TIBESTI

*Das ist die wahre königliche Kraft:
Der Berg, der uns leicht hin zertrümmern könnte,
lächelt in seinem Blau
ins Grau des Lebens und der Täler
und ermuntert uns,
ihn zu gewinnen*

H. R.



Miroir d'Argentine
Aquarell von Philippa de Courten

BERGE DER WELT

Schriftenreihe für

Alpinismus Expeditionen Wissenschaft

KARAKORUM/TIBESTI

Herausgegeben von der

Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen



VIERTER BAND 1949

Buchverlag Verbandsdruckerei AG Bern

REDAKTOR DIESES BUCHES

Marcel Kurz

MITARBEITER:

HANS ROELLI

DIE HERSTELLUNG DIESES BUCHES BESORGTEN

Druck: Verbandsdruckerei AG Bern

Klischees: Interverlag AG Zürich

Einband: Buchbinderei Schlatter AG Bern

Printed in Switzerland

Alle Rechte, insbesondere auch das Recht des auszugsweisen Nachdrucks, vorbehalten
Copyright 1949 by Verbandsdruckerei AG Bern

INHALTSVERZEICHNIS

Edward Lisle Strutt.....	1
Karakorum-Expedition 1947 von Hans Gyr.....	3
Einleitung	3
Das Khagantal	6
Das Industal	16
Gilgit	22
Der Rakaposhi	22
Auf Umwegen zurück nach Gilgit	40
Wieder in Gilgit	46
Einem unbekanntem Gletschergebiet entgegen.....	49
Die Länder Nagir und Hunza	59
Noch einmal Gilgit	72
Dem Haramosh entgegen	75
Über den Kamripass nach Srinagar	91
Die Heimreise	95
Schweizer Expedition im Tibesti 1948 von Dr. Edouard Wyss-Dunant.....	96
Einleitung	96
Die Geographie des Tibesti	98
Die Einwohner	102
Zugangswege zum Tibesti	105
Regionale Verbindungen	107
Die französische Besetzung des Tibesti.....	109
Die Erforschungen des Tibesti	111
Tagebuch der Autofahrt durch die Wüste. Algier-Tripolis-Sebha-Zuar ..	114
Tagebuch eines Kamelrittes im Gebirge des Westlichen Tibesti	128
Die Besteigung des Ehi Musgu.....	133
Nach Bardai	135
In Bardai.....	136

Zum Ehi Timi und dem Trou au Natron	137
Der Ehi Timi (3040 m)	139
Der Trou au Natron.....	142
Besteigung des Pic Botum (2400 m)	143
Besteigung der Botumnadel (2000 m)	145
Rückkehr nach Zuar über den Enneri Areun	148
Übersicht der Besteigungen	149
Rückkehr nach Algier über Südalgerien	149
Bibliographie	157
Cordillera-Blanca-Expedition 1948 des Akademischen Alpenclubs Zürich von	
Ali de Szepessy Schaurek	159
Expeditionsdaten	159
Die Reynolds-Expedition nach der Amnyi-Machin-Bergkette in der Provinz	
Chinghai, Westchina	167
Moon-Chin-Flug über das Amnyi-Machin-Massiv	168
Valentine J. E. Ryan von Geoffrey Winthrop Young	170
Ryans Manuskript	190
Die Aiguille du Plan	195
Die Blaitière	198
Philippa de Courten 1926–1946 von Charles Gos	203
Alpine Rundschau 1948.....	209
Berner Oberland	209
Die dritte Begehung der Eigernordwand	213
Alpine Club Meet	215
Zermatt	216
Breuil (Cervinia)	220
Macugnaga.....	222
Chamonix.....	224
Courmayeur	226
Hinter dem russischen Vorhang	232

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN

- | | |
|--|---|
| <p>I. Im Khagantal
 II. Oben: Rast in Burawai
 II. Unten: Trichterbildung im Geschiebe des Khunarflusses
 III. Am Indus
 IV. Oben: Nanga Parbat im Frühlicht
 IV. Unten: Rakhiotbrücke über den Indus
 V. Im Dorf Jaglot
 VI. Oben: Lager am Südwestsporn des Rakaposhi
 VI. Unten: Ausblick vom Südwestsporn des Rakaposhi auf Haramosh und Dobani
 VII. Berge im Südwestgrat des Rakaposhi
 VIII. Lager am Kuntigletscher
 IX. Rakaposhi und „Monk's Head“ mit Birogletscher
 X. Oben: Im oberen Jaglottal
 X. Unten: „Daru Kush“. Wiese am Birogletscher
 XI. Oben: Flötenkonzert in Jutial
 XI. Unten: Tret-Dresche im Jaglottal
 XII. Im Dorf Jaglot
 XIII. Dorfplatz in Gilgit
 XIV. Festung Nomal am Eingang zur Schlucht des Hunzaflusses
 XV. In der Schlucht zwischen Nomal und Chalt
 XVI. Unteres Ende des Baltargletschers
 XVII. Bergkette am Kukuaygletscher
 XVIII. Der „Turm“ am Kukuaygletscher
 XIX. Berge am Sat-Marao-Gletscher
 XX. Vormarsch auf dem Kukuaygletscher
 XXI. Oben: Hunzatal bei Gulmat
 XXI. Unten: Bei Minapin</p> | <p>XXII. Teilstück aus dem Ostgrat des Rakaposhi und Minapingletscher
 XXIII. Séracs im Minapingletscher
 XXIV. Hunzaschlucht bei Miacher
 XXV. Oben: Polo-Platz beim Schloss Nagir
 XXV. Unten: Gebetshaus in Nagir
 XXVI. Seilbrücke über den Hisparfluss
 XXVI. Schloss Baltit
 XXVII. Grab der Fürsten von Hunza
 XXVIII. Weberei in Murtazabad
 XXIX. Haramosh von Batkor Gali
 XXX. In Kojut
 XXXI. Haramosh vom Aufstieg zum Haramosh La
 XXXII. Abend am Pass, 5400 m
 XXXIII. Chogo-Lungma-Gletscher
 XXXIV. Namenloser Berg am Chogo-Lungma-Gletscher
 XXXV. Lager auf dem Haramosh La
 XXXVI. Rast in Iskere
 XXXVII. Oben: Phuparashgruppe vom Aufstieg zum RakhanGali aus
 XXXVII. Unten: Rakhan Gali
 XXXVIII. Lager im Bagrottal
 XXXIX. Oben: Wasserkanal im Bagrottal
 XXXIX. Unten: Kinder in Bulche
 XL. Maisfelder bei Hope
 XLI. Oben: Einmündung des Gilgitflusses in den Indus
 XLI. Unten: Haus in Shankargarh
 XLII. Rast am Tragbalpass
 XLIII. Strasse in Bandipur
 XLIV. Oben: In Srinagar
 XLIV. Unten: Srinagar</p> |
|--|---|

- XLV. Oben: Wüstenlandschaft vor Ga-
trun Dr. Ed. Wyss-Dunant
- XLV. Unten: Gelbe und rote „Büße-
rinnen“ bei Domadzé
Dr. Ed. Wyss-Dunant
- XLVI. Oben: Schwieriges Gelände bei
Murigidzé Dr. Ed. Wyss-Dunant
- XLVI. Unten: In der Gegend von Ku-
rizo Dr. Ed. Wyss-Dunant
- XLVII. Am Eingang zum Tibesti
Herbert R. Hildebrand
- XLVIII. Oben: Kurizo
Dr. Ed. Wyss-Dunant
- XLVIII. Unten: Abderker Luli
Herbert R. Hildebrand
- XLIX. Oben: Tububehausung in Bardaï
Herbert R. Hildebrand
- XLIX. Unten: Ersé, unser Obergoumier,
ein Tubu Herbert R. Hildebrand
- L. Oben: Tubufrauen
Dr. Ed. Wyss-Dunant
- L. Unten: Tubufrau vor ihrer Be-
hausung Herbert R. Hildebrand
- LI. Enneri Tegaham
Dr. Ed. Wyss-Dunant
- LII. Oben: Enneri Forschi
Dr. Ed. Wyss-Dunant
- LII. Unten: Hochplateau von Taringué Herbert R. Hildebrand
- LIII. Bardaï . . Herbert R. Hildebrand
- LIV. Oben: Umgebung von Bardaï
Dr. Ed. Wyss-Dunant
- LIV. Unten: Soborum
Dr. Ed. Wyss-Dunant
- LV. Ehi Musgu Herbert R. Hildebrand
- LVI. Ehi Timi Herbert R. Hildebrand
- LVII. Oben: Trou au Natron
Dr. Ed. Wyss-Dunant
- LVII. Unten: Pic Botum
Dr. Ed. Wyss-Dunant
- LVIII. Aiguille de Botum
Dr. Ed. Wyss-Dunant
- LIX. Oben: Felszeichnungen aus dem
Hohlweg von Oudingueur
Dr. Ed. Wyss-Dunant
- LIX. Unten: Felszeichnungen aus dem
Hohlweg von Oudingueur
Herbert R. Hildebrand
- LX. Felszeichnung aus dem Hohlweg
von Oudingueur
Herbert R. Hildebrand
- LXI. Oben: Der Nevado Pucarawa AACZ
- LXI. Unten: Die Expeditionsteilnehmer
im Standquartier Monterrey AACZ
- LXII. Der Nevado Alpamayo . . . AACZ
- LXIII. Die Amnyi-Machin-Bergkette in
China New York Times
- LXIV. Joseph Knubel und Alfred Zürcher

EDWARD LISLE STRUTT

1874-1948

„Ich weiss, Sie werden mit mir trauern, wenn Sie vernehmen, dass mein Mann ganz plötzlich an einem Herzschlag am 7. Juli verschieden ist, als er nach dem Abendessen am Kaminfeuer sass.“

So schreibt die Witwe, und in der Tat trauert ein grosser Freundes- und Bekanntenkreis um den Verstorbenen.

Eine 45 jährige Freundschaft verband mich mit „Bill“ Strutt. Wir trafen uns im Jahre 1903 zum erstenmal in Cortina d’Ampezzo, damals noch zu Österreich gehörend. Uns jungen Springern waren die Dolomiten das ideale Kampffeld des Bergsteigers. Oft sassen wir am Abend zusammen mit den Grossen unter den Führern, Dimai, Verzi, Dibona, und besonders bleibt mir in Erinnerung der alte Bettega mit seinem wallenden Bart und der Adler-nase, wie er den beiden „Inglesi“ (ich war für ihn auch ein Engländer) aus seinem Leben erzählte.

Schon im Burenkrieg kam Colonel Strutt – wie er später allgemein genannt wurde – in eine militärische Laufbahn, in der er es besonders im Ersten Weltkrieg zu vielen grossen Auszeichnungen brachte. Im Jahre 1919 betreute er die verfolgte österreichische ex-kaiserliche Familie und brachte sie in die gastfreundliche Schweiz.

Die alpinen Leistungen Strutts sind bekannt genug und brauchen hier kaum aufgeführt zu werden. Auch verdanken wir ihm den 1910 erschienenen *Climbers’ Guide* des Berninagebietes und zahllose Beiträge im *Alpine Journal*, alle Muster der Präzision und Klarheit.

Kurze Zeit war er Hochkommissar von Danzig, um dann mit General Bruce im Jahre 1922 die grosse Everest-Expedition mitzumachen. In den Alpen kannte er sich vortrefflich aus; seine Redaktion des *Alpine Journal* vom Jahre 1927 bis 1937 war mustergültig und eine der allerbesten dieser Zeitschrift. Von 1935 bis 1938 war er Präsident des „Alpine Club“.

Dann kam der Zweite Weltkrieg, der uns mehrere Jahre lang trennte, obwohl unser Briefwechsel niemals eingestellt blieb.

Gross war die Rührung, als Strutt unter der Ägide der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen zu einem Abendessen nach Zürich kam, das

bei Anlass der Vorbereitungen der Lohner-Sutter-Himalaya-Expedition im Jahre 1946 im „Rüden“ in Zürich stattfand. Alte Erinnerungen wurden ausgetauscht; wir erlebten mit der früheren und der jungen Bergsteigergarde einen herrlichen Abend.

Noch einmal war Strutt mein Gast in Grindelwald. Dem langen hageren Mann wurde das Aufwärtsgehen schwer. Aber er klagte nicht. „Unsere Zeit ist vorbei, nun ist es an den Jungen“, sagte er oft. Und doch war es ein Schlag für mich, als vor wenigen Tagen Arnold Lunn die Trauerbotschaft überbrachte. Mit Strutt ist einer der alten Garde von uns gegangen, ein Gentleman im wahren Sinn des Wortes.

„Nobis meminisse relictum.“

G. H.

KARAKORUM-EXPEDITION 1947

VON HANS GYR

Einleitung ¹

Der Karakorum bildet das nordwestliche Ende des Transhimalaya, der das abflusslose Gebiet Zentralasiens nach Süden begrenzt. Parallel zu dieser nach Südwesten konvex gebogenen Gebirgskette verläuft der Himalaya. Er gehört in hydrographischer Hinsicht zu den Flussgebieten des Indus und Brahmaputra, welche zwischen den beiden Ketten ihre Quellen haben. Der Himalaya ist also, im Gegensatz zum Transhimalaya-Karakorum, keine Wasserscheide.

Beim Übergang des Transhimalaya in den Karakorum verlaufen die Gebirgsketten nach Nordwesten. Weiter westlich trennt sich die Kette des Mustagh Ata ab und biegt nach Nordnordwesten um. Sie wird durch das quer zu ihr liegende Gebirge des Alai begrenzt. Mit „Mustagh“ bezeichnen die Eingeborenen einen Schneeberg.

Der eigentliche Karakorum bildet im Westen einen nach Norden scharf konvexen Bogen und geht in den nach Südwesten gerichteten Hindukush über.

Der weitaus grösste Teil des Karakorum besteht aus mächtigen Gneis- und Granitmassen. Im Südwesten trennt ihn das Eozän des Industales geologisch vom Himalaya.

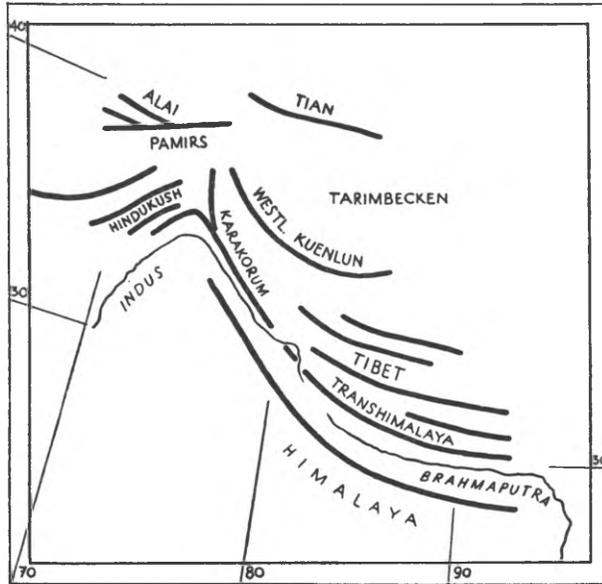
Die Wasserscheide befindet sich nordöstlich der Hauptkette. Der grösste Teil des Karakorum gehört also zum Flussgebiet des Indus. Da dieser auf relativ kurzem Weg zum Meere fliesst, haben alle Flüsse eine gewaltige Förderkraft und schaffen die Abtragsprodukte der Gesteinsverwitterung rasch weg. Deshalb sind alle Täler dieses Abflussgebietes tief eingeschnitten und bilden oft unwegsame Schluchten.

Im Gegensatz dazu stehen die Gebiete nordöstlich der Wasserscheide. Diese Flüsse strömen dem Tarimbecken zu und versiegen grösstenteils auf dem Weg dorthin. Sie sind nicht imstande, den Verwitterungsschutt wegzufördern, und deshalb füllen sich die Senken auf.

¹ Siehe: Marcel Kurz, *Die Erschliessung des Himalaya, Die Alpen*, 1933; Kurt Leuchs, *Handbuch der Regionalen Geologie Zentralasiens*, Band V.

Die Gebirge des Karakorum sind, durch die geographische Lage bedingt, niederschlagsarm. Der Monsun, ein Südwestwind, nimmt die Feuchtigkeit des Indischen Ozeans in Form von Wolken mit sich. Nur die grössten Wolken erreichen den Karakorum. Der Monsun macht sich dort spät und nur schwach spürbar.

Es lassen sich landschaftlich kaum grössere Gegensätze denken, als sie im Karakorum bestehen zwischen den öden, wüstenähnlichen Haupttälern, durch welche die graubraunen Flüsse dahinjagen, und den grünen Wiesen



Südwesten Zentralasiens

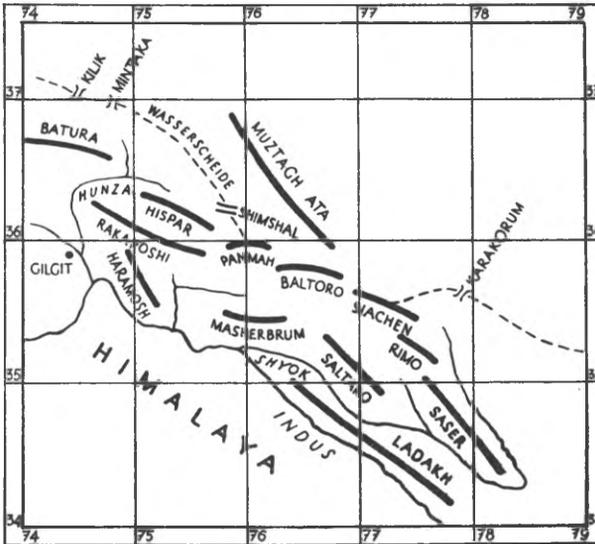
und Wäldern, in deren Hintergrund die Gletscher und Berge liegen, mit Gipfeln, die sich an Höhe und Pracht überbieten.

Der Karakorum hat ausschliesslichen Hochgebirgscharakter, und die Gletscher besitzen gewaltige Ausmasse; sie sind die grössten Eisströme ausserhalb der Polargebiete. Von den insgesamt vierzehn Achttausendern des Himalaya befinden sich vier im Karakorum. Die Zahl der Siebentausender ist wahrscheinlich grösser als die der andern im Himalaya und übrigen Asien.

Das Ziel der Expedition war, eine Aufstiegsmöglichkeit zum Hauptgipfel des Rakaposhi (7790 m) zu suchen und ihn zu besteigen, sofern sich die Möglichkeit dazu bieten würde. Im Laufe des Sommers sollten wir noch das mit „unexplored“ auf der Karte bezeichnete Gletschergebiet nördlich vom Knie

des Hunzaflusses bei Chalt, im Baturagebirge, erforschen. Das Expeditionszentrum war Gilgit im Westlichen Karakorum.

Zwei verschiedene Zugangswege führen dorthin: der eine geht von Abbottabad durch das Khagantal über den Babusarpass (4170 m), der andere von Srinagar über den Tragbal (3530 m) ins Kishangangatal und dann über den Kamri- (4075 m) oder Burzilpass (4200 m). Über diese Pässe gelangt der Reisende auf den jahrhundertealten Karawanenwegen ins Indus-tal. Sie führen bis zu den Passhöhen durch fruchtbare, liebliche Täler, die



Die Bergketten des Karakorum

eine gewisse Ähnlichkeit mit unserem Jura haben. Auf der anderen Seite bleiben Vegetation und Feuchtigkeit immer weiter zurück; es wird stets trockener, heisser und dürre. Nur die tief eingefressenen Erosionsrinnen an den Berghängen deuten darauf hin, dass gelegentlich gewaltige Regengüsse niedergehen. Im Indus-tal ist überhaupt Vegetation nur mit künstlicher Bewässerung möglich.

Am 7. Mai 1947 verliessen Robert Kappeler und ich an einem schönen Frühlingstag im Flugzeug Zürich und flogen nach Amsterdam; unter uns blühten friedlich Bäume zwischen den Bombenkratern und Ruinen, Spuren des vergangenen Krieges. Von Amsterdam erreichten wir mit der KLM über Rom, Kairo, Basra in zwei Tagen Karachi.

Tilman war schon am 3./4. Mai mit der BOEC von London nach Karachi geflogen und von dort mit einem Teil des Materials nach Rawalpindi vorausgefahren, wo ich ihn am 15. Mai traf, während Kappeler noch in Karachi blieb.

Das Expeditionsmaterial war per Schiff Ende Februar von England und der Schweiz vorausgesandt worden.

Secord konnte erst am 1. Juni London verlassen und holte uns am 6. Juni in Gilgit ein; mit Ausnahme der Strecke Karachi-Peshawar hatte er den ganzen Weg im Flugzeug zurückgelegt.

Das Khagantal

Der 20. Mai war ein Tag von Spannung und Sorge! Schon seit einer Woche waren Tilman und ich in Abbottabad, einem Höhenkurort im Nordwesten des Pakistan, wo wir den 14tägigen Marsch über den 4170 m hohen Babusarpass nach Gilgit, dem Zentrum unserer Expedition, vorbereitet hatten. Wir warteten ungeduldig auf ein Telegramm von Kappeler, der in Karachi zurückgeblieben war. Er sollte mit dem Material nachkommen, das Tilman von England aus mit dem Schiff „Historian“ gesandt hatte, welches erst am 16. Mai mit 6 Tagen Verspätung in Karachi einlief.

Die Zeit drängte; wir hatten für den nächsten Tag einen Autocar bestellt, der uns und das Expeditionsmaterial von Abbottabad über Mansehra nach Balakot bringen sollte, wo eine Anzahl Säumer mit 21 Ponies und auch eine bewaffnete Garde zur Sicherung gegen Überfälle auf uns warteten.

Trifft Kappeler heute nicht ein, so müssen alle Abmachungen verschoben werden.

Und noch eine Nachricht beunruhigte uns:

Laut einer Mitteilung der Transportgesellschaft an Tilman, fehlte eine von seinen 8 Kisten auf dem „Historian“. Sollte es gerade die Kiste mit den Zelten oder den Schlafsäcken für die Sherpas sein, so hätte dies bedenkliche Folgen für die Expedition. Dreimal am Vormittag gingen wir zum Postmeister, um nach dem Telegramm zu fragen, und füllten inzwischen die Zeit mit unnützen Diskussionen und nicht zu beantwortenden Fragen über die eventuell verlorene Kiste aus.

Glücklicherweise erhielten wir zur Mittagszeit das ersehnte Telegramm. Um 3 Uhr holte ich Kappeler mit einem Auto aus Rawalpindi und hörte von ihm, dass keine Kiste fehlte! Abends waren wir zurück in Abbottabad; bis tief in die Nacht hinein sortierten wir das Material, packten es in Säcke und legten uns voller Erwartung noch einige Stunden schlafen.

Am 21. Mai, um 5 Uhr in der Frühe, verliessen wir mit dem Car Abbotabad. Ein kühler Wind blies; die vier Sherpas sassen vergnügt grinsend hinter uns, und wir auf den Frontsitzen konnten es kaum fassen, dass unsere Expedition tatsächlich begonnen hatte.

Im Morgengrauen durchquerten wir die spärlich bewachsene und von der Sonne braungebrannte Ebene, auf der in 20 km Entfernung das Dorf Mansehra auftauchte.

Welch einen schaurigen Anblick bot dieser Ort!

Der grösste Teil war zufolge der Unruhen vor ungefähr 2 Monaten zerstört oder ausgebrannt.

Nun führte die Strasse durch einen lichten Wald empor über einen unscheinbaren Pass und fiel dann 300 m in langgezogenen Windungen steil zum Flusse Kunhar im Khagantal ab.

Dort verliessen wir die nach Srinagar führende Strasse und fuhren auf einem schmalen Wege das Khagantal aufwärts.

Um 7 Uhr erreichten wir den 1000 m über Meer gelegenen Bungalow von Balakot; hier sollte unser Fussmarsch beginnen.

Ahmad Sultan Khan, der Naib-Tahsildar¹ von Mansehra, der uns vom „Deputy Commissioner“ von Hazara, Major St. John, als Begleiter und Dolmetscher mitgegeben wurde, stand schon zu unserem Empfang bereit; auch die Säumer mit ihren Ponies waren da.

Aber Tilman zählte 23 – statt der bestellten 21 – Ponies; seine Augenbrauen zogen sich zusammen; brummend meinte er, dass die zwei schwächsten auszuschneiden seien. „Die Eingeborenen versuchen oft, aus Abmachungen Vorteile für sich zu ziehen, und sie müssen daher von Anfang an wissen, dass wir dies nicht zulassen“, knurrte er belehrend.

Nun wurden die Lasten genau abgewogen und auf die Ponies verteilt. Jeder Säumer hatte 3 Tiere und suchte die für ihn geeigneten Kisten und Säcke aus.

Diese Vorbereitungen wurden durch die Ankunft der bewaffneten Garde unterbrochen: es waren zwölf wild aussehende Männer, jeder mit einem Gewehr ausgerüstet; alle Kaliber und Systeme waren vertreten. Als der Chef auf uns zu kam und meldete, dass die Eskorte zum Abmarsch bereit sei, standen alle stramm und gut ausgerichtet in einer Reihe.

Um 9 Uhr verliessen wir den Ort Balakot unter den neugierigen Blicken der Bevölkerung. Um unser wertvolles Material nicht aus den Augen zu verlieren, schickten wir die Ponies und die Begleitmannschaft voraus.

Eine in kühnem Bogen erstellte Hängebrücke führt über den Kunharfluss. Ein staubiger Weg zieht sich auf der Ostseite über die kahlen und

¹ Naib = unter; Tahsildar = Aufseher und Steuereinnahmer eines Distriktes.

ausgedörrten Hänge talaufwärts. Die Sonne stieg, die Hitze wurde immer unerträglicher; wir segneten den Augenblick, als eine Stunde nach Mittag unser Begleiter auf ein Bauernhaus, etwas abseits des Weges, zuing, wo durch seine Fürsorge Tee, Tschapattis¹ und Eier bereitstanden; vor mehr als 8 Stunden hatten wir gefrühstückt; auch hatte der von den Ponies aufgewirbelte Staub unsere Kehlen vollständig ausgetrocknet.

Nach einer Stunde gingen wir weiter. Drei Männer der Wache liefen vor und drei hinter uns.

Die westliche Seite des oberen Khagantales ist unverwaltetes Gebiet und wird von Nomaden bewohnt, die gelegentlich den Kunharfluss überschreiten, um die Bevölkerung zu bestehlen oder, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, Kolonnen und Reisende auszuplündern.

Die Dörfer Balakot und Khagan sind für die Sicherheit der Reisenden verantwortlich. Daher gibt es in beiden Dörfern Gewehre und Munition; der Lambardar (Dorfchef) muss den Reisenden eine Wache stellen.

Zufolge der andauernden Hitze liess die Garde die geschulterten Gewehre immer mehr nach hinten hängen, so dass sich die Mündungen bald auf der Höhe unserer Nasen befanden; auch das Marschtempo nahm, wenn auch nur langsam, so doch stetig zu, bis wir schliesslich mehr rannten als marschierten. Wahrscheinlich wollten die Eingeborenen möglichst rasch der glühenden Hitze entrinnen. Und da wir zwischen ihnen gingen, blieb uns nichts anderes übrig, als ihrem Tempo zu folgen.

Nachmittags 3 Uhr erreichten wir den Bungalow Kuwai, unser Tagesziel. Wir waren über und über mit Staub bedeckt.

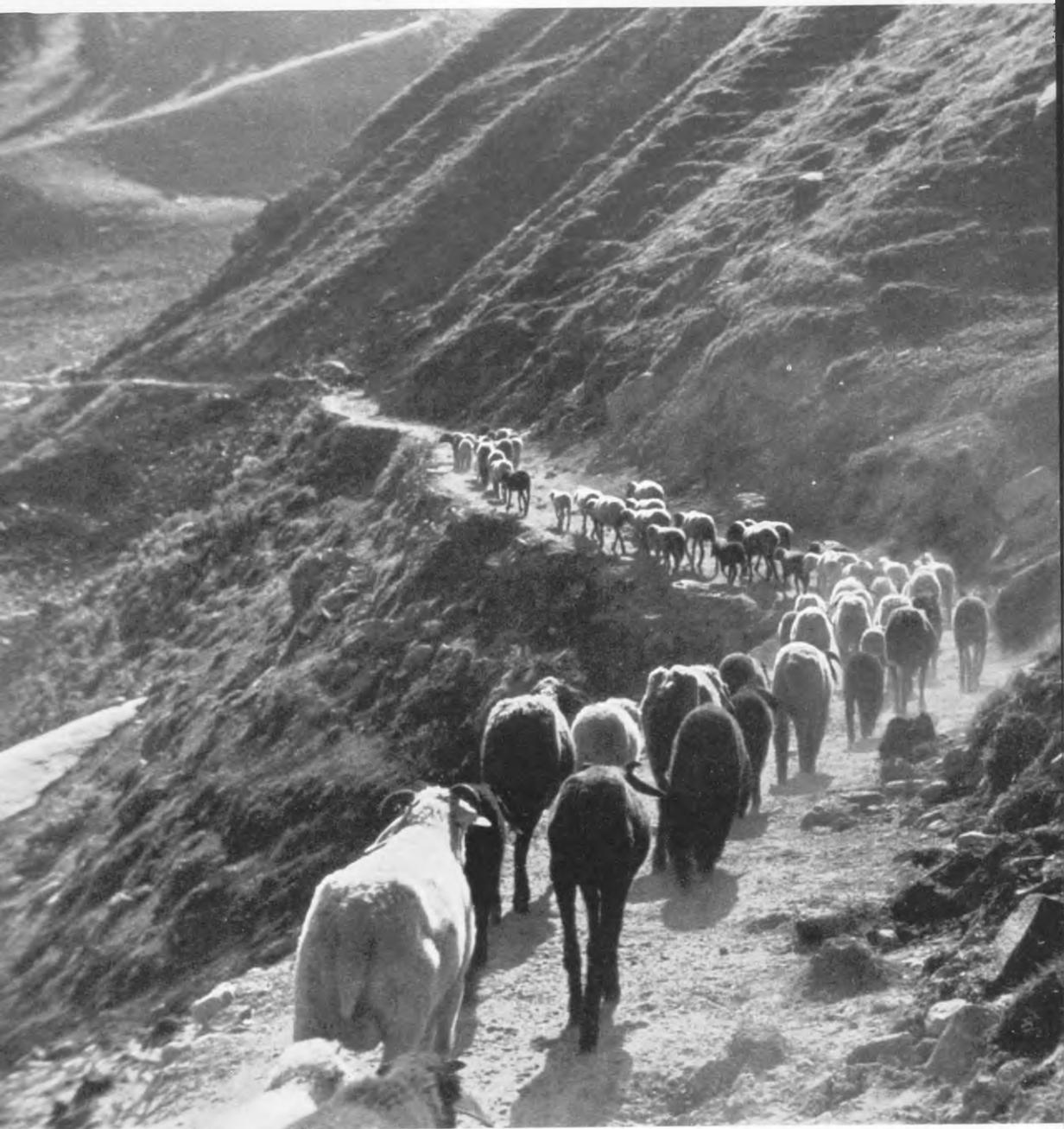
Einige Tassen Tee, die der Chaukidar (Wächter) zubereitete, und ein Bad im nahen Bach verschafften uns die nötige Erfrischung.

Beim Dunkelwerden kamen der Dolmetscher, der Chef von der Garde und sein Gehilfe, um sich nach unserem Befinden zu erkundigen und sich bestätigen zu lassen, dass wir heute mit ihren Diensten zufrieden gewesen seien. Als wir ihnen dies bejahten, wünschten sie uns eine gute Nacht und gingen schlafen; auch wir legten uns auf unsere Schlafsäcke.

Ein wolkenloser und in der Dämmerung tiefblau gewordener Sternenhimmel wölbte sich über uns. Unser erster Tag im Himalaya war vorüber.

Wie ich so im Halbschlaf dalag, erschien mir alles wie ein Traum! Ich konnte es kaum glauben, dass die Expedition nun wirklich für uns begonnen hatte, nachdem seit mehr als acht Monaten alle unsere Gedanken in jeder freien Minute durch die Vorbereitungen beansprucht worden waren.

¹ Aus Mehl und Wasser gekneteter Teig wird mit den Handballen zu einem Fladen geformt und gebacken.



Im Khagantal



Oben: Rast in Burawai

Unten: Trichterbildung im Geschiebe des Khunarflusses



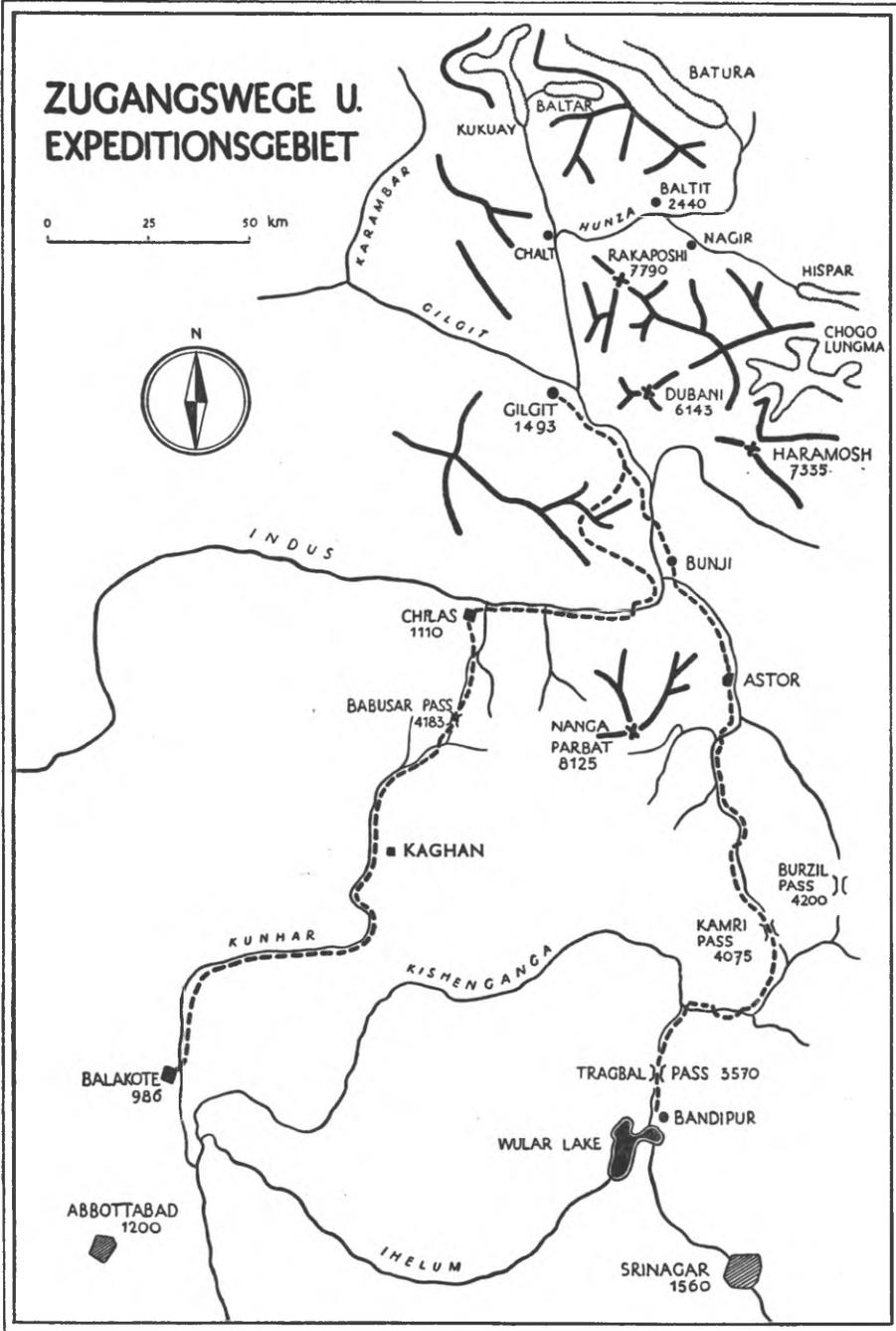
Am Indus



Oben: Nanga Parbat im Frühlicht
Unten: Rakhiotbrücke über den Indus

ZUGANGSWEGE U. EXPEDITIONSGEBIET

0 25 50 km



Wie oft hatten wir uns gefragt, ob es überhaupt noch möglich sein würde, nach Indien zu gehen. Die Unruhen hatten in erschreckendem Masse zugenommen; von Osten her griffen sie während des Winters langsam nach den westlichen Gebieten über, also gerade in diejenigen Gegenden, die wir besuchen wollten. Auch war es ungewiss, ob England unter den immer schwieriger werdenden politischen Verhältnissen nicht im letzten Moment verbieten würde, die nordwestlichen Grenzgebiete zu besuchen.

Diese Fragen, die wir selber nicht beantworten konnten, hatten die letzten Monate und Wochen vor unserer Abreise mit einer gewissen Beunruhigung erfüllt.

Deshalb bedeutete dieser erste Expeditionstag für uns eine befreiende Entspannung; denn von heute an hatten wir nur noch das Unberechenbare vor uns, das jede Expedition in sich birgt; es lag in unseren Händen, mit den kommenden Schwierigkeiten fertigzuwerden.

Wir hatten das ganz besondere Glück, dass sich H. W. Tilman, einer der hervorragendsten und erfahrensten Kenner des Himalaya, unserer ersten Expedition anschloss.

Ausser verschiedenen Expeditionen in Afrika mit seinem Freunde Eric Sipton, bestieg er 1936 im Himalaya mit N. E. Odell die Nanda Devi (7816 m), den höchsten bis heute erreichten Gipfel, und im Jahre 1938 war er Leiter der fünften Everest-Expedition.¹

Er nahm an beiden Weltkriegen teil. Von Dünkirchen im Juni 1940 nach England zurückgekehrt, leistete er Dienst im Mittleren Osten. Später machte er den ganzen Feldzug Montgomerys in Nordafrika mit. Nach Abschluss dieser Kämpfe meldete sich Tilman bei den englischen Militärbehörden zum Dienst bei der Partisanenbewegung in Albanien, wohin ihn ein britisches Flugzeug brachte; er landete mit dem Fallschirm. Nach Erfüllung dieser freiwillig übernommenen Aufgabe, für die er sich acht Monate lang hervorragend eingesetzt hatte, brachten ihn die Partisanen an die Küste, wo er von einem englischen Kriegsschiff aufgenommen und nach Bari gebracht wurde, um von dort aus im Flugzeug die Dolomiten zu erreichen; wieder gelang es ihm, hinter den Linien des Feindes mit dem Fallschirm abzuspringen. Dort blieb er als Kommandant eines Abschnittes bis Kriegsschluss.

¹ Näheres über diese Expeditionen ist den folgenden Büchern zu entnehmen:

Tilman H. W., *Snow on the Equator*.

Tilman H. W., *The Ascent of Nanda Devi*, Cambridge, 1937.

Tilman H. W., *Mount Everest*, Cambridge, 1948.

Tilman H. W., *When Men and Mountains meet*, Cambridge, 1946.

Dieser Mann, dessen anspruchsloses Auftreten in keinem Verhältnis zu seinen Leistungen steht, sollte unser Gefährte sein und uns durch seine einzigartige Sachkenntnis zum besten Lehrmeister für die vielseitigen Erfordernisse einer derartigen Expedition werden.

Wir hatten während dieser gemeinsamen Unternehmung den Vorzug, in Tilman einen typischen Vertreter des alten englischen Pioniergeistes zu erleben. Der vorliegende Bericht kann seine wertvollen Qualitäten nicht so deutlich hervorheben, wie es unserer Dankbarkeit entsprechen würde.

Am nächsten Morgen marschierten wir früher ab. Die Begleiter erzählten uns, dass der Weg bald durch Wald und dem Flusse entlang gehen werde, so dass der heutige Marsch weniger heiss zu werden versprach.

Die Eskorte nahm uns wieder in die Mitte; blieb jemand zurück, so leistete ihm stets ein Mann der Wache Gesellschaft, was in gewissen Situationen nicht gerade angebracht war!

Die drohenden Gewehrläufe blieben stets in unangenehmer Nähe unserer Gesichter und machten uns mehr Sorge als die Furcht vor einem Überfall wilder Stämme.

Plötzlich stiessen wir in einer Waldlichtung auf drei weisse Zelte. Wie in einer Erzählung aus Tausendundeiner Nacht war am Boden ein schöner Teppich mit farbigen Kissen ausgebreitet. Wir wurden mit Tee, Fruchtsaft, Biskuits und Eiern bewirtet. Unser Gastgeber war der einheimische Aufseher einer Holzgesellschaft, der in diesen Zelten wohnte.

Nachmittags erreichten wir den Mahandri-Bungalow¹. Er liegt nahe am Flusse; das Tal war inzwischen ziemlich eng geworden.

Da wir den ganzen Nachmittag vor uns hatten, konnten wir in aller Ruhe baden und uns pflegen. Tilman backte sein erstes richtiges Hefebrot, das in dieser Sonnenglut kaum eine Stunde zum Aufgehen brauchte. Er behauptete zwar, dass es noch nicht so sei, wie es sein sollte! Wir aber waren zufrieden damit.

Anderntags war der Himmel bedeckt; die Wolken verschwanden aber bald, und wir hatten wieder, wie gestern, schönes Wetter. Da der Weg meistens durch Wald führte und das Tal schon fast 2000 m über dem Meeresniveau lag, litten wir bei weitem nicht so unter der Hitze wie am ersten Tage.

Bald erschien in der Ferne das Dorf Khagan, der Hauptort des Tales. Die Bevölkerung kam uns entgegen und begrüßte uns mit ihrem „Salam Sahibs“, indem sie sich verneigen und mit der Hand die Stirne berühren. Nach dem Mittagessen kam eine neue Wache, und die alte verabschiedete

¹ Bungalows gibt es in Vorderindien längs den begangenen Routen und in grösseren Orten. Sie können von Beamten und Reisenden als Unterkunft benützt werden und sind Eigentum des „Public Works Department“.

sich mit ihrem Kommandanten. Diesmal waren es nur noch acht Mann, da im Dorfe nicht mehr Gewehre vorhanden waren.

Es war ganz bedeutend kühler als an den andern Tagen, und nur zögernd entschlossen wir uns zum täglichen Bad im Fluss.

Viele Bettler strichen ständig um den Bungalow, und es verursachte einige Mühe, sie fernzuhalten. Der Kommandant der Eskorte machte uns darauf aufmerksam, dass in dieser Gegend viel gestohlen würde. Deshalb stapelten wir alles Material zu einem Haufen. Nachts stellten wir eine Laterne auf; die Sherpas legten sich daneben, während links und rechts eine Wache mit Gewehr postiert wurde. Nach diesen Vorsichtsmassnahmen verlief die Nacht ruhig – es wurde nichts gestohlen.

Nun ging es weiter durch eine herrliche, parkähnliche Gebirgslandschaft; sie erinnerte mich an unsere Heimatberge. Nur würde in den Alpen auf dieser Höhe zu dieser Jahreszeit noch viel Schnee liegen und die Baumgrenze bereits überschritten sein.

Jetzt weitete sich das Tal, ein Talboden entstand. Der Fluss lief weniger rasch und bildete an flachen Stellen sogar kleinere Seen. In den immer häufiger werdenden Waldlichtungen zeigten sich grüne Wiesen.

Im Gehen sprachen wir mit unserem Begleiter, Ahmad Sultan Khan, eifrig über die Verhältnisse in der Schweiz, von denen er ziemlich gute Vorstellungen hatte. In den Diskussionen über die Selbständigkeit Indiens wird in den Zeitungen sehr oft die Schweiz als leuchtendes Vorbild genannt und geschildert. Aus diesem Grunde wissen die Leute ziemlich gut Bescheid und benützen natürlich die Begegnung mit Schweizern, um noch mehr Einzelheiten zu erfahren.

Wir überquerten die ersten Lawinenkegel, in die das vorausgehende Wegarbeiter-Detachement, zwölf Mann mit einem Chef, für uns einen Weg geschaufelt hatte. Es war vom „Deputy Commissioner of Hazara“, Major St. John, vorausgesandt worden, um den Weg und die Brücken wieder gangbar zu machen; überall konnten wir ungehindert passieren.

Normalerweise ist die Route über den Babusarpass erst vom 15. Juni an offiziell geöffnet; nun konnten wir aber schon Ende Mai den Pass mit unseren Ponies überschreiten.

Frische Bergluft, vermischt mit dem Geruch des Harzes der Wälder, wehte uns entgegen, eine Wohltat nach der Hitze der Ebene.

Am frühen Nachmittag erreichten wir Naran, ein Dorf, dessen Steinhütten fast unsichtbar auf einem Kegel von angeschwemmtem Geröll liegen. Am Dorfeingang hockten die Schulkinder an den Strassenseiten und riefen uns auf ein Zeichen ihres Lehrers „Salam Sahib“ entgegen. Mit weissen Steinen hatten sie das Wort „welcome“ auf der Strasse gebildet.

Wir besuchten dann die Schule. Als Tafeln dienten einfache Schieferplatten, wie man sie dort überall findet, und die Feder war ein für diesen Zweck entsprechend zugeschnittener Holzstab. Eine Aufschwemmung von sehr feinem Sand in Flusswasser wurde als Tinte benützt, da das Wasser in der trockenen Luft rasch verdunstet und der Sand auf der Tafel kleben bleibt. Wir wunderten uns über die schöne Schrift der Kinder.

Am Morgen hatten wir nur 15 Grad Celsius, was jedermann als kalt empfand. Die Pony-Männer hüllten sich in ihre Decken und waren Gespenstergestalten nicht unähnlich.

Allmählich wurde das Tal lichter, und die Bäume wurden seltener. Es schien, als hätten die Ponies die grösste Freude an dem ebenen Talboden; denn sie warfen dann und wann ihre Lasten ab und galoppierten freudig davon. Auf solche Ereignisse wurden wir meistens durch ein Schreien und Rennen der Pony-Männer aufmerksam gemacht. Es dauerte natürlich jedesmal geraume Zeit, bis die durchgebrannten Tiere wieder eingefangen werden konnten. Und gerade heute wollten wir eine besonders grosse Strecke zurücklegen!

Im Bungalow Battakundi nahmen wir einen kurzen Lunch ein. Die Siedlungen waren seltener geworden. Hier erhielten wir durch einen Läufer einen Brief vom „Assistant Political Agent“, Captain Hamilton, aus Chilas, worin er schrieb, dass er uns auf dem Babusarpass (13 715 Fuss, 4170 m) erwarten werde und im Dorfe Babusar ein Polospiel zu unserem Empfang vorbereitet habe.

Als wir Battakundi verliessen, fielen einige Tropfen Regen, so dass wir uns zum erstenmal in unsere weissen Windschutzanzüge hüllten. Tagsüber blieb es ziemlich kühl. Unsere Höhenmesser näherten sich der 3000-m-Grenze, und die zu überquerenden Lawinenkegel wurden immer zahlreicher. Das vorausgehende Wegarbeiter-Detachement hatte einen guten Weg in diese manchmal sehr steilen Schneehänge geschnitten.

Abends, als die Sonne hinter den Bergen verschwand, erreichten wir Burawai. Auch hier hatte man uns zu Ehren die defekte Brücke über den Bach in Stand gestellt.

Es war eine schöne, doch kalte Nacht. Schmelzender Frühlings Schnee bedeckte noch die umliegenden Berge. Während wir uns am Herdfeuer des Bungalows wärmten, besuchte uns der Chef der Wegarbeiter und bat uns, hier einen Tag zu warten, bis er den stark verschneiten Weg nach Gittidas passierbar gemacht hätte. Diese Verzögerung benützten wir, um einen 4500 m hohen Vorgipfel zu erklimmen, der uns eine gute Übersicht über das Tal bot.

Am übernächsten Morgen verzögerte das Zusammentreiben der Ponies den Abmarsch um fast zwei Stunden; auch schien der freie Tag sie noch zu

grösserem Übermut verleitet zu haben: sie warfen beim Aufladen die Lasten immer wieder ab. – Siedlungen gab es hier fast keine mehr.

Als wir einer Ziegenherde begegneten, liefen unsere Pony-Männer den Tieren entgegen, um einige davon zu melken; auch unsere Sherpas wählten sich ein paar Ziegen aus, um für ihre Sahibs Milch zu ergattern.

Dies schien hier allgemein Brauch zu sein; denn der Hirte schaute dem Vorgehen mit grösster Selbstverständlichkeit zu.

Das Tal verbreiterte sich stark. Vor uns sahen wir den mit schmelzendem Schnee bedeckten Kamm, der das Indus- vom Khagantal trennt. Ein eisiger Wind zeigte die Nähe der Passhöhe an.

Überall sah man rotbraune Murmeltiere, die sich bei unserem Herannahen in ihre Löcher verkrochen. Sie waren bedeutend grösser und fetter als die unsrigen.

Am Mittag erreichten wir Besal. Hier auf mehr als 3000 m wohnte einst ein Eremit, namens „Besal Baba“. Sein Grab, bestehend aus zwei schräg in den Boden gesteckten Steintafeln mit aufgemeisseltem Kopf, ist heute noch zu sehen.

Da Regen zu erwarten war, stellten wir die Zelte auf. Frühzeitig legten wir uns zur Ruhe. Wir wollten am nächsten Tage den Babusarpass überschreiten und erst im Dorfe Babusar übernachten; es stand uns also ein langer Marsch bevor. Vor Tagesanbruch brachen wir auf. Bald kamen wir zu einem grösseren See, dem „Lalusar“. Der reissende Bach, dem entlang wir aufstiegen, führte viele, teils recht grosse Eisschollen mit sich. Der See war tiefblau, fast schwarz, und das schwimmende Eis glitzerte schneeweiss im ersten Morgenlicht. Violette Schlüsselblumen und Anemonen blühten an den Hängen. Welch unvergesslicher Anblick! . . .

Die zu überquerenden Schneereste wurden immer häufiger. Der Schnee begann weich zu werden, so dass die Ponies Mühe hatten vorwärtszukommen.

An einem steilen Hange stürzte ausgerechnet jenes Pony, das eine Kiste mit Whiskyflaschen für die englische Kolonie in Gilgit auf seinem Rücken trug. Die Kiste rollte den Berg hinunter; rasch warfen unsere Sherpas ihre Rucksäcke weg und rannten ihr nach. Die Flaschen sprangen in lustigen Sprüngen hangabwärts. Den Sherpas gelang es, drei Flaschen zu retten; alle anderen zerbrachen an den Felsen!

Da uns Captain Hamilton zur Mittagszeit auf der Passhöhe erwartete und die Ponies unmöglich bis dann dort sein konnten, gingen Kappeler und ich voraus, während Tilman mit dem Material nachkommen sollte.

Das Khagantal mündet hier in eine weite Ebene, von der aus verschiedene Pässe hinüber nach andern Tälern führen. Auf der nördlichen Seite dieses Kessels steigt der Weg langsam gegen den 4170 m hohen Pass hinauf.

Leider war der Himmel bewölkt, und wir hatten wenig Hoffnung, die ersten hohen Berge des Himalaya zu sehen.

Bald standen wir an der Grenze zwischen dem Hazara- und Gilgit-Distrikt. Unsere Begleiter und die Wache kehrten zurück; sie hatten uns sicher durch ihren Distrikt begleitet und mit grosser Hingabe und Aufmerksamkeit ihre Aufgabe erfüllt. Von nun an mussten die Scouts von Gilgit für unsere Sicherheit sorgen.

In Gittidas, wo der Weg den Talboden verlässt, wurden wir von den ersten Scouts militärisch begrüsst. Sie waren am frühen Morgen über den Pass gekommen, um die Brücke instand zu stellen, und hatten den eiskalten, reissenden Fluss zu Fuss durchquert.

Nach einer schwachen Stunde waren wir schon in der Nähe der Passhöhe. Das erste, was wir antrafen, war Hamiltons kleiner schwarzer Spaniel, der die Neuankömmlinge im Gilgit-Distrikt neugierig beschnupperte.

Schon kam uns auch sein Herr entgegen und hiess uns im Namen des Lt. Col. R. N. Bacon, dem „Political Agent“ von Gilgit, herzlich willkommen. Einige einheimische Offiziere begleiteten ihn; nach ihren feinen Gesichtszügen zu schliessen, gehörten sie den regierenden Familien dieser Gegend an.

Auf der Nordseite des Passes lag noch viel Schnee; tief hingen die Wolken, und es blies ein kalter Wind. Wie sehr hatten wir uns gefreut, von der Passhöhe aus die ersten Gipfel des Himalaya zu sehen!

So stiegen wir rasch ab, um uns weiter unten an einen windgeschützten Ort zu setzen. Bald näherten sich auch schon die Ponies der Passhöhe und überquerten sie.

Auf unserer Seite besserten die Scouts den Weg im weichen Schnee aus, doch sanken die Tiere trotzdem bis zum Bauch ein. Immer wieder trieben die Säumer sie durch Schlagen und Rufen an, aber nichts half; sie blieben im Schnee stecken. Deshalb beauftragten wir die Scouts, die Lasten über die steilen Schneehänge hinunter zu tragen. Ungefähr 300 m unterhalb der Passhöhe war der Weg wieder normal begehbar.

Wir benutzten diese Verzögerung zum Lunch, zu dem uns Hamilton gastfrei eingeladen hatte. Diener breiteten einen grossen Teppich aus, und aus mächtigen Thermosflaschen servierten sie verschiedene warme Gerichte.

Das Tal fällt steil ab und mündet nach 30 km in das 3000 m tiefer gelegene Industal. Bald war die Schneedecke nicht mehr zusammenhängend. Durch ein Gewirr von Wacholderbüschen erreichten wir die Baumgrenze.

Die Sonne begann schon wieder heiss zu brennen; über den nahen Bergketten erschienen aber schwere Wolken – ein Regenschauer stand in Aussicht.

In der Ferne tauchten die ersten Häuser des Dorfes Babusar auf. Als wir näher kamen, hörte man immer deutlicher Musik. Mit Trommeln und Klarinetten wurden wir festlich empfangen.

Am Dorfeingang bildete in Abständen von vielleicht 10 m beidseitig des Weges die ganze Garnison in Gala-Uniform Spalier. Die Farbe des Hemdes zeigte an, aus welcher Gegend jeder einzelne Soldat stammte.

Die Musik marschierte hinter uns her und spielte ihre eigenartigen, orientalischen Melodien in jazzähnlichem Rhythmus.

Während eines kurzen Regenschauers tranken wir Tee in Hamiltons Bungalow; dann begaben wir uns zum Spielplatz, wo sich unterdessen auch die ganze Bevölkerung eingefunden hatte, und nahmen unter dem bereitstehenden Baldachin Platz.

Die in Chinesisch-Turkestan und Afghanistan gezüchteten Polopferde sind kurz und ausserordentlich kräftig gebaut. Der Spielplatz ist etwa 200 bis 300 m lang und 15 bis 20 m breit. Auf jeder Platzseite stehen Tore; es gilt, den ungefähr 15 cm grossen Holzball in das Tor der Gegenpartei zu schlagen.

Jeder Spieler hat seinen Bedienten, der Reservestöcke bei sich trägt und vor dem Spiel das Pferd hält. Nach jedem Tor wird die Spielrichtung gewechselt. Der Torschütze darf dann darauf den Ball in die Hand nehmen und bis zur Platzmitte galoppieren. Dort wirft er den Ball auf und schlägt ihn mit seinem Stock der Gegenpartei entgegen, worauf das Spiel von neuem beginnt. Andere Regeln gibt es keine.

Als die Ponies mit ihren Reitern bereitstanden, warfen wir vom Baldachin aus den Ball ins Feld, und das Rennen begann. Die Musik spielte ununterbrochen ihre seltsamen Weisen dazu. Es ist ein rasend schnelles Spiel und stellt grosse Anforderungen an die Reiter und noch grössere an die Pferde. Diese müssen sehr wendig und geschickt sein, um Zusammenstösse zu vermeiden.

Unser Dank gebührt Captain Hamilton für den grossartigen Empfang. Das sorglose Spiel dieser tapferen Männer, die in dieser verlassenen Gegend unter der Leitung eines englischen Offiziers für die Sicherheit der vorbeiziehenden Karawanen sorgen, werde ich nie vergessen.

Das Industal

Da es während der Nacht stark regnete, hatten sich die Pony-Männer zum Schlafen in allen möglichen Schlupfwinkeln verkrochen. Es verging geraume Zeit, bis sie mit ihren Ponies kamen.

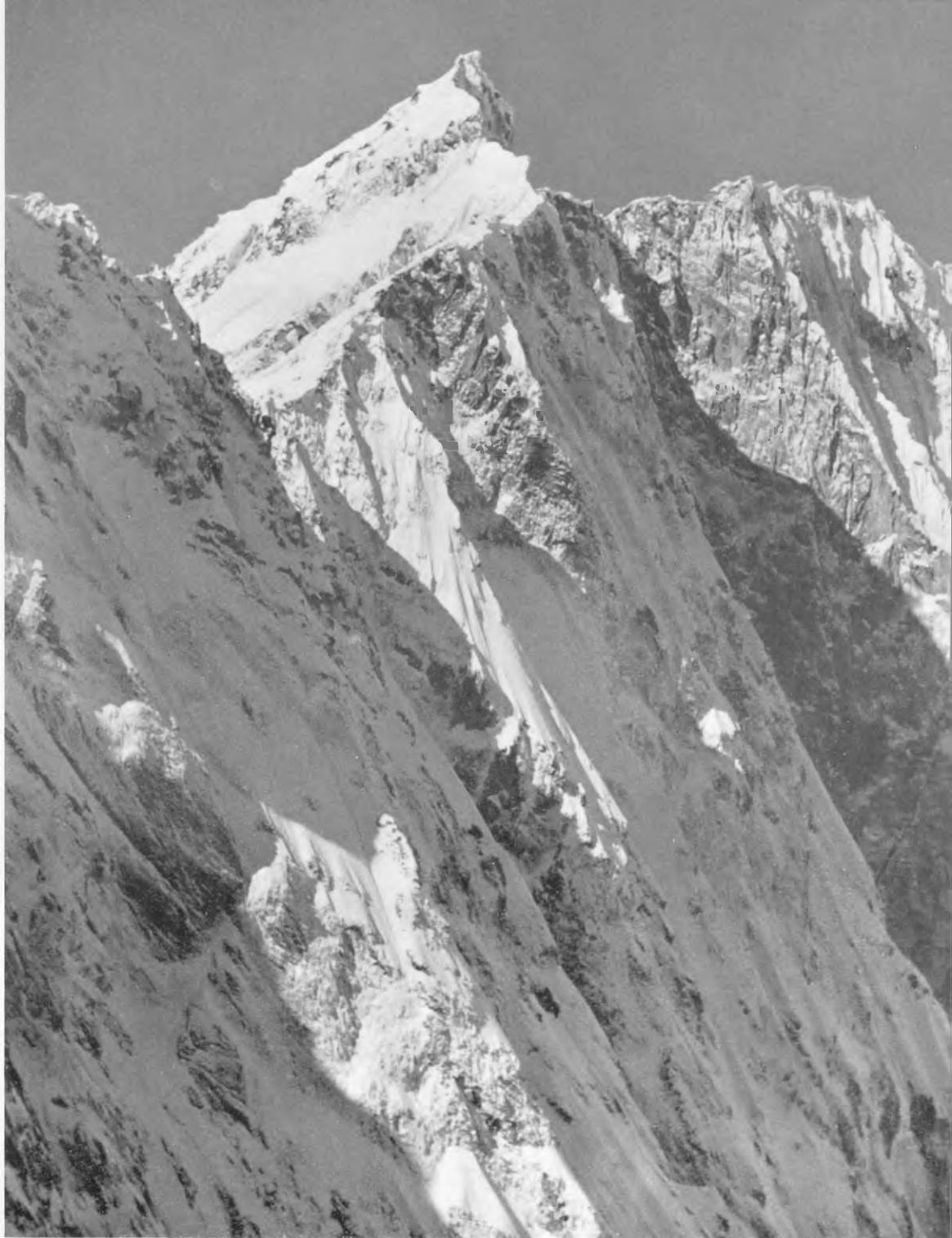


Im Dorf Jaglot

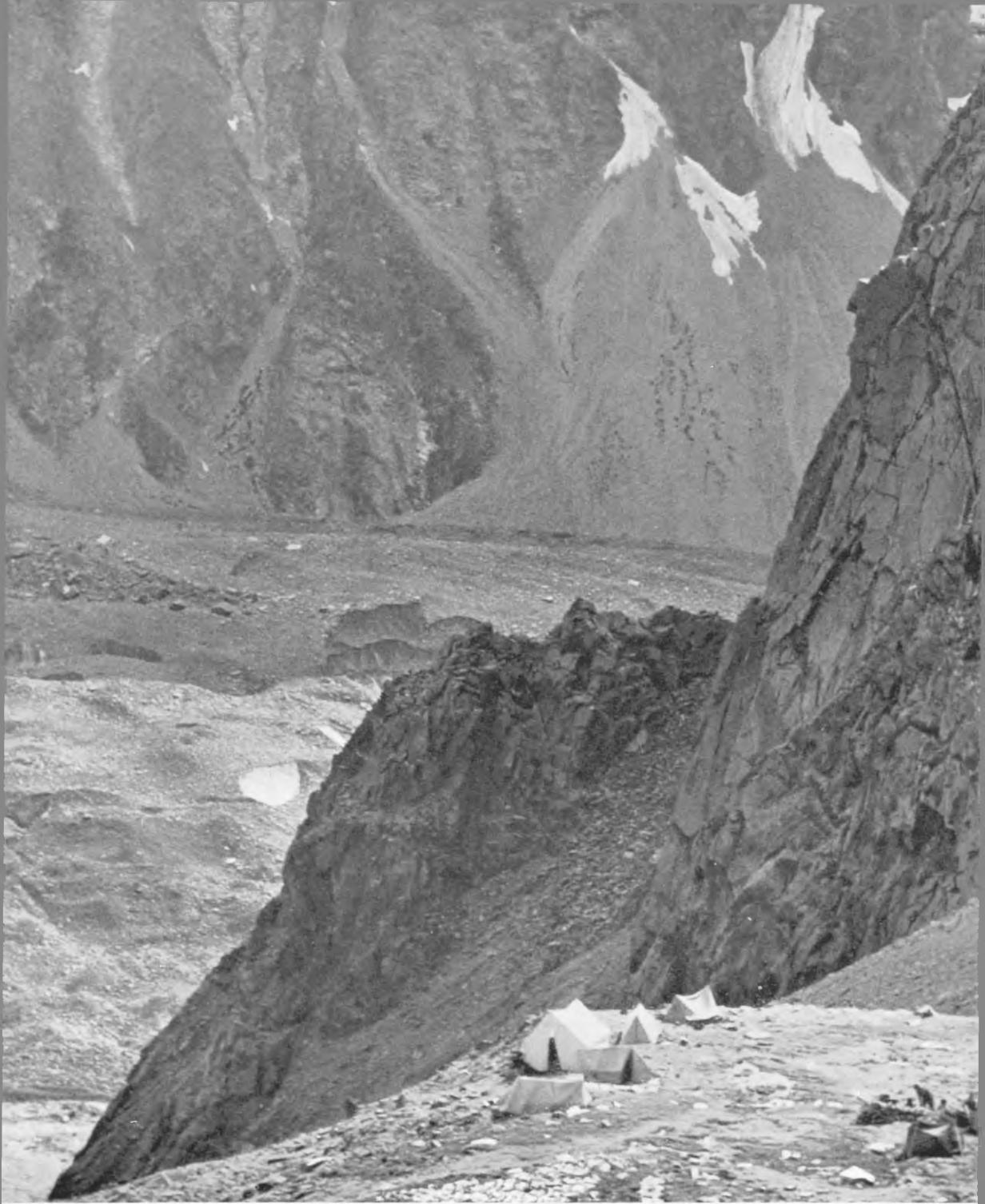


Oben: Lager am Südwestsporn des Rakaposhi

Unten: Ausblick vom Südwestsporn des Rakaposhi auf Haramosh und Dobani



Berge im Südwestgrat des Rakaposhi



Lager am Kuntigletscher

Unter dem Spiel der Musikanten verliessen wir das Dorf. Heute sollten wir das Industal erreichen.

Anfänglich ist das Tal fruchtbar und bevölkert. Je mehr man sich aber dem Industal nähert, desto spärlicher werden die bebauten Flächen und desto zahlreicher die Stein- und Geröllhalden. Schliesslich wird die Landschaft völlig kahl; nur noch vereinzelt Moose und Kräuter fristen ihr anspruchsloses Dasein. Um der immer unerträglicher werdenden Hitze rascher entrinnen zu können, liefen wir den Ponies mit ihren Begleitern voraus. Die Sonne begann mit jedem Schritt stärker zu brennen.

Auf einem Plateau angelangt, hatten wir einen freien Überblick über das vollkommen trockene und von der Sonne ausgebrannte Tal des Industromes. Nichts wächst hier; so weit das Auge reicht, ist nichts als Wüste.

Am Ende dieses 5 km langen Plateaus führte der Weg in ein enges Tal hinunter. Dort befand sich am Bache der Bungalow des Dorfes Chilas inmitten eines prachtvollen Gartens mit schattenspendenden Bäumen. Wieder hiessen uns einige Musikanten willkommen. Auf der anderen Seite des Weges stand das Gefängnis, für räuberische Leute bestimmt, die den Engländern schon viele Sorgen bereitet haben.

In dieser Gegend gilt ein eigenartiges Gesetz bezüglich des Ehebruches: Tötet der betrogene Ehegatte die beiden Schuldigen, so geht er straffrei aus; bringt er dagegen nur einen um, so wird er mit 14 Jahren Gefängnis bestraft.

Der grosse Klimawechsel hatte uns stark erhitzt. Verlockend war das Rauschen des nahen Baches. Aber die Anwesenheit des Vertreters des „Political Agent“ von Gilgit flösste uns so viel Respekt ein, dass sich keiner getraute, baden zu gehen. Da rief ein Bote Hamilton weg. Kurz entschlossen, bahnten wir uns einen Weg durch die Sträucher des Gartens zum Bach und stürzten uns in die kühlen, tiefblauen Fluten. Da die Täler steil abfallen, hat das Wasser keine Zeit, sich zu erwärmen und behält die Kühle eines Gletscherbaches bei. Erfrischt schlichen wir uns wieder durch den Garten zum Bungalow.

Unterdessen trafen auch die Ponies ein; die Männer mussten ausbezahlt werden, da sie sich nur verpflichtet hatten, uns bis Chilas zu begleiten. Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedeten wir uns von ihnen, nachdem sie 10 Tage lang unsere treuen Gefährten gewesen waren.

Die grösseren und kräftigeren Ponies, die bis Gilgit mitkommen sollten, konnten schwerer beladen werden, was ein Umpacken unserer Säcke und Kisten erforderte.

Die Eingeborenen von Chilas empfahlen uns, hier in Chilas der Sandfliegen wegen lange Hosen zu tragen, da ihre Stiche Fieber verursachen.

Jeder erhielt für die Nacht ein Moskitonetz. Nun wussten wir aber nicht, wie wir sie über unsere Betten hängen sollten. Endlich kam einer von uns auf die Idee, die Feldbetten umzukehren, mit den vier Füßen nach oben, und an diesen die Netze zu befestigen. Das Problem war gelöst, und wir schliefen trotz der grossen Hitze fest und gut.

Wir verliessen Chilas mit den neuen Ponies kurz nach 6 Uhr. Über dem Industal lagen noch tiefe Schatten. Noch einmal warfen wir einen Blick auf das unheimlich düstere Gefängnis.

Ein schöner Morgen erleichterte das Marschieren auf dem sandigen Pfad. Die Schatten bilden um diese Zeit je nach ihrer Intensität merkwürdige Farbenkontraste und Bilder auf dem gelblichen Sande... Stimmungen, wie sie nur in der Wüste zu sehen sind.

Im *Handbuch der Regionalen Geologie Zentralasiens* wird das Industal folgendermassen beschrieben: „Das Eozän des Industales zeigt sowohl durch seine Beschaffenheit als auch durch seine Lagerung klar, dass es dort entstanden ist, wo es heute noch liegt. Denn es besteht aus zuunterst weichen, bröckligen, hellbraunen und gelben Sandsteinen, häufig mit Diagonalschichtung, und in ihnen liegen sehr viele mehr oder weniger gerundete Granitbrocken, deren Durchmesser zum Teil einen Meter übersteigt.“

Wir begegneten den ersten Goldwäschern, die im Industal ziemlich zahlreich sind. Mit finsternen Blicken grüssten sie uns. Es ist ein merkwürdiges Gewerbe, winzige Mengen Gold aus dem Flusssand zu waschen. Wegen der grossen Hitze ist diese Arbeit nur während der Nacht möglich.

Die Goldwäscherfamilien führen ein armseliges und elendes Dasein. Tagsüber suchen sie unter Felsblöcken Schutz gegen die sengende Hitze und verkaufen den mühsam gewonnenen Goldstaub reicheren Dorfbewohnern oder vorbeiziehenden Karawanen. Das Gewicht wird mit trockenen Vogelbeeren ermittelt.

In der glühenden Hitze gingen die Stunden nur langsam vorüber. Nach 4 Stunden endlich erreichten wir die hoch über den Bunarfluss gespannte Brücke. Wie auf Verabredung standen bei der Brücke zwei Männer mit gefüllten Eimern. Dankbar goss ich das Wasser über mich.

Hatte wohl der uns vorausreitende Captain Hamilton diese Leute hieher gesandt? – Noch zwei mühsame und heisse Stunden auf dem sandigen Wege, und wir erreichten eine herrliche Oase, „Grass Farm“ genannt.

Ein Bauer zeigte mir den Weg nach dem Lagerplatz durch ein Gewirr von Bewässerungskanälen und bedeutete mir mit Gebärden, dass das Wasser schlecht sei und nicht getrunken werden dürfe.

Die Lufttemperatur überstieg 40 Grad Celsius, während die graubraunen, dahinjagenden Fluten des Indus kaum 10 Grad erreichten; ein eigenartiger Kontrast. – Wir hatten einen der heissesten Märsche hinter uns.

Am nächsten Tag verabschiedeten wir uns von den gastfreundlichen Bauern der „Grass Farm“ und erreichten nach einem kurzen Marsche den Bungalow von Jellipur. Die Gartenmauer ist zur Verteidigung gegen räuberische Nomadenstämme mit Schiessscharten versehen.

Am nächsten Morgen gelang es uns tatsächlich, um 3 Uhr Jellipur mit-samt den Ponies zu verlassen. Nach einigen Stunden Marsch durch das trostlose und von der Sonne versengte Tal gelangten wir zur Rakhiotbrücke. Nach dem Überqueren sahen wir zuhinterst im Rakhiottal den in der Sonne glitzernden Gipfel des Nanga Parbat. Ungeheuer hoch schien er uns. Es ist dies die gewaltigste Höhendifferenz der Welt auf eine so kurze Horizontal-distanz! Der höchste Gipfel ist an dieser Stelle kaum 20 km entfernt und erhebt sich fast 7000 m über den Indus. Bald verschwand er aber wieder hinter den davorliegenden Bergketten, und wir wanderten, diesem gewal-tigen Eindruck noch lange nachsinnend, weiter.

Immer heisser wurde es, bis wir plötzlich, um eine Ecke biegend, den Rakaposhi erblickten; begeistert vor Freude vergassen wir Staub und Hitze. Wir standen mitten im Himalaya, vor uns Rakaposhi, Dobani und, rückwärts schauend, die ungeheuer steil abfallenden Eishänge des Nanga Parbat. Die unmittelbare Nähe dieser Eishänge, Zeugen der deutschen Berg-steigertragödien, machten einen tiefen Eindruck auf uns.

Kurz vor dem Talichi-Bungalow mussten wir einen Bach durchschreiten; rasch zogen wir uns aus, legten uns hinein und liessen das erfrischende Wasser in den offenen Mund strömen.

Noch ein kurzer Aufstieg, und wir erreichten den Bungalow. Nun wurde es möglich, in bequemen Lehnstühlen ausgestreckt, die gewaltigen Berg-ketten auf uns einwirken zu lassen. An dem wolkenlosen, tiefblauen Himmel hoben sich die silbrig glänzenden Eisriesen zauberhaft ab.

Im Laufe des Nachmittags erhielten wir einen Brief, welchen ein Läufer in der schmucken Uniform eines „Officials“ überbrachte. Mainprice, „Assi-stant Political Agent“ von Gilgit, lud uns im Auftrag seines Chefs, Lt. Col. R. N. Bacon, ein, am folgenden Morgen in Jaglot einem Polospiel zu unseren Ehren beizuwohnen.

Um 4 Uhr in der Frühe verliessen wir Talichi und erreichten nach schwach 3 Stunden Jaglot. Da wir reichlich Zeit hatten, nahmen wir unser gewohntes Morgenbad. Beim Aufstieg vom Bachbett über die sandigen Hügel gegen das Dorf hörten wir wieder Musik. Eine grosse Schar Leute kam uns aus dem Dorfe entgegen; an der Spitze erkannten wir Mainprice mit seinen Begleitern. Unter schattigen Bäumen stand ein reichhaltiges, eng-lisches Frühstück bereit. Unermüdlich ertönten die einheimischen Weisen. Die vielen Neugierigen stammten wahrscheinlich zum grössten Teil aus den

umliegenden Dörfern. Gegen 9 Uhr begaben wir uns zum Poloplatz. Er gilt als der schönste Poloplatz der Welt, was wohl nicht übertrieben ist. Die mit rotgoldenen Früchten schwer behangenen Aprikosenbäume umgeben die sattgrüne Wiese, während in der Ferne die weissen Riesen des Karakorum sich zum blaustrahlenden Himmel erheben.

Es spielten Zivilleute, so dass die beiden Parteien nur schwer voneinander zu unterscheiden waren. Lustig flatterten die Tücher der Reiter. Unter den Zurufen der Bevölkerung wurde der Wettstreit ausgetragen; darauf führten die Eingeborenen einige Tänze vor. An solchen Festlichkeiten nehmen nur Männer teil; die Frau, als Mohammedanerin, darf das Haus nicht verlassen. Der Kontakt mit Fremden, Festlichkeiten, Politik und der „Bazaar“ bleiben ausschliesslich dem Manne reserviert.

Hier brachte uns ein Postbote die ersten Briefe aus der Schweiz, eine freudige Überraschung, da wir diese erst in Gilgit erwartet hatten.

Um 11 Uhr ritten wir fort. Obschon wir aus Trainingsgründen nicht in den Sattel steigen wollten, konnten wir die von Col. R. N. Bacon entgegengesandten Pferde nicht zurückweisen. Unter der Führung von Mainprice ritten wir ein fruchtbares Seitental hinauf; die heimwärtsziehende Bevölkerung grüsste uns überall ehrfürchtig. Nach dem sandigen Industal war dieses vegetationsreiche und paradiesähnliche Tal eine wahre Erholung. An Stelle des trüben Indus floss ein kristallklarer Bach, und die Gegend glich einem einzigen Obstgarten. Wie glücklich müssen die Leute hier sein!

Weit unter uns glitzerte der Bach; langsam fiel der Weg ab und erreichte dann in einigen Windungen den Talboden. Eine kümmerliche Brücke aus zwei in etwa 1 m Abstand über den Bach gelegten Baumstämmen mit querliegenden Brettern führte hinüber. Es war mir nicht klar, wie wir mit den Pferden hinüberkommen sollten.

Doch die in den umliegenden Hütten wohnenden Leute kamen herbei, um zu helfen. Wir stiegen ab und warteten auf der anderen Seite im Schatten von Aprikosenbäumen, während die Einheimischen ein Pferd nach dem andern über die etwas schief hängende und wackelige Brücke führten. Vorsichtig und sorgsam einen Fuss vor den andern stellend, überquerte jedes Pferd den Bach.

Während wir an diesem idyllischen Ort die uns von der Bevölkerung geschenkten süssen und saftigen Aprikosen und Pflaumen verzehrten, liessen wir auch unsere Pferde grasen.

Noch ein kurzer Ritt steil empor, und wir erreichten über ein wüstenähnliches Plateau einen Pass. Wie befürchtet, hatten sich die Berge in Wolken gehüllt. Unter uns lag das Tal des Gilgitflusses, welcher weiter unten in den Indus mündet. An dieser Stelle biegt der Indus scharf nach Süden um, durchbricht die grosse Himalayakette und begrenzt sie geographisch gegen Nordwesten.

Wir stiegen ab und führten die Pferde über den in unzähligen Windungen sich drehenden Weg in das öde, heisse Tal. Einmal unten, legten wir die 12 km zum Parri-Bungalow in rasendem Galopp und, lange Sandwolken hinter uns herziehend, in einer guten Stunde zurück. Es war 4 Uhr mittags – ein Bad in einem kleinen Bache befreite uns vom lästigen Sand.

Morgen sollten wir Gilgit erreichen, den Hauptort des gleichnamigen Distriktes und das Zentrum unserer Expedition.

Wir ritten um 8 Uhr weg. Zunächst ging es den fast senkrecht gegen den Fluss abfallenden Felswänden entlang. Mit unvorstellbarer Trittsicherheit galoppierten die Pferde auf dem in den Fels eingeschnittenen Weg.

Wir trugen Shorts, was nicht gerade die für diesen Zweck am besten geeignete Bekleidung war; wunde Körperstellen waren das Resultat.

Auf der anderen Seite lag Chamongarh, ein Dorf mit einem ganz besonders gastfreundlichen Lambardar, dessen Bekanntschaft wir auf dem Heimweg machen sollten.

Kurz vor Gilgit zeigte sich hinten im Dianortal der Rakaposhi, das Ziel unserer Expedition. Gebannt schauten wir gegen den mächtigen, unten nach allen Seiten steil abfallenden Südwestgrat. Auch sah man einen Teil des Ostgrates mit seinen zwei Vorgipfeln. Bei diesem Anblick wurden wir uns der bevorstehenden Schwierigkeiten voll bewusst. Doch gehört der Rakaposhi durch seine überragende Schönheit und Höhe (7790 m) zu derjenigen Klasse von Himalaya-Bergen, die jeden mit Genugtuung erfüllt, der einen Beitrag zu ihrer Erforschung liefern darf.

Wir waren jetzt nicht mehr weit vom Ort entfernt, wo der Hunzafluss in das Haupttal mündet. Im Dreieck, gebildet durch den Hunza- und Gilgitfluss und den dahinter liegenden Bergen, befindet sich der Flugplatz von Gilgit, auf dem kleinere, einmotorige Flugzeuge landen können.

Noch ein letzter Hügel, und wir erreichten die Oase von Gilgit (1493 m). In zweieinhalb Stunden legten unsere Ponies die 30 km von Parri bis Gilgit zurück. Unser Einzug in Gilgit glich einem Triumphzug römischer Feldherren: voraus ritten wir drei Expeditionsteilnehmer, hinter uns die beiden „Assistant Political Agents“, dann die uns begleitenden Offiziere der Scouts und am Schlusse die Diener. Ehrfürchtig grüssten die Einwohner; viele drängten sich an die Strasse, um uns zu sehen. Entgegenkommende Esel wurden von der Strasse weggetrieben, um sie für unseren Einzug freizumachen. Neugierig schauten die Händler des „Bazaars“ nach den Neuankömmlingen. Wir ritten den Hügel hinauf zu den Bungalows der kleinen englischen Kolonie.

Hier erwarteten uns Col. R. N. Bacon, „Political Agent“ des Gilgit-Distriktes, und seine Gemahlin in der „Residency“.

Gilgit

Im Garten der „Residency“, dem herrlichen Hause, in dem der „Political Agent“ wohnte, halfen uns Diener von den Pferden. Inzwischen kam uns auch schon Mrs. Bacon entgegen, hiess uns sehr freundlich willkommen und lud uns zum Mittagessen ein. Von diesem Augenblick an stand uns dieses gastfreie Haus den ganzen Sommer offen. Nebst Zimmer für uns, Unterkunft für die Sherpas, war auch schon ein Magazin für das Material bereit. Wir beschlossen, in diesem Paradiese drei Tage zu bleiben.

Jeden Abend luden uns andere englische Familien zum „dinner“ ein; am ersten Abend in der „Residency“, am zweiten bei Major Grant, dem Arzt des Spitals, und am dritten bei Major Milanès, dem Kommandanten der Scouts.

Mit den Vorbereitungen für den Angriff auf den Rakaposhi vergingen die Tage rasch. Wir rüsteten uns mit Proviant für 50 Tage aus. Die Einkäufe machten wir bei Abdul Jabbar, dem Manager des grössten Ladens. Er war ein äusserst zuvorkommender, zuverlässiger und stattlich aussehender Mohammedaner, anscheinend ein Mann von grossem Einfluss. Wir kauften Zucker, Reis, Weizenmehl, geröstetes Gerstenmehl, Linsen und Gewürze. Einzig Tabak mussten wir bei Beshmer Das, einem Hindu, kaufen. Auch für Kleingeld mussten wir besorgt sein; denn in den abgelegenen Tälern kann niemand wechseln.

Am 6. Juni kam ein Flugzeug, um den „Political Agent“ zu einer Besprechung nach Indien abzuholen. Ihm entstieg der Kanadier Campbell Secord, der am 1. Juni London verlassen hatte, um sich uns anzuschliessen.

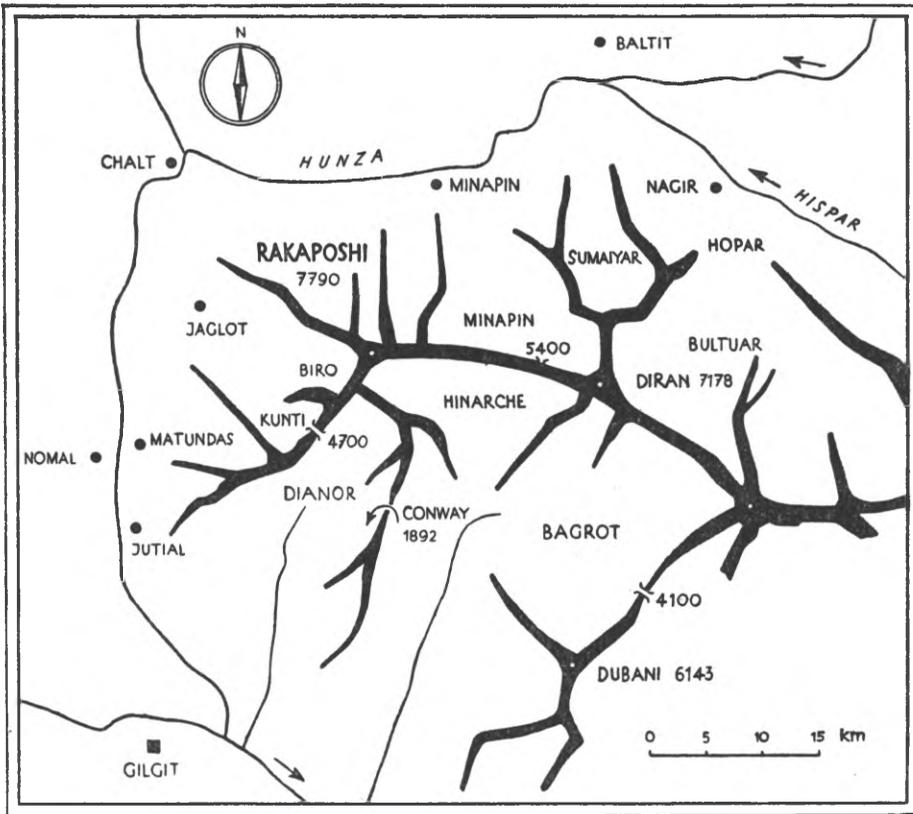
Nun war unsere Equipe vollständig.

Unser junger kanadischer Bergkamerad hatte im Jahre 1938 mit Vivyan als erster den Rakaposhi zu besteigen versucht und einen kleinen Vorgipfel auf dem Nordwestgrat erreicht.

Auf Grund seiner Aussagen beschlossen wir, den Rakaposhi von Südwesten her aus dem Jaglottal anzugehen.

Der Rakaposhi

Am frühen Morgen des 7. Juni verliessen Tilman, Kappeler und Secord Gilgit mit 9 Ponies, welche das Bergsteigermaterial und den Proviant für 50 Tage für uns und die Sherpas trugen. Major Milanès stellte uns 15 Scouts als Träger zur Verfügung. Sie sollten uns helfen, das Material und den Proviant in das „Base Camp“ zu transportieren.



Gebiet des Rakaposhi

Lt. Col. Bacon gab uns Mainprice als Begleiter und Dolmetscher mit, um eventuelle Schwierigkeiten in der Verständigung mit den Eingeborenen zu beheben.

Nachmittags 4 Uhr, nachdem die Luft sich etwas abgekühlt hatte, verabschiedete auch ich mich und ritt mit Mainprice und seinen Dienern weg. In rasendem Galopp strebten wir dem Flugfeld zu. Die Diener mussten hier ein Stück weit zu Fuss gehen, da wir an einer für Mohammedaner heiligen Stelle vorbeikamen.

Nun bogen wir in das öde Tal des Hunzaflusses ein. Unsere zähen Poloponies galoppierten unermüdlich talaufwärts über den fast endlos scheinenden, sandigen Weg, der nach Hunza und von dort über den Mintaka- oder den parallel dazu gehenden Kilikpass nach Chinesisch-Turkestan führt. Wir begegneten einigen Chinesen, die mit ihren schwer beladenen Pferden nur langsam vorwärts kamen. Wahrscheinlich brachten sie Seide nach Gilgit.

Unterdessen verschwand die Sonne hinter den Bergkämmen, und die Luft wurde kühler; dadurch empfand man die Ausstrahlung der warmen Steine intensiver.

Nach den sandigen Ebenen führte der Weg hoch über dem Flusse durch Felshänge. Es war waghalsig, mit den Ponies im Galopp den Abgründen entlang zu reiten; ein Ausgleiten hätte den sicheren Sturz in die Tiefe zur Folge gehabt. Aber mit trefflicher Sicherheit überquerten sie die Felsplatten und losen Steine.

Gegen Abend erreichten wir Nomal, ein langgezogenes Dorf, an dessen oberem Ende der Bungalow stand. Freudig begrüßten uns unsere Kameraden. Eine unheimliche Menge Fliegen störte die verdiente Ruhe nach dem heissen Ritt. Dank unseren Moskitonetzen konnten wir wenigstens ruhig schlafen.

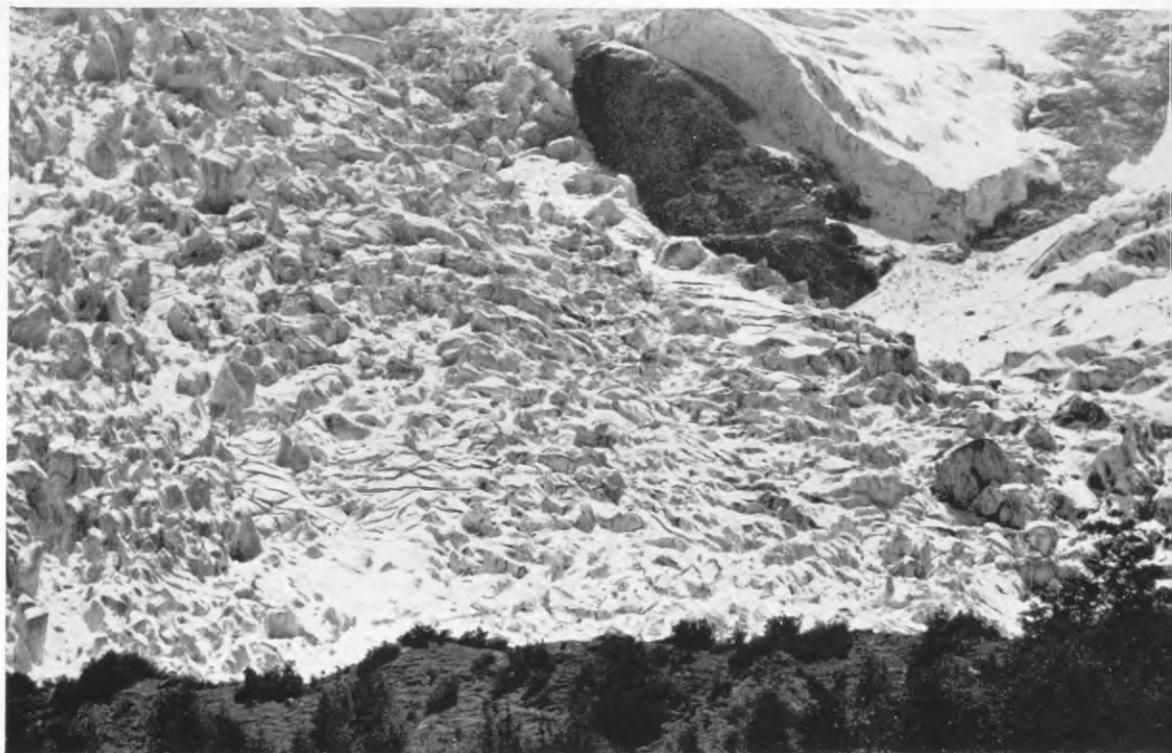
Anderntags verliessen wir Nomal mit den 15 Scouts. Sie nahmen die Hälfte des Materials mit, während der Rest vorläufig im Bungalow zurückblieb. 5 km talaufwärts musste die Seilbrücke von Matundas überschritten werden.

Diese sogenannten Seilbrücken bestehen aus drei dicken Seilen, die aus biegsamen Zweigen geflochten sind. Zwei Seile dienen als Geländer, während das dritte zum Gehen benützt wird. Um den Übergang mit Lasten zu ermöglichen, mussten die beiden Geländerseile etwa alle 5 m auseinandergespreizt werden; dabei waren uns die Einwohner von Matundas behilflich. Sie sind auch verantwortlich für den Zustand der Brücke. In der Regel ist eine solche Brücke nicht länger als ein Jahr benützbar und muss nach dieser Zeit ersetzt werden.

Das Überqueren ist nicht ganz einfach. Wichtig ist, geradeaus zu schauen und nicht in das Wasser, was auf dem abfallenden Teil der Brücke schwierig ist. Schaut man in das mit grosser Geschwindigkeit vorbeijagende Wasser, so scheint sich die Brücke für den Überschreitenden zu drehen. Die vom Wasser mitgerissene und aufgewirbelte Luft erhöht diesen Eindruck noch.

Die Eingeborenen überquerten mit ihren schweren Lasten die Brücke mit grosser Gewandtheit; unsere Sherpas bewährten sich dabei weniger. Zu unserem nicht geringen Erstaunen mussten sie alle getragen werden. Zitternd klammerten sie sich auf dem Rücken der Einheimischen fest, und nach überstandem Schrecken dankten sie mit einem kleinen „Bakshish“ (Trinkgeld) grinsend für die Hilfe. Die immer dienstfertige Bereitwilligkeit der Dorfbewohner wollte sich auch auf uns erstrecken; wir hatten Mühe, ihnen begreiflich zu machen, dass wir selbständig über die Brücke gehen möchten.

Der Übergang des ganzen Zuges über die etwa 80 m lange Seilbrücke dauerte fast eine Stunde. Dann setzten wir den Marsch auf dem anderen Ufer des Hunzaflusses fort. Der Weg war hier bedeutend schlechter.



Rakaposhi und „Monk's Head“ mit Birogletscher



Oben: Im oberen Jaglotal

Unten: „Daru Kushi“. Wiese am Birogletscher



Oben: Flötenkonzert in Jutial
Unten: Tret-Dresche im Jaglottal



Im Dorf Jaglot

Nach 2 Stunden erreichten wir den Punkt, wo das Tal des Hunzaflusses eine Schlucht bildet, die wir verliessen, um über einen Kamm in das Jaglotal zu gelangen. Ein steiler Aufstieg mit vielen Windungen führte uns hinauf. Auf dem Kamm stand ein aus drei Balken gebildetes Tor, der Zugang zum Jaglotal. Es war fruchtbares, mit Weiden und Obstbäumen bedecktes Kulturland. Das Wasser floss in grossen Mengen von den Gletschern des Rakaposhi hinunter. Überall waren Bewässerungskanäle angelegt. Für unsere Augen war es eine Wohltat, nach den dürren Tälern des Indus und des Hunzaflusses diese üppige Vegetation zu sehen. Einem Bewässerungskanal entlang führte uns ein anmutiger Pfad zum Dorfe Jaglot (etwa 2000 m).

Die Bevölkerung brachte uns Bettgestelle allereinfachster Art und Teppiche sowie Körbe mit Früchten. Später trafen auch die Scouts mit ihren schweren Lasten ein.

Fliegen waren in unvorstellbarer Anzahl vorhanden!

Leider fühlte ich mich nicht wohl und hatte Fieber; schon seit Gilgit wurde ich von mehreren Furunkeln geplagt. Ich legte mich mittags hin, und die Dorfbewohner setzten sich im Kreise um mein Bett, mich mit seltsamen Blicken betrachtend. Offenbar hatten sie noch nie einen kranken Sahib gesehen.

Wir fragten den Lambardar nach einem Reitpferd, da ich voraussichtlich morgen nicht wohl genug wäre, um den langen Marsch nach dem „Base Camp“ wagen zu können.

Doch am Morgen war das versprochene Pony nicht da, so dass ich den Aufstieg mit den andern zusammen versuchte. Nach 2 Stunden legte ich mich unter einen Baum, um auf das Pferd zu warten. Sofort brachten mir Eingeborene Teppiche und Früchte. Zwei Mann blieben bei mir und setzten sich in gemessenem Abstand unter einen andern Baum, um mich ja nicht zu stören. Endlich kam das ersehnte Pony. Das arme Tier hatte Mühe, mich über die steilen, steinbedeckten Hänge zu tragen. An allzu schwierigen Stellen halfen mir die Begleitmänner herunter. Der Aufstieg wurde mir schwer, und ich konnte die schöne Gegend gar nicht recht geniessen.

Im oberen Tale wurde das Reiten durch die niederen Bäume und Stauden sehr mühsam, obschon die mich begleitenden Männer alles taten, um hinderliche Äste abzuschlagen. Eine nicht endenwollende Moräne führte immer weiter hinauf; Stunden vergingen, und das tapfere Pony konnte manchmal fast nicht mehr weiter. Endlich erreichten wir eine ebene Wiese neben der riesigen Moräne.

Für ein Lager schien sie uns zwar noch zu tief gelegen. Wir zogen weiter und kamen zu einer zweiten Wiese. Secord, der 1938 hier gewesen war, erinnerte sich nicht mehr genau, ob er sein Lager hier gehabt hatte oder noch weiter oben.

Wir entschlossen uns, hier zu bleiben, da die Scouts mit ihren schweren Lasten bereits einen langen Aufstieg hinter sich hatten.

Vermutlich sind diese ebenen Wiesen früher Seen gewesen, die sich durch Absetzen von Sand langsam aufgefüllt hatten. Später trafen wir noch oft auf solche herrlichen Wiesen zwischen Gletschermoräne und Berg. Manchmal befanden sich solche Flächen noch im Stadium des Sumpfes oder Sees; die Bevölkerung nennt diese Stellen „Daru Kush“. Landschaftlich haben solche Plätze einen grossen Reiz.

Am nächsten Morgen verlegten wir unser Lager nach dem obersten „Daru Kush“. Die Scouts wurden nach Nomal zurückgesandt, um den Rest des Materials zu holen. Die Sherpas richteten das „Base Camp“ ein, während wir uns im Angesicht des Rakaposhi mit den Aufstiegsmöglichkeiten zu beschäftigen begannen.

Der Name Rakaposhi wird folgendermassen gedeutet: Am Todestag eines berühmten Vertreters der Familie „Raka“ im Bagrottal sollen sich am Berggipfel weisse Wolkenfahnen gebildet haben; diese nennen die Eingeborenen „Poshi“. Genauere Nachforschungen haben aber ergeben, dass der Familienname „Raki“ heisst und die Bezeichnung der Wolkenfahnen „Pushi“ lautet. Der Berg sollte also logischerweise „Rakipushi“ genannt werden.

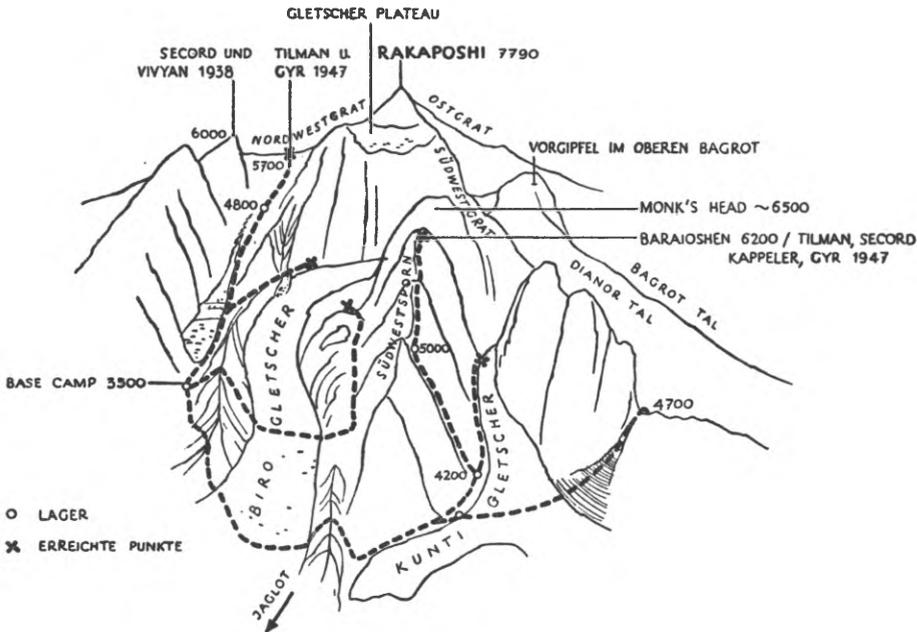
Auf der Hunzaseite wird er meistens mit „Dumani“ bezeichnet; wir haben aber später festgestellt, dass die Eingeborenen dort den hohen Bergen ganz allgemein diesen Namen geben.

Vom Lager aus konnten wir den Gipfel sehen, der sich als fast gleichschenkeliges Dreieck über einem grossen Gletscherplateau erhebt, dessen vordere Kante von uns aus sichtbar war. Der eine Schenkel bildet den Nordwest- und der andere den Südwestgrat. Eine steil abfallende Eisflanke, durchsetzt mit horizontal geschichteten Felsen, verbindet die beiden Gräte.

Der felsige und scharfe Nordwestgrat verläuft dort, wo er auf das Gipfelplateau trifft, in eine Kuppe und fällt dann nochmals weiter ab. Ein langes, horizontales Gratstück verbindet auf etwa 5700 m Höhe diesen Gipfelgrat mit dem ungefähr 6000 m hohen Vorgipfel, welcher 1938 von Secord und Vivyan bestiegen wurde. Von diesem erstreckt sich ein Grat gegen Nordwesten bis zum Hunzafluss hinunter.

Der Südwestgrat fällt bis zu einer Höhe von 6000 m stetig ab. Dann teilt er sich in zwei Teile: diese Gabelung ist die obere Begrenzung des Kuntigletschers.

Dieser Grat, bis zur Gabelung ein breiter Schneerücken, wird zu einem scharfen, zackigen, mit bizarren Gendarmen durchsetzten Felsgrat aus Granit. Ungefähr in der Fortsetzung des Jaglottaales befindet sich eine Ein-



Rakaposhi von Südwesten

senkung, ein Pass hinüber ins Dianortal. Dann steigt er wieder an bis zur Badishishgruppe und biegt dort scharf nach Westen ab. Dieser Teil des Grates bildet die südliche Begrenzung des Jaglottales.

Der Nebengrat (ebenfalls Granit) teilt als sogenannter Südwestsporn das obere Jaglottal in zwei Teile und trennt den Biro- vom Kuntigletscher. Kurz nach der Abzweigung erhebt sich eine etwa 6200 m hohe Schneekuppe, welche wir „Monk's Head“ nannten. Der nächste Gipfel im Südwestsporn ist der etwa 6100 m hohe Baraioshen. Von hier aus ist der Südwestsporn ein stark verwächterter Grat, erst horizontal und dann steil abfallend ins Jaglottal, einen breiten Rücken bildend.

Der Birogletscher, an dessen rechtem Ufer unser „Base Camp“ stand, frisst sich tief in den Berg ein und entspringt in steilem Abfall dem Südwestgrat. Seine linke Flanke bildet der Südwestsporn, und die rechte Seite ist begrenzt durch die fast senkrecht abfallenden Eishänge des Gipfelplateaus.

Um die Beschreibung des Rakaposhimassives an dieser Stelle fortsetzen zu können, greifen wir zu unseren späteren Erkundungen dieses Gebietes.

Die Nordseite des Rakaposhi ist eine fast 6000 m hohe Eiswand gegen das Hunzatal.

Nach Osten fällt die Gipfelpyramide ebenfalls fast senkrecht ab. Diese Wand wird gegen Norden durch den flach verlaufenden Ostgrat begrenzt. Der Ostgrat ist auf beiden Seiten sehr steil; die tiefste Einsenkung befindet sich hinten im Tal des Minapingletschers und ist etwa 5400 m hoch. Zu den zwei herausragenden Vorgipfeln führen messerscharfe Eisgräte vom Hunzatal empor.

Das Dianortal geht nicht ganz bis zum Ostgrat, sondern endet in steilem Aufschwung in einem Pass, der sich gegen Westen an die Ostwand des Rakaposhi anlehnt und gegen Osten zu einer hohen Schneekuppe führt, von welcher aus ein Grat sich gegen Süden zieht und das Bagrot- vom Dianortal trennt.

Dieser Grat wurde im Jahre 1892 von Conway überschritten.¹

Wir waren uns einig, dass die Schlüsselstellung zum Rakaposhi das Gletscherplateau ist, von welchem aus der Gipfel über den Südwestgrat eventuell erreicht werden könnte.

Folgende Routen erschienen uns als Möglichkeiten zum Aufstieg auf das Plateau:

1. Ein direkter Aufstieg zum Nordwestgrat, dann diesem folgend (die Route, die Secord seinerzeit wählte, war zu lang). Diesen Aufstieg nannten wir „short cut“.

2. Ein Aufstieg über den Birogletscher bis zum Südwestgrat. Wir nannten in „corridor route“.

3. Eine Traversierung des Südwestsporns bis zum „Monk's Head“ und von dort dem Südwestgrat folgend.

4. Ein Aufstieg vom Kuntigletscher aus bis zum Südwestgrat.

Alle diese Aufstiege sind sehr steil, da die Gletscher überall aussergewöhnlich tief eingeschnitten sind.

Am 11. Juni, einen Tag nach unserer Ankunft im „Base Camp“, erkundeten Kappeler, Secord und Tilman das Eislabyrinth des Birogletschers. Ihr ursprünglicher Optimismus wurde etwas gedämpft, da der Gletscher sehr stark zerklüftet war.

Am nächsten Tage stiess Tilman, begleitet von einem Sherpa, den Hängen des Südwestsporns entlang vor und erreichte eine Kuppe in etwa Zweidrittelhöhe des Abbruches, auf welcher es möglich gewesen wäre, ein Lager einzurichten. Nachmittags, auf dem Rückweg, fegten aber so viele Lawinen vom Südwestsporn herab, dass die beiden nur unter grosser Gefahr wieder zurückkamen.

¹ Conway, William Martin, *Climbing and Exploration in the Karakoram Himalayas*, London, 1894.

Am gleichen Tage versuchten Kappeler und Secord auf dem linken Ufer des Birogletschers, das Eislabirynth zu umgehen. Sie kamen aber weniger weit als Tilman, da die Flanken des Berges zu steil waren. Dabei wurden die beiden beim Überqueren einer Runse fast von einer Lawine weggerissen. Sie hörten ihr Donnern, und, während Kappeler nach vorne und Secord nach rückwärts auswich, stürzten die Fels- und Eisblöcke zwischen beiden auf den Gletscher hinunter. Erstarrt vor Schrecken, war jeder davon überzeugt, dass sein Kamerad den sicheren Tod gefunden habe. Erst als die Staubwolken sich gelegt hatten, sahen sie einander wieder.

Nach diesen zwei ersten Tagen war unsere Zuversicht etwas gemindert. Wir beschlossen, auch das Tal des Kuntigletschers zu erkunden, um festzustellen, ob etwa der „Monk's Head“ von dort aus bestiegen werden könnte.

Unterdessen brachten die Scouts den Rest des Expeditionsmaterials aus Nomal herauf.

Diesmal kehrten meine Kameraden am Abend beglückt zurück; denn sie beurteilten die Möglichkeiten vom Kuntital aus als günstig. Somit zogen wir, mit Proviant für vier Tage versehen, am folgenden Morgen dorthin. In Nebel und Regen wanderten wir die Moräne hinunter, traversierten den Birogletscher und gelangten über einen mit Gebüsch bewachsenen Hang zur Zunge des Kuntigletschers.

Von dort stiegen wir über die Seitenmoräne bis zur Mündung des Manogletschers hinauf. Sodann zogen wir in nördlicher Richtung über steile Geröllhalden noch 2 Stunden aufwärts, bis wir eine gegen Steinschlag geschützte Stelle fanden. In strömendem Regen und undurchdringlichem Nebel stellten wir unsere Zelte auf.

Als wir am andern Morgen aufwachten, lag überall tiefer Schnee. Gegen Mittag verliessen wir das Lager und bahnten uns mühsam einen Weg das Kuntital aufwärts. Als sich das Wetter besserte, bemerkten wir zu unserer Enttäuschung, dass das Tal flach bleibt. Immer höher schien der „Monk's Head“ über uns zu stehen, immer steiler werden die Hänge, die zu ihm emporführen. Schliesslich bildet eine fast senkrechte Eiswand den Talabschluss.

Wir mussten einsehen, dass hier ein Aufstieg nicht in Frage kommen konnte und begannen deshalb die Talseiten zu studieren. Der überall liegende tiefe Schnee verhinderte die sichere Beurteilung des Geländes.

Schon jetzt, als Resultat dieser ersten Versuche, mussten wir erkennen, dass es weder gegen den „Monk's Head“ noch nach den Ausläufern des Südwestgrates eine Aufstiegsmöglichkeit gibt.

Dagegen ist im Südwestsporn eine Einsattelung zu sehen, nach welcher eine steile Runse führt. Ein Aufstieg durch diese schien uns möglich; daher

beschlossen wir, im Kuntital ein grösseres Lager einzurichten. Infolge des schlechten Wetters mussten wir den nächsten Tag in unseren Zelten verbringen, wobei Tilman die Gelegenheit benützte, um mit den Scouts den Transport des Materials vom „Daru Kush“ bis hierher zu organisieren.

Mit den Sherpas verlegten wir unser jetziges Lager etwas weiter hinauf an eine günstigere Stelle. Wasser war vorhanden, aber Holz musste ungefähr anderthalb Stunden weiter unten geholt werden. Wir befanden uns auf ungefähr 4000 m Höhe.

Es war bedauerlich, das so prachtvoll gelegene Lager vom „Daru Kush“, von Wiesen und Birken umgeben, verlassen zu müssen, um es in dieser Steinwüste zu errichten. Dafür wurden wir entschädigt durch die einzigartige Aussicht auf die riesigen Eiswände, welche den Kessel des Manogletschers nach Südosten abschliessen.

Am andern Tag war das Wetter etwas besser; es lag aber überall viel Neuschnee. Wir brachen trotzdem auf, um durch die vor einigen Tagen entdeckte Runse auf den Südwestsporn zu gelangen. Durch tiefen Lawinenschnee bahnten wir uns einen Weg; alle 20 Minuten wechselten wir mit Wegtreteten ab. Nach unseren Höhenmessern stiegen wir kaum 200 m in der Stunde. Nach drei mühsamen Stunden befanden wir uns am eigentlichen Einstieg. Hier überkletterten wir einige Platten und umgingen so die senkrecht abfallenden letzten 30 m dieser Rinne. Zu unserer Enttäuschung war der Schnee in diesem Einschnitt ebenso weich wie auf dem eben überquerten Lawinenkegel, ja es lag sogar Eis unter dem Schnee, was das Schlagen von Stufen notwendig machte. Es blieb nichts anderes übrig, als sich in die mühsame Spurarbeit zu teilen und möglichst in der Falllinie dem Sattel im Südwestsporn zuzustreben.

Aber wie sollten hier die Sherpas und wir mit den schweren Lasten hinkommen? Dies schien uns beinahe unmöglich.

Endlich, nach 5 Stunden angestrengter Arbeit, erreichten wir den Sattel. Die Höhenmesser zeigten 5000 m.

Der Südwestsporn bildet hier einen breiten, steil ansteigenden Rücken. Soweit wir von hier aus beurteilen konnten, war ein Vorstoss über diesen Sporn möglich; so entschieden wir uns, im Sattel ein Lager einzurichten. Es war genügend Platz dazu vorhanden.

Wir sahen auch zu den Ausläufern des Südwestgrates hinüber. Für den Fall, dass diese Ausläufer vom Dianortal erreicht werden könnten, würde der Aufstieg zum Rakaposhi ganz wesentlich kürzer sein.

Die Kälte zwang uns, den Sattel bald wieder zu verlassen. Der Abstieg gestaltete sich viel einfacher, als wir angenommen hatten; wir kehrten schon nach 2½ Stunden ins Lager zurück.

Unterdessen hatten die Scouts einen guten Teil des Materials vom „Daru Kush“ heraufgebracht.

Wir trockneten unsere Kleider so gut es ging in der nur spärlich scheinenden Sonne. Nach einem gemütlichen Nachessen legten wir uns in die Zelte. Der erfolgreiche Tag stimmte uns zuversichtlich.

Beim Erwachen war das Wetter schlecht; Hagel und Schnee, Sonne und Regen wechselten in schneller Reihenfolge und zwangen uns, im Lager zu bleiben.

Der Kommandant der Gilgit-Scouts sandte uns aus einer Entfernung von 3 Tagen regelmässig Gemüse und Früchte aus seinem Garten. Der Läufer brachte zugleich Post und Zeitungen mit; so waren wir in diesem entlegenen Tal immer gut über die Vorgänge in der Welt orientiert, allerdings mit einer Verspätung von ungefähr 4 Wochen.

Dank unserem „Securo“-Drucktopf war es uns möglich, auf dieser Höhe Reis zu kochen. Angdawa, der Koch, erlernte seine Künste in einem Hotel in Darjeeling; Phurbo, sein Stiefbruder, bediente uns bei Tisch, besser gesagt am Boden. Angtingit war der kräftigste, litt aber zeitweise an Malaria, die er sich während des Krieges in Burma zugezogen hatte. Neina, der älteste, war im letzten Moment für einen Kollegen eingesprungen, der kurz vor der Abreise krank geworden war.

Alle vier waren die denkbar treuesten Begleiter und aufmerksamsten Diener; nur blieben leider ihre bergsteigerischen Fähigkeiten weit hinter unseren Erwartungen zurück. Wenn der Hagel niederprasselte und wir rauchend und lesend in unseren Zelten lagen, erschien plötzlich eine dunkle Hand mit einem Pudding oder sonst einem Leckerbissen, wobei auch der Kaffee nicht fehlte. Die Sherpas wissen sehr genau, was ihre Sahibs lieben und womit sie ihnen die Langeweile vertreiben können.

Am nächsten Tag, als das Wetter sich aufhellte, starteten wir mit zwei Sherpas und brachten drei Zelte, Bergsteigermaterial, Primuskocher, Petrol und Pemmikan zum Sattel, wo wir zwei Tage vorher gewesen waren. Dank den nicht völlig verwehten, alten Spuren gestaltete sich der Aufstieg trotz den schweren Lasten leichter als das erstemal. Doch weil das Wetter weiterhin kalt und unfreundlich blieb, stellten wir nur die Zelte auf, verstauten das mitgebrachte Material und stiegen wieder zum Kuntigletscher hinunter. Gegen Abend klärte sich der Himmel auf.

Anderntags füllten wir wieder unsere Säcke und stiegen zum drittenmal zum oberen Lager hinauf. In anstrengendem Marsch erreichten wir den Sattel im Nordwestsporn. Wir räumten unsere Zelte aus und bereiteten sie zum Schlafen vor. Diesmal hatten wir alle vier Sherpas mit uns. Als wir eingerichtet waren, schickten wir Angdawa und Neina ins untere Lager zurück.

Dies war unser erster Abend auf 5000 m. Über dem Hindukushgebirge lag eine eigenartige Gewitterstimmung. Gegen Süden sah man bis zu den fernen Ebenen Indiens. Ostwärts, im Vordergrund, hob sich scharf der Südwestgrat des Rakaposhi ab. Rechts befand sich die Eispyramide des Dobani. Ganz in der Ferne erblickten wir den Haramosh, eine Eisspitze, die in den Himmel sticht. Auf weiter Ebene steht dieser Berg allein und abgesondert da. Wir konnten die grossartige Aussicht nicht genug bewundern.

Später war die Abendstimmung so schön, dass wir nochmals aus den Schlafsäcken krochen, um den grandiosen Sonnenuntergang zu erleben. Wie gigantische Kulissen erschienen uns die Bergketten. Der blaue Himmel färbte sich flammendrot und ging mit der untergehenden Sonne in ein intensives Goldgelb über; dabei veränderten sich die Schatten derart, dass einzelne Ketten verschwanden und neue auftauchen liessen. Schwere Gewitterwolken über Afghanistan machten das unvergessliche Schauspiel noch eindrucksvoller.

Am nächsten Morgen hingen schwere Wolken tief am Himmel; die Hoffnung auf einen schönen Tag schwand. Trotzdem machten wir uns auf den Weg, um einen Platz für das nächste Lager zu suchen.

Auf dem fast 1000 m hohen Hang, den wir zu überwinden hatten, lag der Schnee sehr tief. Wir brachen bis an die Knie ein; wieder wurde alle 20 Minuten der Vorausgehende abgelöst. Ein heftiges Schneetreiben verhinderte jede Sicht. Nach einer Stunde begann es orkanartig zu blasen, der Schnee drang überall in unsere Kleider ein. An ein Weitergehen war kaum mehr zu denken. Wir hielten Rat und beschlossen umzukehren.

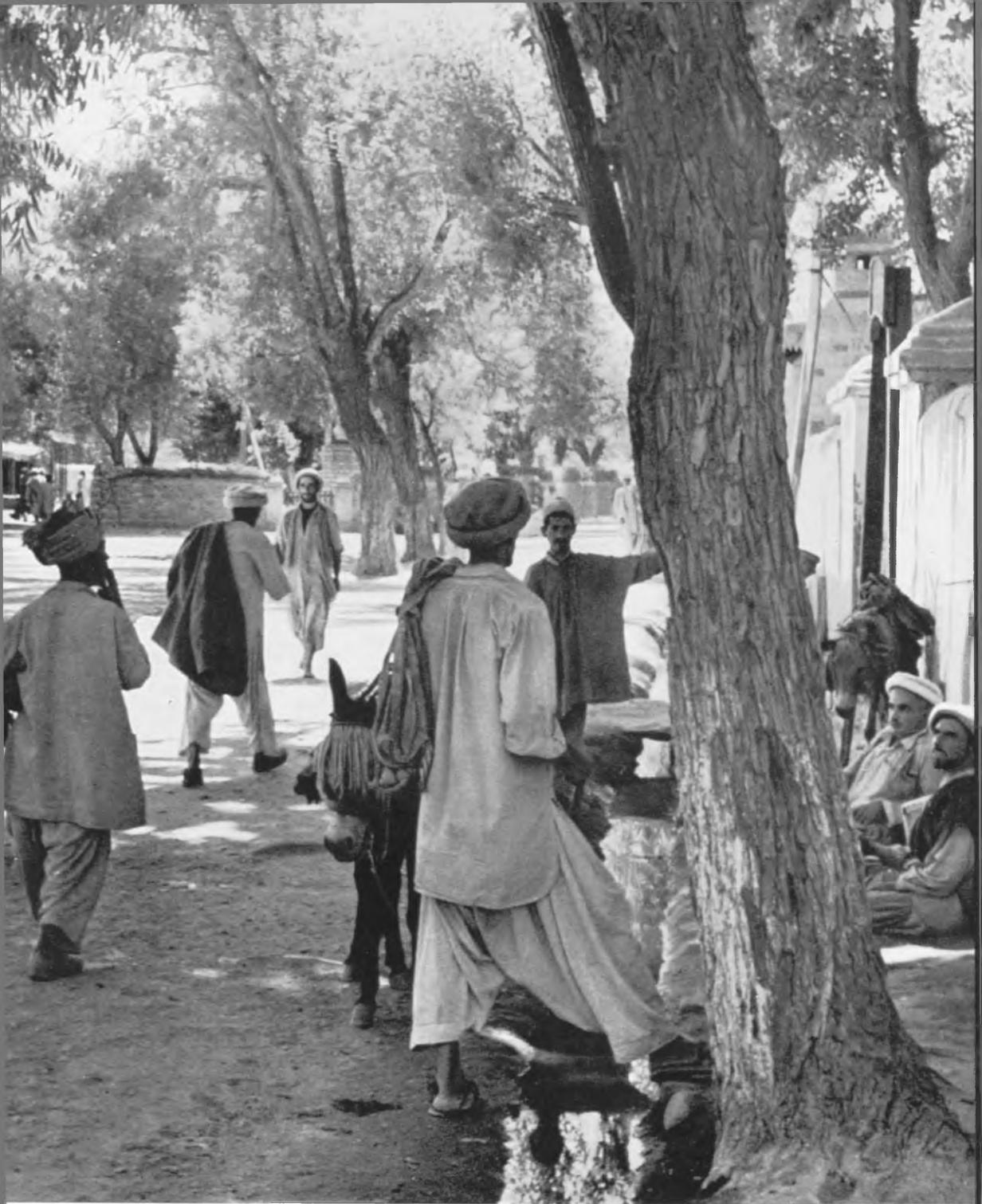
Als wir beim Lagerplatz eintrafen, stiegen gerade Angdawa und Neina vom Kuntlager mit weiterem Proviant zu uns hinauf. Wir deponierten ihn in den Zelten und stiegen alle zu Tal. Das Wetter hatte unser Vordringen gegen den Rakaposhi vereitelt. Abends schien die Sonne wieder; wir konnten unsere nassen Kleider notdürftig trocknen.

Obwohl das Wetter am folgenden Tag noch schlecht war, brachten wir wieder Proviant ins obere Lager. Wir hatten nun Material für mehr als 14 Tage dort oben.

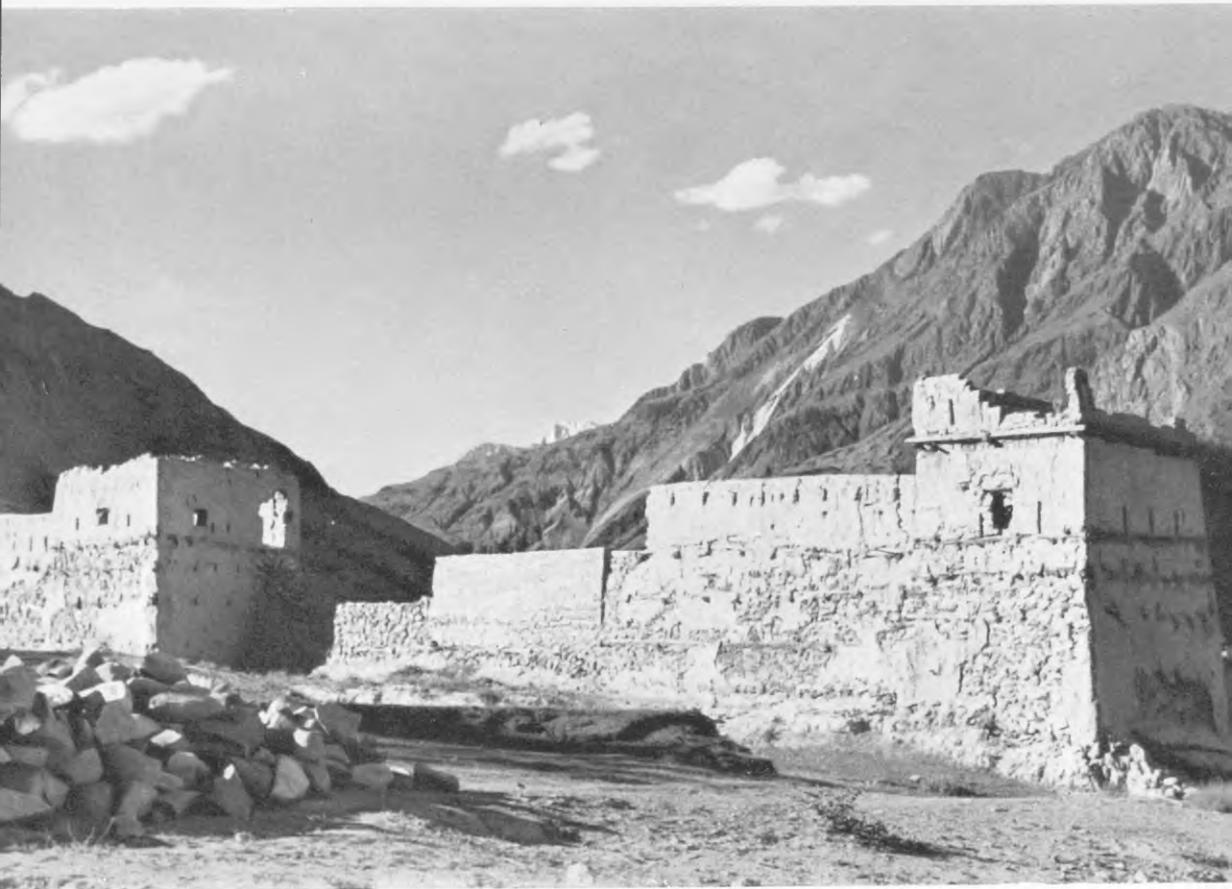
Infolge der Anstrengungen der letzten Zeit waren wir ziemlich müde und schalteten einen Ruhetag ein. Gleichzeitig brachte uns ein Läufer die Post aus Gilgit; so hatten wir Zeit, unsere Briefe zu beantworten.

Der nächste Tag brachte endlich schönes Wetter. Wir stiegen zum Sattel empor. Es war die zweite Nacht, die wir dort oben, umgeben von den gewaltigen Bergen und Gräten, zubrachten.

Schon zum sechstenmal machten wir den Aufstieg, um nur einen Teil des Materials hinaufzuschaffen. Schon diese vielen, teilweise durch die Ungunst



Dorfplatz in Gilgit



Festung Noinal am Eingang zur Schlucht des Hunzaflusses



In der Schlucht zwischen Nomal und Chalt



Unteres Ende des Baltargletschers

der Wetterverhältnisse notwendigen Aufstiege zeigen die schweren Bedingungen, die für die Erforschung eines Bergmassivs wie das des Rakaposhi bestehen. Das schöne Wetter stimmte uns froh. Mit neu gewonnener Hoffnung nahmen wir den langen und mühsamen Hang wieder in Angriff. Der Schnee lag aber immer noch sehr tief. Trotz unseren schweren Rucksäcken bewältigten wir 300 m in der Stunde.

Nach ungefähr 3 Stunden erreichten wir den eigentlichen Grat, gebildet durch Wächten von riesigen Dimensionen, Zeichen gewaltiger Stürme. Vorsichtig, mit gemessenem Abstand vom Gratrand, spurten wir weiter nach einem sich scharf abhebenden Schneegipfel, welcher von den Einheimischen mit Bareioshen bezeichnet wird. Einmal dort angelangt, sah die Fortsetzung des geplanten Aufstieges bedeutend weniger einfach aus, als wir es uns vorgestellt hatten! Der Grat wurde viel steiler; die Überhänge nahmen riesenhafte Dimensionen an.

Ein kurzer, aber steiler Abstieg, und wir standen auf einem unerwartet schwierigen Gratstück. Ich ging voraus und trat die Spur so weit als möglich von der Gratkante entfernt, um nicht mit einer Wächte abzustürzen. Plötzlich krachte es drohend unter meinen Füßen; ich fühlte, wie der Boden nachgab. Rasch warf ich mich auf die Gegenseite, von der stürzenden Wächte fort, und blieb im weichen Schnee liegen. An den entsetzten Gesichtern meiner Seilgefährten wurde mir bewusst, welcher Gefahr ich soeben entronnen war. Genau längs meiner Spur war die Wächte abgebrochen und löste eine Lawine los, die nach dem Birogletscher hinunterdonnerte. Der hinter mir vor der Bruchstelle am Seil folgende Sherpa lag ebenfalls im Schnee mit einem vor Schreck erstarrten Gesicht, sicher gehalten von Tilman, der als dritter am gleichen Seil ging. Für sie war der Schock am grössten, weil die Wächte nur wenige Meter vor ihnen in die Tiefe stürzte.

Wir verlegten unsere Spur am Hang mehr nach unten, um sicher zu sein, dass sich das gleiche nicht noch einmal wiederholen würde.

Nach Traversierung eines 30 m hohen Schneegedarmen zeigte sich der Grat noch schärfer, und die Wächten waren noch gewaltiger. Wir vergrösserten nochmals den Abstand von der Kante. Schliesslich kamen wir zu einem kleinen Schneeplateau. Vor uns lag der höchste Gipfel (6200 m) im Grat des Südwestsporns, eine etwa 200 m hohe Schneepyramide.

Nach einer kleinen Stärkung nahmen wir die Pyramide in Angriff. Zunächst erreichten wir eine Schulter im Grat und konnten nun über die fast 2500 m hohe Fels- und Eiswand auf den Birogletscher hinuntersehen. Die Sherpas hatten Angst, höher zu steigen, so dass Kappeler die beiden ans Seil nahm und in Sicherheit brachte. – Unterdessen versuchte Tilman, von mir am Seil gesichert, über das sehr exponierte Gratstück zum Gipfel zu gelangen.

Er stand bis an die Hüften im Schnee und bahnte mit Pickel und Händen den Weg auf dem Grat frei. Als er den höchsten Punkt erreicht hatte, gab er mir das Zeichen zum Nachkommen. Er machte ein sehr enttäushtes Gesicht, und ich wusste, dass nichts Gutes zu erwarten war.

Oben schauten wir uns sprachlos an: Vor uns lag der „Monk's Head“ mit einer gegen uns sehr steil abfallenden Schnee- und Eiswand, die wir zum erstenmal in ihrer ganzen Ausdehnung beurteilen konnten und deren Erklommung nach diesem Augenschein kaum möglich erschien.

In den Alpen könnte die Erklommung einer solchen Steilwand im Aufstieg vielleicht versucht werden, aber einen so jähen Absturz hinunterzusteigen, war – auch im Hinblick auf rasche Wetterverschlechterung – ein zu gefährliches Unternehmen. Zudem wäre der Transport des schweren Materials über diese Wand allzu schwierig gewesen.

Bei dieser Entscheidung wurden wir uns erneut bewusst, dass es bei einer Expedition, die sich die Erforschung eines so besonderen Bergmassives wie das des Rakaposhgebietes zum Ziel gesetzt hat, vor allem notwendig ist, gegebenenfalls auf bergstürmerischen Ehrgeiz verzichten zu können. Trotz dieser zwingenden Einsicht wurde es uns schwer, unser Vorhaben aufzugeben.

Am späten Mittag erreichten wir das Lager, welches wir am Morgen so hoffnungsvoll verlassen hatten.

Auf dem Rückweg über den Südwestgrat schauten wir, in Gedanken einem neuen Plan nachgehend, zum Nordwestgrat hinüber, der uns „very promising“ erschien, wie unsere Engländer sich ausdrückten.

Am Abend tauchten schwere Gewitterwolken auf.

Während wir damit beschäftigt waren, das Lager zu räumen, kamen Angdawa und Neina herauf. Jeder von uns packte möglichst viel in seinen Rucksack. Da wir alle acht beieinander waren, gelang es uns tatsächlich, bis auf wenigen Proviant, alles auf den Rücken zu nehmen.

Infolge der starken Sonnenstrahlung der letzten Tage war der Schnee in der Runse grossenteils geschmolzen. Auch einige Lawinen sausten dort hinunter. Nur mit knapper Not waren die beiden aufsteigenden Sherpas einer solchen entronnen, wie sie uns dies mit lebhaften Worten und Gebärden zu schildern versuchten.

Die ersten 300 m Abstieg waren leicht, dann aber tauchten unerwartete Schwierigkeiten auf. Der Schnee war nämlich durch den grossen Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht zu Eis geworden. Über diese Eisflächen mit schweren Lasten abzustiegen, war unmöglich. Schliesslich vereinbarten wir, dass Kappeler und Secord ohne Lasten versuchen sollten, seitlich über die Felsen hinunterzuklettern. – Nun knüpften wir zwei 30 m lange Seile zusammen, um das schwere Material daran hinunterzulassen.

Anfänglich blieben die Säcke überall hängen, was jedesmal Schreien der Sherpas und Reissen am Seil verursachte. Nach 2 Stunden jedoch waren die Schwierigkeiten überwunden, und jeder ging einzeln unangeseilt weiter über die mit Lawinenschnee bedeckten Hänge. Kappeler und Secord zogen ihre Rucksäcke wie Schlitten hinter sich her. Somit war unser zweiter Versuch, vor 14 Tagen mit so viel Hoffnung begonnen, gescheitert.

Am Abend besprachen wir das weitere Vorgehen mit besonderer Intensität.

Wir vereinbarten nun, dass Tilman und ich, vom Basislager am Birogletscher aus, einen direkten Aufstieg nach dem Nordwestgrat suchen sollten, unter Umgehung des Gipfels, welcher von Secord und Vivyan 1938 bestiegen worden war. Während dieser Zeit würden Kappeler und Secord einen Übergang im Südwestgrat ins Dianortal erkunden.

Am folgenden Tag verliessen Tilman und ich mit den vier Sherpas definitiv unser Lager am Kuntigletscher. Das Wetter verschlechterte sich zusehends, und schliesslich begann es zu regnen. Rasch sammelte unser Koch noch trockenes Holz, um wenigstens ein Feuer anzünden zu können. Im strömenden Regen und ganz durchnässt kamen wir auf dem Lagerplatz im „Daru Kush“ an. Angdawa schien sich dieser Gegend besonders gut zu erinnern, denn er führte uns zu einem riesigen Felsklotz mit einem dachförmig herausragenden Teil. Offenbar wurde dieser Ort öfters von Hirten als Schutz gegen schlechtes Wetter benutzt. Wir krochen in diesen Unterschlupf, zündeten ein Feuer an, trockneten die Kleider und bereiteten uns eine Mahlzeit.

Aber im Karakorum hält der Regen ja nie lange an.

Zwei Sherpas gingen zurück nach Kunti, um Kappeler und Secord zu begleiten, während die beiden anderen unsere Zelte aufstellten.

Als wir am Morgen aufwachten, waren Zelt und Schlafsäcke völlig nass. Tilman erklärte, dass sein kanadisches Zelt eben nur dem Schnee und nicht dem Regen standhalte.

Es wurde kälter, Nebel löste den Regen ab. Wir beschlossen trotzdem, die vorgesehene Route auszukundschaften. Bald erreichten wir wieder die Schneegrenze. Nach ungefähr 3 Stunden begann die Sonne durch den Nebel zu scheinen. Zu meinem Leidwesen bemerkte ich, dass meine Schneibrille im Zelt liegengeblieben war. Es blendete derart, dass ich umkehrte und Tilman allein weitergehen liess. Welche freudige Überraschung, als ich im Abstieg meinen Höhenmesser fand, den ich vor mehr als 14 Tagen verloren hatte!

Im Lager angekommen, erwartete mich ein Mann aus Jaglot mit Früchten, die mir sehr willkommen waren. Die Hoffnung auf ein kleines Entgelt, etwas Neugierde und eine natürliche Freundlichkeit mögen diese

Eingeborenen bestimmen, dem fremden Sahib, den sie in ihren Bergen wissen, solche Erfrischungen zu bringen.

Unterdessen hatte Tilman eine Aufstiegsmöglichkeit über einen Gletscher entdeckt sowie einen geeigneten Platz für ein erstes Lager. Diese Nachricht war ermutigend.

Leider verschlechterte sich das Wetter am folgenden Tag wieder, so dass wir die Zeit mit Lesen verbrachten und Kreuzworträtsel lösten, worin Tilman Meister ist.

An solchen unausgenützten Tagen zeigten die Sherpas erneut ihre Kochkunst, indem sie uns Scones, frische Weggli und Cakes zubereiteten. Es waren wirkliche Festmahlzeiten. Trotzdem liefen wir ungeduldig auf dem Lagerplatz hin und her und schauten ständig nach besserem Wetter aus.

Der nächste Morgen brachte uns einigermaßen gutes Wetter; wir packten unsere Säcke. Auch ich bekam allmählich Routine im Packen eines Himalaya-Rucksackes und lernte, das Notwendige vom Überflüssigen zu trennen, eine Kunst, in der ich mich gegen Ende der Expedition immer mehr vervollkommnete.

Mit einem Zelt, Benzin und Proviant für 3 Tage verliessen wir unser Basislager. Zum zweitenmal stiegen wir die nicht endenwollende Geröllhalde hinauf.

Unterdessen hatte eine gestern herabgestürzte Riesenlawine das Gelände gänzlich verändert und eine breite Mulde mit Schnee aufgefüllt. Gespensterhafte Séracs waren entstanden. Die über den Rand der Mulde hinausgeschobenen Schneemassen gaben einen Begriff von der ungeheuren Schneemenge, die eine solche Lawine mit sich führt.

Als wir am Rande dieser Lawine hochstiegen, hörten wir ein Donnern. Erschreckt schauten wir hinauf. Doch es verging geraume Zeit, bis wir etwas wahrnehmen konnten. Zunächst sprang nur wenig Schnee über die Felsen. Das Ganze wuchs zu einer auf uns zukommenden Lawine an. Unheimlich laut wurde das Donnern; wir standen aber auf einer Felskuppe, welche die Lawine ablenken musste. Dann brauste sie durch eine kleine Schlucht hinunter und entschwand unseren Blicken. Schweigend zogen wir weiter, uns erinnernd, dass wir vor nicht ganz einer Stunde noch in jener Schlucht gewesen waren...

Weiter oben, unter einer schützenden Felswand, machten wir halt. Es begann zu schneien, und ein dünner Nebel verschleierte das Gelände. Wir liefen im Schutze dieser Wand weiter. Bald begann wieder mühsames Schneestampfen; manchmal brachen wir bis an die Hüften ein. Dann überquerten wir die Runse, durch welche die grosse Lawine heruntergestürzt war, und überkletterten eine Felskuppe. Noch ein steiler Schneehang, und

unter einem 50 m hohen Sérac fanden wir in 4800 m Höhe Platz für ein Lager. Die Sherpas ebneten mit unseren Armeeschaufeln den Boden für ein Zelt aus. Dann schickten wir sie ins untere Lager zurück und schärften ihnen ein, genau der Aufstiegsspur zu folgen, welche nach unserer Überzeugung die grösste Sicherheit bot. Bald konnten wir sie ausserhalb der Gefahrenzone sehen.

Ich sammelte zur Vorbereitung für unser Nachtessen das an Eiszapfen abtropfende Wasser, um keinen Schnee schmelzen zu müssen. Wir krochen in unser Zelt, stellten den Primus auf und kochten das übliche Pemmikan, eine dicke, nahrhafte Brühe mit starkem „Bovril“-Geschmack. Um etwas Abwechslung in die Kost zu bringen, mischten wir Käse und Knäckeibrot bei. Da wir dank dem gesammelten Wasser Benzin gespart hatten, durften wir uns noch einen Nescafé erlauben. Tilman zog zur Lektüre zwei *Spectators* aus der Tasche, und jeder von uns durchblätterte sie zum x-tenmal. Dann legten wir uns schlafen, die Schuhe als Kopfkissen benutzend, in der Hoffnung, sie am Morgen nicht gefroren vorzufinden.

Als wir am nächsten Tag erwachten, war das Zelt unter der Last des frisch gefallenen Schnees ganz eingedrückt. Es lag tiefer Neuschnee; an ein Weitergehen war nicht zu denken. Nach einem kleinen Frühstück gingen wir ins Basislager zurück, wo wir Kappeler und Secord antrafen.

Beide erzählten begeistert von ihrer Besteigung des Sattels, von dem man ins Dianortal hinunterblickt; sie hielten sogar einen Abstieg nach diesem Tal für möglich. Auch Tilman und ich waren zuversichtlich, da wir den Aufstieg zum Nordwestgrat vom Lager unter dem Sérac für gangbar hielten. Unsere Stimmung war wieder gehoben; wir hofften auf ein gutes Gelingen.

Die atmosphärischen Druckverhältnisse waren hier so konstant, dass unsere Höhenmesser kaum irgendwelche Druckunterschiede anzeigten, welche die allgemeine Wetterlage hätten beurteilen lassen. Nicht einmal die Richtung des Windes änderte sich; er kam ausschliesslich von Südwesten her. Einzig die Wolken gaben Anhaltspunkte über das Wetter.

Infolge des Temperaturunterschiedes zwischen dem Indischen Ozean und den ausgedehnten Landflächen Vorderindiens und Zentralasiens steigen im Sommer die vom Kontinent erwärmten Luftmassen auf, wodurch vom Meer her kältere und vor allem feuchtere Luft in diese Gebiete einströmt. In Vorderindien bringen diese von Süden und Südwesten herreisenden Windströme (Sommer-Monsun) den so wichtigen Regen. Im Winter dagegen wird das Land von trockenen Winden, die von Norden und Nordosten herkommen (Winter-Monsun), bestrichen. Der Wechsel dieses Vorganges im Frühling und Herbst, während dem Windstille vorherrscht, müsste die günstigste Zeit für den Bergsteiger sein; nach unserer Erfahrung war speziell im September die

Luft in grosser Höhe wärmer, verglichen mit den anderen Monaten, die Atmosphäre also stabiler und Wetterumschläge seltener. Leider ist aber im Herbst die Strahlung der Sonne nicht mehr intensiv genug, um in der kurzen Übergangszeit den vom Sommer-Monsun gebrachten Schnee zu schmelzen.

Es liegen noch zu wenig Erfahrungen vor, um mit Sicherheit die vorteilhafteste Jahreszeit für das Bergsteigen im Himalaya zu bestimmen. Leider musste 1939 wegen des Kriegsausbruches die Expedition Shiptons, die im Karakorum hätte überwintern sollen, abgebrochen werden, so dass über den Winter überhaupt keine praktischen Erfahrungen vorliegen.

Im Südwesten des Rakaposhi liegen keine schützenden Gebirgsketten; der Sommer-Monsun wird von seinen Flanken zum Aufsteigen gezwungen, die feuchten Luftmassen kühlen sich ab, bilden Wolken und geben ihre Feuchtigkeit als Regen und Schnee ab. Diese Tatsache wirkt sich auf jeden Besteigungsversuch des Rakaposhi als erschwerend aus.

Die bis heute höchsten bestiegenen Gipfel – Nanda Devi (7816 m) und Kamet (7755 m) – gehören zu den nördlicheren Massiven im Garhwal-Himalaya, und der Sommer-Monsun muss zuerst die im Südwesten vorgelegerten, hohen Gebirgsketten überqueren, wo er seine Feuchtigkeit verliert.

Am nächsten Tag stiegen Tilman und ich wieder hinauf zu unserem Séraclager und verliessen es angeseilt am anderen Morgen. Der Schnee war noch gefroren; wir gewannen rasch an Höhe. Bald wurde er aber schlecht, und um nicht wieder eine Spur stampfen zu müssen, wählten wir ein Felsband, um später wieder den Gletscher erreichen zu können.

Dieser Absatz steigt steil an und entfernt sich vom Gletscher. Da wir nicht mehr absteigen wollten, mussten wir von der ursprünglich vorgesehenen Gletscheroute absehen.

Zwei Seillängen Kletterei, und wir standen auf einer scharf ausgeprägten Rippe, die ungefähr 400 m weiter oben durch einen Eisabbruch unterbrochen wurde, den wir zu umgehen hofften.

Da die Lawinen der letzten Tage allen Schnee weggefegt hatten, kam an vielen Stellen Eis zum Vorschein, was ein anstrengendes Stufenschlagen erforderte. Während der Atempausen schauten wir zum Gletscher hinüber, über den wir ursprünglich hatten aufsteigen wollen. Er schien mit weichem Schnee bedeckt zu sein, so dass wir froh waren, dass uns der Zufall auf diese Rippe geführt hatte.

Unterhalb des mächtigen Eisabbruches traversierten wir ein steiles Eiscouloir und stiegen über eine dort beginnende, kleinere Rippe weiter hinauf. Wir waren dem Grat schon sehr nahe, als ein Hang mit tiefem Schnee und darunterliegendem Eis den Weg versperrte. 100 m Abstieg, durch einige Séracs nach rechts, ein steiler Schneehang, und wir erreichten nach sieben-

stündigem Aufstieg den etwa 5700 m hohen Hauptgrat. – Durch diesen „short cut“ hatten wir den Vorgipfel umgangen, der von Secord bestiegen worden war.

3500 m unter uns lag das Hunzaland mit seinen gartenähnlichen Terrassen und den vielen Bewässerungskanälen. Rechts von uns sahen wir in die 6000 m hohe Nordwand des Rakaposhi. Am Horizont erhob sich aus einem Nebelmeer der Disteghil Sar (7885 m), der höchste Gipfel des Hispargebietes.

Beglückt über den gelungenen Aufstieg, setzten wir uns auf das Seil; wir glaubten, den schwierigsten Teil überwunden zu haben und das Gipfelplateau von hier aus leicht erreichen zu können. Da, plötzlich, riss der Nebel über dem Gratstück, das uns noch vom Plateau trennte.

Sprachlos starrten wir es an: es war mit mächtigen, überhängenden Gendarmen gespickt. Ich drehte mich Tilman zu und sah, wie er kopfschüttelnd mehrmals vor sich hin murmelte: „Hopeless, hopeless. . .“

Durch diese Erkenntnis, die alle Aussichten auf ein Gelingen unserer Unternehmung zunichte machte, fühlten wir uns so erschüttert, dass wir unseren Empfindungen keinen Ausdruck geben konnten. Das „hopeless“ Tilmans hatte auch für mich etwas Endgültiges. Es bedeutete für uns den Verzicht auf eine grosse Hoffnung.

Der überwältigende Blick über die zerklüftete Nordwand des Rakaposhi und in sie hinein blieb als Bild von Unbezwingbarem in uns haften.

Das Bergsteigen in den unbekanntem Riesen des Himalaya ist stets von einer geheimnisvollen Spannung erfüllt, weil man nie weiss, ob der nächste Tag das Erwartete oder einen Misserfolg bringen wird. Sicher ist, dass jeder Tag unvergessliche Eindrücke hinterlässt. Das fast Dimensions- und Zeitlose sowie der Reiz, noch Unbekanntes zu entdecken, lockt jeden; die Sehnsucht, wieder dorthin zurückzukehren, lässt ihn nicht mehr los.

Der Abstieg gab uns Gelegenheit, den oberen Teil des Birogletschers besser zu sehen. Er liegt tief eingefressen zwischen den Eisabstürzen des Gipfelplateaus und dem Südwestsporn. Gegen den Südwestgrat erhebt er sich in einem sehr steilen und langen Aufschwung mit Querspalten, die sich über die ganze Breite hinziehen und einen Aufstieg fast ausschliessen. Selbst wenn diese sogenannte „corridor route“ begehbar wäre, so würde sie von den links und rechts ständig herunterstürzenden Lawinen doch allzusehr gefährdet sein.

Wir konnten jetzt auch die Eiswand des „Monk's Head“, die uns vor einer Woche zur Umkehr gezwungen hatte, von der Seite sehen. Durch diesen Anblick bestätigte sich unser damaliger Entschluss als richtig: die Wand ist ausserordentlich steil und vor allem noch bedeutend länger, als sie uns vom „Baraioshen“ aus erschienen war.

Noch ein steiler Abstieg über den Gletscher, den wir am Morgen gemieden hatten, und wir erreichten abends 5 Uhr unser Lager.

Wir wollten noch nach dem „Daru Kush“ absteigen; da aber im Abstand von wenigen Minuten ständig Lawinen über den Weg donnerten, war nicht daran zu denken. Vor dem Lager sitzend, vertilgten wir unser letztes Knäcke-
brot mit heissem Tee. Und wiederum erlebten wir das überaus eindrucksvolle Schauspiel eines Sonnenunterganges von einem Hochlager aus.

Kaum war die Sonne hinter den Bergen verschwunden, hörte ganz plötzlich das Donnern der Lawinen auf. Es wurde still um den Berg; es schien, als wolle er uns doch noch freien Abzug gewähren, nachdem er uns schon so viele Enttäuschungen beschert hatte.

Wir packten das Zelt zusammen und schnallten die Schlafsäcke auf unsere Rucksäcke. Mit Benzinkanister und schwerem Sack stolperten wir über die Lawinhänge und erreichten beim Einnachten die gefahrlose Zone. Rasch wurde es dunkel. Der Mond zeigte sich noch nicht; er blieb hinter den Bergen versteckt.

An der überaus langen Geröllhalde versuchten wir durch Rufen Kappeler, und Secord über unsere Rückkehr zu verständigen. Weit unten sahen wir das Lagerfeuer. Die durch die starke Schneeschmelze der letzten Tage entstandenen Bäche machten uns noch einige Schwierigkeiten.

Plötzlich entfernten sich zwei Lichter vom Lager; sie hatten uns also bemerkt und kamen uns entgegen. Dies wirkte ermutigend, denn wir waren sehr müde. Zwar vergingen noch etwa 2 Stunden, bis wir mit ihnen zusammentrafen. Es waren zwei unserer treuen Sherpas; sie brachten Kaffee und nahmen uns die Lasten ab.

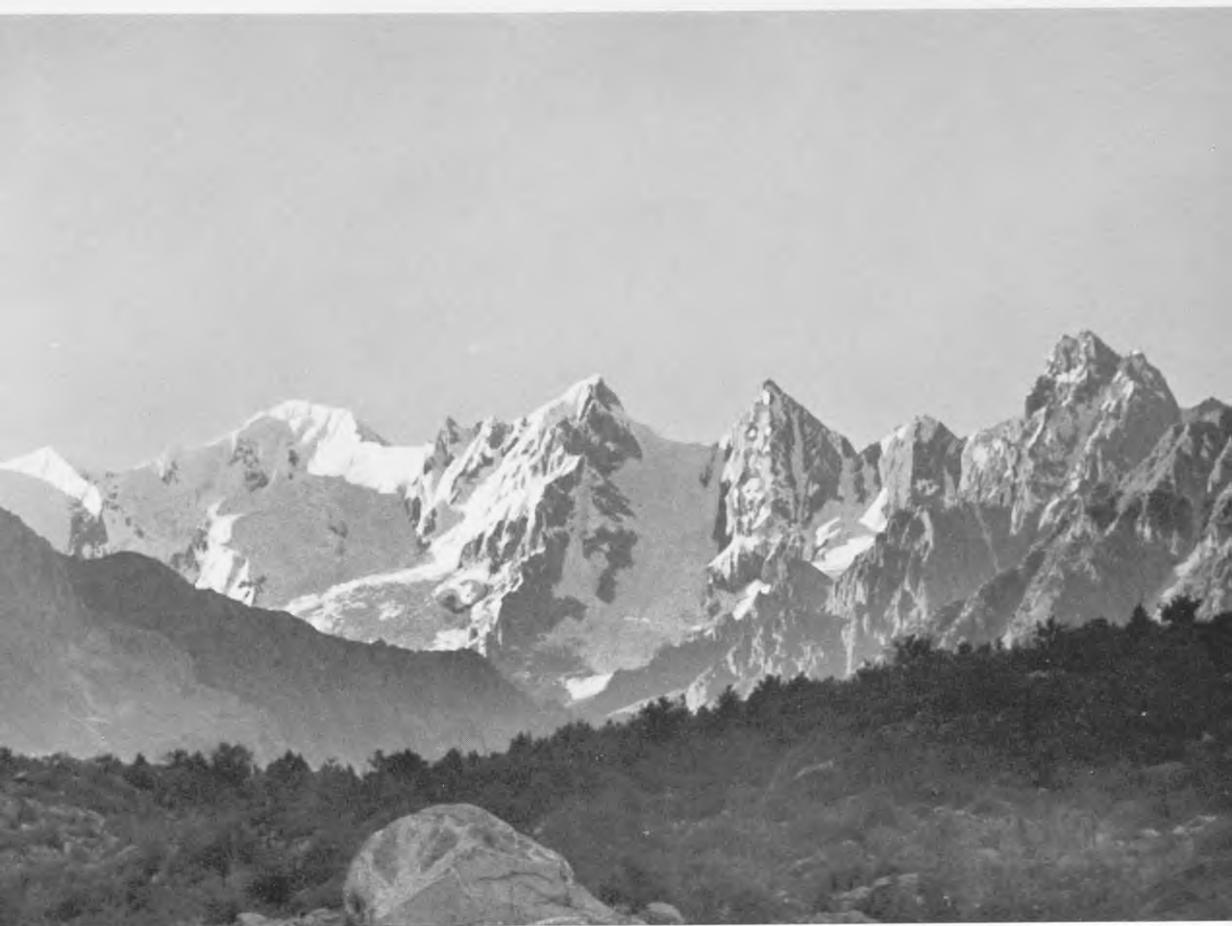
Kurz vor Mitternacht erreichten wir endlich unser Basislager. Ein kräftiges Nachtessen erwartete uns. Bis spät in der Nacht sassen wir um das Lagerfeuer und erzählten unsere Erlebnisse.

Der Mond stieg über die mächtigen Gräte und zeigte uns den Rakaposhi ein letztes Mal in seinem fahlen Lichte. In dieser Beleuchtung hatte der Berg etwas Unwirkliches, gespenstisch Unnahbares, als sollte uns damit vor Augen geführt werden, dass es uns nicht gegeben war, ihn zu erobern.

Wir beschlossen, nach Gilgit zurückzukehren.

Auf Umwegen zurück nach Gilgit

Wir liessen das gesamte Material unter Leitung der vier Sherpas durch einheimische Kulis nach dem Dorfe Jaglot bringen; dort sollten sie auf uns warten. Unterdessen wollten wir dem Dianortal einen Besuch abstatten und



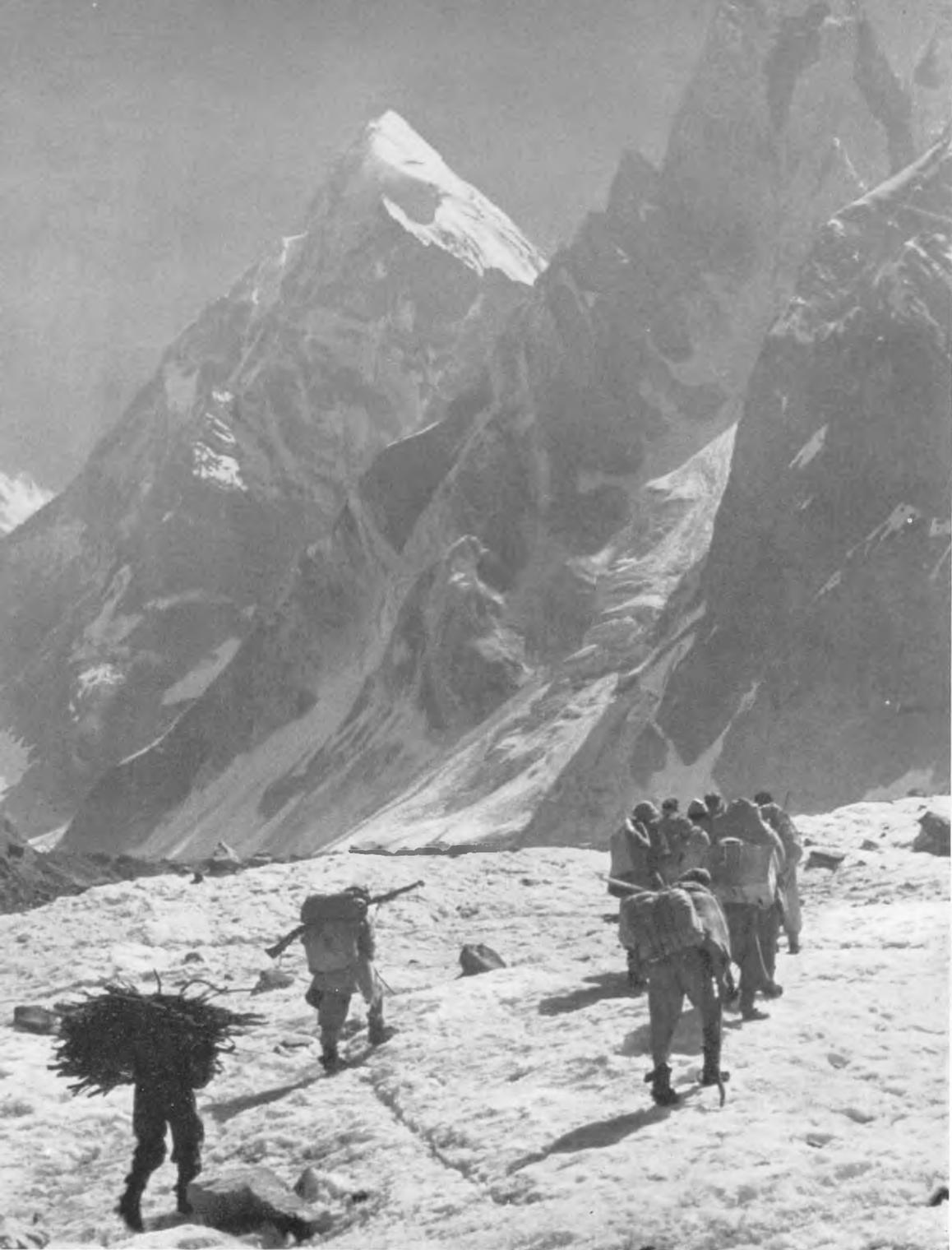
Bergkette am Kukuaygletscher



Der „Turm“ am Kukuaygletscher



Berge am Sat-Marao-Gletscher



Vormarsch auf dem Kukuaygletscher

zugleich feststellen, ob bei einer erneuten Expedition der Südwestgrat des Rakaposhi von dort aus eventuell erreicht werden könnte.

Als die letzten Kulis „Daru Kush“ verliessen, machten Tilman, Kappeler, Secord und ich uns auf den Weg nach dem oberen Kuntigletscher und lagerten auf der Moräne bei den letzten Birken. An diesem Abend im oberen Jaglottal war uns nochmals ein unvergleichlicher Sonnenuntergang beschieden.

Am anderen Morgen brachen wir früh auf, um die lange Schneehalde unter dem Pass, dessen Aufstieg durch Kappeler und Secord erkundet worden war, im gefrorenen Zustande besteigen zu können. Leider war die Nacht warm gewesen, so dass der Schnee weich geblieben war – das Stampfen wurde uns nicht erspart.

Ein Eiscouloir und eine anschliessende schöne Felskletterei führten auf den 4400 m hohen Grat, nördlich vom eigentlichen Sattel. Über lose Steine und Eis erreichten wir im Abstieg, 200 m weiter unten, einen flachen Gletscher. Diesen links liegenlassend, schritten wir über schneebedeckte Geröllhalden abwärts. Bald erreichten wir die Schneegrenze und konnten ins Dianortal hinuntersehen. Durch eine Schlucht stürzt sich ein Bach in die Tiefe. Über ein Grasband hoch oberhalb der Schlucht erreichten wir den Seitenhang des Tales. Hier entdeckten wir Fussspuren von Hirten; also musste es einen Weg ins Tal geben. Im Abstieg kamen wir zu einer vorspringenden Kuppe, die uns einen guten Überblick über die Gegend bot.

Unser erster Blick galt dem oberen Talabschluss. Nebelschwaden verhinderten zwar eine klare Sicht; soweit wir aber beurteilen konnten, ist das Tal sehr tief eingeschnitten und eng. Es ist darum sehr unwahrscheinlich, dass ein Aufstieg nach dem Südwestgrat bei einer derartigen Höhendifferenz auf eine so kurze Horizontaldistanz möglich ist.

Unter uns befand sich das Ende eines Gletschers ohne Namen, eingebettet zwischen hohen, fast senkrecht abfallenden Moränen. Diese steilen Böschungen aus Sand, mit eingeschlossenen Felsblöcken, können sich nur in dem trockenen Klima des Karakorum bilden. Es genügt ein einziger starker Regen, um durch Wegschwemmen von Sand ganze Geländeänderungen hervorzurufen.

In der gegenüberliegenden Bergkette, welche das Dianor- vom Bagrottal trennt, erblickten wir den Pass, der in den neunziger Jahren von Conway überschritten wurde.

Wir gingen weiter durch einen lichten Tannenwald und fanden bald einen guten Weg. Von weitem sahen wir eine herrlich grüne Wiese und waren überzeugt, dass sich in dieser Gegend ein Dorf befinden müsste. Dort angelangt, waren aber weder Hirten noch Hütten zu sehen. Bald darauf wan-

dernten wir durch einen prächtigen Wald; da es schon Abend war, beschlossen wir, hier zu kampieren. Dank den vielen Tannennadeln am Boden waren unsere Lagerstätten weich wie Betten. Die Höhenbarometer zeigten 2800 m.

Der harzige Duft des Waldes erfrischte uns; seit bald einem Monat hatten wir nur in der derben Hochgebirgsluft gelebt. Leider trübte ein leichter Regen unser Lagerleben, da wir die Zelte nach Jaglot geschickt hatten. Die mächtigen Tannen schützten uns einigermaßen vor der Nässe.

Am anderen Morgen erreichten wir nach einer Stunde das erste Haus, dessen Bewohner uns Milch und Früchte anbot. Als Dank dafür erlaubten wir ihm, durch unsere Feldstecher zu sehen, was ihn in masslose Verzückerung brachte. Leider konnte nicht einmal Tilman seine Erklärungen über den zu folgenden Weg verstehen, obschon unser Freund sich in der Hindostani-Sprache gut verständigen kann.

Durch eine steile Rinne hinunter kamen wir auf die Talsohle. Maisfelder zeigten an, dass wir uns einer Siedlung näherten. Ein kurzer Aufstieg auf ein Plateau, und wir standen vor einem Dorfe, das primitiver war als alles, was wir bis jetzt angetroffen hatten. Die Hütten waren lediglich aus runden Flusststeinen gebaut; ausser einigen Hühnern zeigte sich nichts Lebendiges. Äusserst fruchtbare Felder umsäumten das Dorf. Ausserhalb der Siedlung bemerkten wir eine Frau, die im Felde arbeitete; aber sie flüchtete. Endlich tauchte ein Mann auf. Wir versuchten mit Zeichen und durch gackernde Laute, ein Huhn nachzuahmen, um ihm begreiflich zu machen, dass wir gerne Eier von ihm haben möchten. Es war vergeblich; er schüttelte immer nur den Kopf. Schliesslich mussten wir uns damit abfinden, dass er uns nichts geben wollte.

Nun beabsichtigten wir, nach Jaglot zurückzukehren, um unser Material dort zu holen. Der kürzeste Weg führte über einen Pass nach dem Dorf Matundas am Hunzafluss.

Wir dachten, dass das hier einmündende Seitental zu diesem Pass hinaufgehen würde. Tilman erkundigte sich nach dem Weg bei dem verständnislosen Dorfbewohner, dessen Sprache er nun doch etwas zu verstehen glaubte. Aus dem „Gespräch“ ging hervor, dass wir nicht durch das Tal hinaufgehen sollten, sondern über einen westlich davon liegenden Rücken.

Es standen unser Orientierungssinn und die zweifelhafte Aussage eines Eingeborenen einander gegenüber. Blindlings auf die Sprachkünste Tilmans, unseres „pukkah Sahibs“ (grosser Herr), vertrauend, stiegen wir in der glühenden Mittagssonne über den endlosen, mit spärlichem Gras bewachsenen Rücken.

Weit vor uns sahen wir eine Schafherde und versuchten sie einzuholen, in der Hoffnung, etwas Milch zu bekommen. Da es nur spärliches Futter gab,

liefen die Tiere rascher; wir blieben, mit unseren schweren Rucksäcken belastet, weit zurück. Der Aufstieg wollte nicht enden. Endlich begegneten wir hinter einer Rippe einigen grasenden Schafen. Wir riefen umsonst nach dem Hirten und zogen durstig weiter.

Endlich, nach 1000 m Steigung, waren wir oben und konnten uns orientieren. Nun wurde uns klar, dass wir die falsche Route gewählt hatten. Tief unten lag das Tal, durch welches wir hätten aufsteigen sollen: Matundas konnte heute nicht mehr erreicht werden.

Doch wir konnten uns nicht einigen, ob es besser sei, jetzt in das Tal des Hunzaflusses abzusteigen oder endlose Hänge zu traversieren, beim ersten Wasser zu biwakieren und am anderen Tag zu versuchen, über einen sehr weit entfernt liegenden Grat zum ersehnten Dorf zu gelangen.

Secord gab die Hoffnung auf und stieg zu Tal.

Da es schon später Nachmittag war, liess die Hitze nach, doch der Durst wurde immer grösser. Wir überquerten die erste Rippe, trafen aber auf kein Wasser, nur auf unendliche Geröllhalden. Das Gehen wurde mühsamer. Eine weitere Rippe, und immer noch keine Hoffnung auf Wasser; dafür fanden wir wilden Rhabarber und sammelten ihn für unser Nachtessen. Nach einem beschwerlichen Aufstieg standen wir auf einer Kuppe, die wir schon lange vor uns gesehen hatten. In der Nähe befanden sich einige verlassene Hütten. Und Hütten versprechen meistens auch das Vorhandensein von Wasser!

Eine genaue Inspektion der Gegend ergab erneut ein negatives Resultat. Wir nahmen unsere Rucksäcke auf und waren überzeugt, im nächsten Tobel Wasser zu finden. Nach einer schwachen Stunde, teilweise durch Gebüsch pirschend und schliesslich aufwärtsklettern, kamen wir an den Rand der Schlucht. Hinabzusteigen war unmöglich. Was nun? Dort unten war Wasser, wir konnten das Rauschen deutlich hören!

Es begann dunkel zu werden, und wir mussten einen Entschluss fassen. Hinter uns lag eine Runse; es war anzunehmen, dass sie in die Schlucht führen würde. Lange besinnen konnten wir uns nicht mehr – wir wagten den Abstieg.

Da ich am Tage vorher den Fuss leicht verstaucht hatte, war das Hinunterklettern über die losen Steine äusserst beschwerlich. Tilman ging voraus, und Kappeler blieb zwischen uns beiden stehen, um mir den Weg zu zeigen.

Da plötzlich rief Tilman: „Pani!“ (Wasser).

Welche Freude! Rasch sammelten wir noch etwas Holz, das im Winter von Lawinen hinuntergeschwemmt worden war.

Es fing an zu regnen; Zelte hatten wir keine. Trotzdem schmeckte unser Nachtessen, bestehend aus Pemmikan und Rhabarberkompott, ausgezeichnet.

Müde hackten wir unsere Lagerstätte in den Hang hinein, um gegen Steinschlag geschützt zu sein – es war ein Nest gleich einem Adlerhorst, in welches wir unsere Schlafsäcke legen konnten.

Anderntags verhinderte strömender Regen den rechtzeitigen Abmarsch.

Nachdem wir die Schlucht schliesslich doch verlassen hatten, begann bald die Sonne zu scheinen, und unsere Kleider trockneten. Um 10 Uhr erreichten wir eine Kuppe mit einer alleinstehenden Birke; vor uns lag ein neuer Sattel. Von dort ging es nicht mehr weiter, und wir mussten in das 2000 m unter uns gelegene Dorf Jutial am Hunzafluss absteigen.

Die Dorfbewohner bewirteten uns festlich; ein Mann blies zu unserer Unterhaltung auf einer Hirtenflöte. Alle Dorfkinder sammelten sich um ihn.

Wir stellten drei Kulis an, um unsere Rucksäcke zu tragen, denn wir wollten heute noch bis nach Jaglot weiter, wo unser Material lag. Die Bevölkerung begleitete uns bis zum Dorfausgang. Wie in allen Dörfern dieser Gegend fehlte auch hier der Poloplatz nicht.

Als wir hinter dem Dorfe die lange Ebene durchquerten, sahen wir in der Ferne riesige, vom Wind aufgewirbelte Staubwolken herannahen. Plötzlich standen wir mitten in einem Sandsturm; in Augen, Mund und Ohren drang der Sand ein – keiner konnte den anderen mehr sehen. Nach kurzer Zeit war der ganze Spuk vorbei; die Sandwolke bewegte sich mit rasender Geschwindigkeit talabwärts.

Im Schatten eines Felsens ausruhend, rieben wir den Sand aus den Gesichtern. Die Kulis gaben uns Schnupftabak; ein kräftiges Niesen entfernte die letzten Sandkörner aus der Nase.

An Matundas vorbei strebten wir Jaglot zu. Beim Einbiegen in das Tal sahen wir unvermutet in der Abendsonne den Rakaposhi vor uns. Wir spähten nochmals mit dem Feldstecher nach dem Südwestgrat, über den wir gehofft hatten den Gipfel erreichen zu können. Mit Deutlichkeit konnten wir unmittelbar unter dem höchsten Punkt einen steilen Grataufschwung feststellen. Wird es überhaupt möglich sein, auf dieser Höhe eine solche Stelle zu erklimmen? Allgemein ist zu sagen, dass die Täler und Gletscher um den Rakaposhi zu tief eingeschnitten sind (sogenannte Turkestan-Gletscher, wie die Geologen sie nennen), was einen steilen und schwierigen Anstieg bedeutet, bis der eigentliche Angriff überhaupt begonnen werden kann. Zudem steht er allein, keine schützenden Bergketten umgeben ihn; deshalb ist er allen Wettereinflüssen stark ausgesetzt.

Als die letzten Sonnenstrahlen den Gipfel verliessen, wanderten wir dem Dorfe Jaglot zu. Dort fanden wir unsere Sherpas mit dem Material auf derselben Wiese, auf der wir anfangs Juni gelagert hatten. Auch Briefe aus der

Schweiz erwarteten uns und, Welch ein Glück, ein Paket Tabak! Unser Tabakvorrat war nämlich zu Ende gegangen.

Am anderen Tag baten wir den Lambardar, uns eine Anzahl Kulis für den Transport unserer Kisten und Säcke nach Matundas mitzugeben.

Im Tale des Hunzaflusses ging es wiederum über dieselben Steinwüsten wie am Vortage. Deshalb wählten wir den Weg einem Bewässerungskanal entlang. Um den Damm gegen Zerfall besser zu schützen, waren schatten spendende Buchen, Weiden und Aprikosenbäume gepflanzt worden. Auf diese Weise wurde der Marsch so angenehm wie nur möglich. Kurz vor dem Dorfe Matundas beschlossen wir, ein Bad zu nehmen. Es war seit Wochen das erste Vollbad! Nach dieser Erfrischung führte unser Weg über eine schöne Holzbrücke nach Matundas, einer prachtvollen, inmitten von Aprikosenbäumen gelegenen Hunzasiedlung. Die fleissigen Hunzaleute gründen überall ausserhalb ihres Stammgebietes neue Dörfer, die durch ihre Sauberkeit und die schön bebauten Äcker jedem Reisenden auffallen.

Hier trafen wir Secord und zu unserem nicht geringen Erstaunen auch Mainprice; es gab ein freudiges Wiedersehen. Die Bevölkerung brachte Körbe mit Pflirsichen, Aprikosen, Äpfeln, Birnen, Pflaumen; ferner Gurken, Rüben, Bohnen und Kartoffeln. Jeder Korb war mit weissen Margueriten geschmückt.

In Matundas erreichte uns auch die überraschende Mitteilung von der Übergabe des Gilgit-Distriktes an Indien am 15. August dieses Jahres. Die englischen Frauen und Kinder mussten bis Ende Juli Gilgit verlassen haben. Die Nachricht machte einen tiefen Eindruck. Niemand hätte gedacht, dass die Machtübergabe noch dieses Jahr erfolgen würde.

Am Tag darauf brachten Kulis das Expeditionsmaterial über die Seilbrücke nach Nomal. Dort mieteten wir Ponies für den Weitertransport nach Gilgit. Da diese erst am Abend verfügbar waren, beauftragten wir die Sherpas, den Transport zu organisieren und verliessen den Bungalow von Nomal um die Mittagsstunde. Das einzige uns zur Verfügung stehende Reitpferd losten wir aus; Kappeler gewann. Den anderen stand der heisse und sandige Weg von 30 km zu Fuss bevor.

Als wir das fast 5 km lange Dorf Nomal verliessen, sahen wir, wie Kappeler, der eine Stunde vor uns fortgeritten war, sich mit seinem Pferde abplagte. Es gelang ihm nur mit äusserster Anstrengung, so rasch vorwärtszukommen, dass wir ihn nicht überholten.

Nach einigen Stunden Marsch erreichten wir wieder die endlosen Sandebenen. Um besser zu marschieren, suchten wir neben dem Weg härteren Boden, der den Füßen mehr Widerstand entgegensetzte. Das Gehen erinnerte mich an Bruchharst, bei dem man sich meistens vergebens bemüht, nicht einzubrechen.

Müde und ausgetrocknet erreichten wir den Flugplatz von Gilgit. Secord und ich setzten uns unter das Vordach des kleinen Aufnahmegebäudes. Ein dort arbeitender Mann brachte uns frisches, aber ganz trübes Flusswasser. Trotzdem stürzten wir mehrere Gläser dieses Labsals hinunter. Noch fünf heisse Kilometer mit der Sonne im Gesicht, und wir überschritten die Brücke nach Gilgit.

Damit war das bedeutungsvollste Erlebnis unserer Expedition abgeschlossen.

Wieder in Gilgit

In der „Residency“ wurden wir von der Familie Bacon aufs herzlichste begrüsst. Es war für Mrs. Bacon nicht leicht, neben den Vorbereitungen für ihre Abreise noch vier hungrige Bergsteiger im Hause unterzubringen. Mit welcher Fürsorge wurde uns der Erholungsaufenthalt so angenehm als nur möglich gemacht!

Der Dorfcoiffeur empfahl sich uns . . . Wir schickten ihn wieder fort, weil wir beschlossen hatten, unsere Bärte stehenzulassen. Dies entsprach auch dem Wunsche der gesamten englischen Kolonie.

Abends war grosses Dinner in der „Residency“ zu Ehren des Mir von Hunza. Die englischen Familien, der Mir mit seinem Bruder und wir waren die Gäste. Der Fürst war auf dem Wege nach Srinagar zum Maharadjah von Kashmir.

Der Gilgit-Distrikt sollte nämlich Kashmir angeschlossen werden. Im Jahre 1936 war dieses Gebiet auf Grund eines Vertrages von Kashmir losgelöst und direkt der englischen Regierung in Indien unterstellt worden.

Der Mir war ein stattlicher Mann, von vornehmer Einfachheit und Liebenswürdigkeit. Er sprach fliessend englisch, das er als Autodidakt aus Büchern erlernt hatte. Zum Essen zog er seinen aus brauner Hunzawolle gewobenen Rock aus und stülpte die Hemdärmel zurück. Wir folgten seinem Beispiel . . . Erinnerungen an einen Schweizer Sonntag stiegen in mir auf!

Wir verbrachten mit dem hohen Herrn einen gemütlichen Abend. Er interessierte sich sehr für unsere Photographen- und Kinoapparate. Wir versprachen ihm auch, die Frage zu prüfen, ob eventuell in seinem Hause elektrisches Licht eingerichtet werden könnte. Wir dachten an ein kleines Kraftwerk, wie es manchmal in Schweizer Bergdörfern anzutreffen ist. Er interessierte sich auch sehr für unser Land und seine Einrichtungen und war stolz darauf, dass der Schweizer Ralph Bircher¹ ein Buch über sein Volk geschrieben hatte.

¹ Bircher, Ralph, *Die Hunza, ein Volk, das keine Krankheiten kennt.*

Seine demokratische Einstellung machte uns Eindruck. Als wir später sein Land bereisten, erfüllte uns das auf natürlicher Autorität aufgebaute Staatswesen mit grösster Bewunderung.

Spät am Abend trennten wir uns und wünschten ihm Glück für seinen so wichtigen Gang nach Srinagar. Der Zug des Mir bestand nur aus 9 Pferden, sicherlich sehr bescheiden für einen Fürsten, dessen Familie in ununterbrochener Linie schon über 600 Jahre regiert. Die Rajas von Karmang, Kapalu, Shigar, Skardu, Rondu, Astor, Hunza und Nagir stammen alle von einem früheren Mir von Hunza ab und haben seither stets untereinander geheiratet. Die Angehörigen dieser Familien haben bestimmte ähnliche Züge, woran man sie leicht erkennen kann.

Wir wurden von Major Milanès eingeladen, seine Scouts zu besichtigen. Sie machten einen vorzüglichen Eindruck, und ich glaube, auch europäische Militärs wären mit ihrer Haltung einverstanden gewesen. Die Scouts werden aus den Bewohnern des Gilgit-Distriktes für eine Dienstzeit von 3 Jahren gemustert. Die Uniformen müssen sie selber kaufen, ebenso das Essen, mit Ausnahme der Tschapattis; der Sold ist entsprechend bemessen. Waffen und Munition erhalten sie leihweise. Abwechslung vom Kasernenhofdienst bilden die Patrouillengänge am Kilik- und Mintakapass sowie der Beobachtungsdienst an der Grenze des von Nomaden bewohnten Gebietes.

Die Vorübungen zum Scharfschiessen sind die gleichen wie in unseren Rekrutenschulen. Offiziere in den unteren Rängen und Unteroffiziere werden aus den eigenen Reihen herangebildet.

Die Scouts sind begeisterte Polospieler. Um die verschiedenen Schläge zu üben, steht in einem Loch ein Holzpferd in einem Gitterzaun. Zufolge der Vertiefung und des Gitters rollt der Ball immer wieder auf das Pferd zu.

Auch mit dem „Imperial Telegraph and Post Office“ machten wir Bekanntschaft. Traten wir auf einen Schalter zu, so bat uns der Postmeister, in sein Dienstbüro einzutreten. Er bot uns einen Stuhl an, und wir konnten sitzend unsere Geschäfte erledigen. Mit Sorgfalt notierte er Namen und Adressen und war stets bemüht, dass uns die Briefe in den entlegensten Tälern erreichten. Er zeigte uns mit Stolz die Telegraph- und Telephoneinrichtungen, welche allerdings noch aus dem Beginn des Jahrhunderts stammen.

Weit moderner ist eine Funkstation, die während des Krieges mit Fallschirmen abgeworfen wurde. Zur Stromerzeugung dient ein Benzinmotor.

Der „Bazaar“ ist zugleich auch Markt, wo Händler Früchte und Gemüse feilbieten. Schmiede fachen ihr Feuer mit einem Balg aus Ziegenfell an. Schneider fehlen auch nicht. Schuster verfertigen Tschapplis (leichtes

Schuhwerk). Es ist dies der einzige „Bazaar“ in einem Umkreis von vielen hundert Kilometern.

Wollten wir den Laden von Abdul Jabbar besuchen, so jagte er zuerst die Eingeborenen fort, damit wir ungehindert eintreten konnten. Dann bat er uns, auf einer Kiste Platz zu nehmen (die Eingeborenen sitzen gewohnheitsgemäss auf dem Boden). Hier konnten wir unsere Bestellungen aufgeben; die Preise waren festgelegt; pünktlich zur abgemachten Zeit trafen die Waren ein. Manchmal begegneten wir hier dem Tahsildar von Gilgit, Gemadar Azail Khan, anscheinend geheimnisvolle Gespräche mit seinem Freund Abdul Jabbar führend.¹

Im „Bazaar“ erfährt man immer auch das Neueste. Die Leute haben keine Zeitungen, und nur wenige können lesen und schreiben; dadurch sind sie auf die mündliche Wiedergabe aller Ereignisse angewiesen. Auffallend erschien uns, dass alle zeitgemässen Fragen unverändert weitererzählt werden; jedermann ist erstaunlich gut orientiert.

Am Abend sitzen die Männer zusammen, lassen eine Wasserpfeife kreisen und erzählen. Mit unbeschreiblicher Geduld hört jeder dem anderen zu, denn diese Menschen haben keinen eigentlichen Zeitbegriff. Die Distanzen sind so gross, dass der Tag für sie wohl die kleinste Zeiteinheit ist.

Ein gut eingerichtetes Spital für die Eingeborenen, mit Operationssaal, grosser Apotheke und Platz für 400 Betten, wird von einem englischen Militärarzt geleitet. Hier werden Einheimische in Krankenpflege und erster Hilfe ausgebildet, um den über den ganzen Distrikt verteilten Apotheken und lokalen Spitälern vorzustehen. Die Behandlung ist unentgeltlich.

Die Bevölkerung ist zwar dem Spital gegenüber misstrauisch; für eine längere Behandlung fehlt jedes Verständnis. Von Medikamenten erwarten sie eine schlagartige Wunderwirkung. Auf ihre Heilmethode, offene Wunden und Geschwüre mit Erde zu verkleben, verzichten sie nicht gerne. Trotzdem war im Spital kein einziges Bett frei.

In einem schönen Garten befand sich die reichhaltige, englische Leihbibliothek und nicht weit davon entfernt ein kleines Schwimmbad.

Also aller Komfort mitten im Karakorum!

Unter mächtigen Buchen liegt der Friedhof der Europäer, mit dem Grab von G. W. Hayward, der als erster diese Gegend erforschte, dann aber von wilden Nomadenstämmen am 18. Juli 1870 in Daskut ermordet wurde. Auch findet man die Namen von englischen Offizieren. Einige Russen, die während

¹ Tatsächlich stürzte im November 1947 Gemadar Azail Khan den vom Maharadjah von Kashmir eingesetzten Hindu-„Governor“ und erklärte in seiner Eigenschaft als Präsident vom Gilgit-Distrikt diesen an Pakistan angeschlossen.



Oben: Hunzatal bei Gulmat

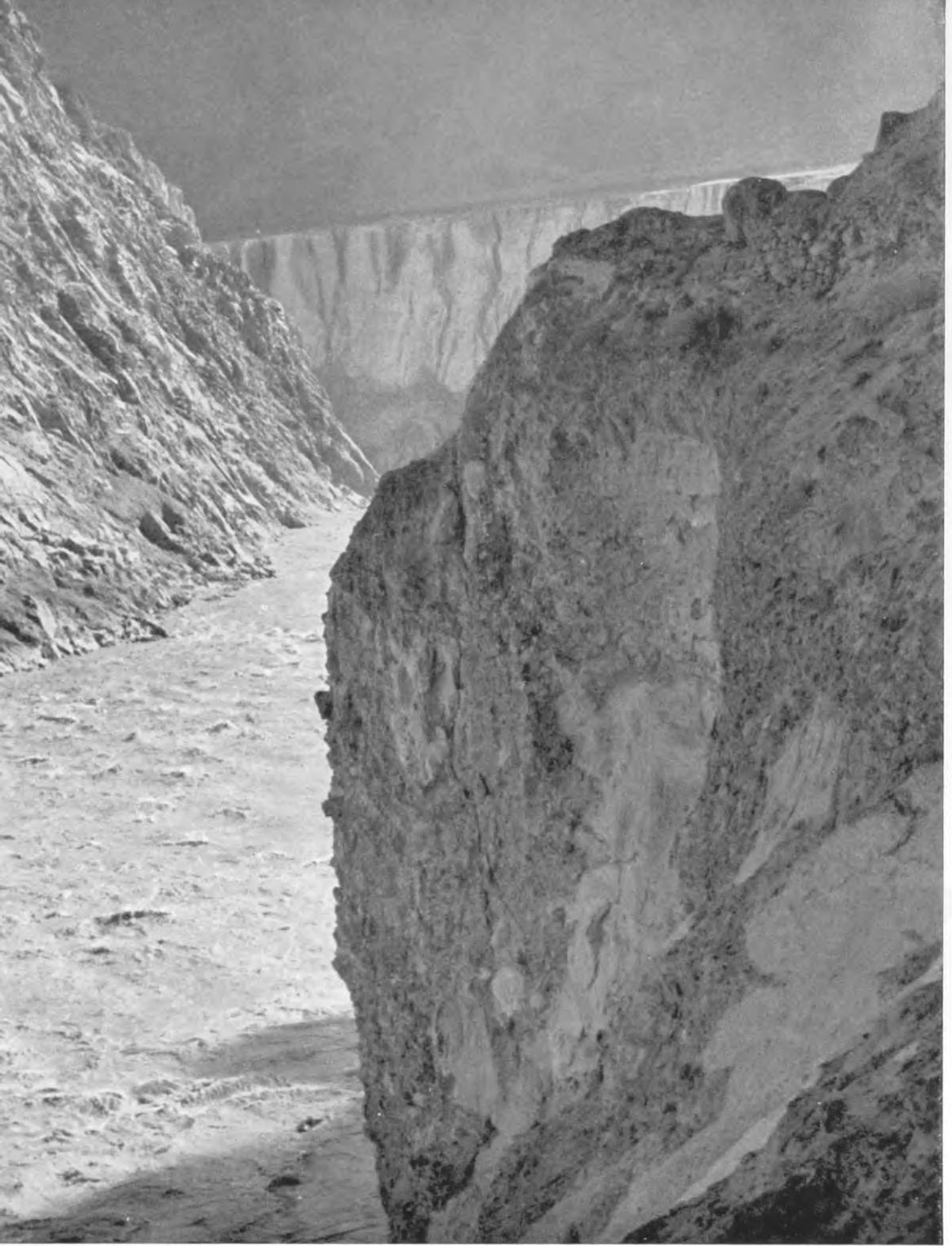
Unten: Bei Minapin



Teilstück aus dem Ostgrat des Rakaposhi und Minapingletscher



Séracs im Minapingletscher



Hunzaschlucht bei Miacher

der Revolution 1917 auf der Flucht nach Indien starben, liegen ebenfalls hier begraben.

In Gilgit lebten Engländer und Eingeborene friedlich nebeneinander. Nach der Befriedung des Landes durch Colonel Durand (1891–1892) hatten die Fehden zwischen den Fürsten sowie die Einfälle der kriegerischen Nomadenstämme aufgehört. Seitdem förderten die Engländer in verständnisvoller Weise den Aufbau und die Entwicklung der ganzen Gegend.

Es ist also kein Wunder, dass die Bevölkerung die Nachricht vom Abzug der Engländer als schweren Schlag empfand; sie erinnerte sich noch zu gut jener Zeiten, da sie der Willkür räuberischer Horden unbeschützt ausgesetzt war.

Einem unbekanntem Gletschergebiet entgegen

Nördlich von Chalt verzweigt sich ein Gletschergebiet, das die Karte mit „unexplored“ bezeichnet. Die schönen Bergketten dieser Gegend hatten wir von den Gräten des Rakaposhi aus gesehen. Wir beschlossen, die Gletscher zu erkunden.

Um nicht noch einmal jenen langen, sandigen Weg von Gilgit nach Nomal zu Fuss machen zu müssen, mieteten wir vier Reitpferde.

In der Morgenfrühe verliessen Tilman und Kappeler Gilgit mit den vier Sherpas, während Secord und ich erst um 4 Uhr wegritten. Als die beiden Reitpferde bei uns eintrafen, erschrakten wir. Es waren zwei winzig kleine Ponies mit Holzsätteln; zwei Stricke dienten als Steigbügel und ein Seil um den Hals als Zügel. Wie sollten wir mit diesen Tieren je Nomal erreichen können!

Ausserhalb Gilgit versuchten wir, unsere Pferdchen mit allerlei Kunstgriffen in Trab zu bringen, doch vergeblich. Es waren eben richtige „Himalayan Ponies“, die nicht gewohnt sind, ungeduldige Menschen zu befördern, und da die Eingeborenen bekanntlich keinen Zeitbegriff haben, spielt es für sie gar keine Rolle, ob ein Tier etwas rascher oder langsamer läuft. Wir rechneten aus, dass wir auf diese Art erst lange nach Mitternacht in Nomal eintreffen würden.

Da geschah etwas Merkwürdiges: vor uns ging, noch langsamer als wir, eine kleine Karawane mit Pferden und Eseln. Beim Überholen rannte einer der Esel voraus. Dies reizte offenbar unsere Ponies, und sie versuchten den Esel einzuholen. Jedesmal, wenn der Abstand zwischen den beiden noch etwa 10 m betrug, fing das Eselchen erneut zu traben an. Kaum hatten unsere schläfrigen Tiere den Vorsprung ihres Rivalen bemerkt, so bemühten sie sich, diesen wieder zu verkürzen.

Stundenlang wiederholte sich dieses Spiel; auch in der Dunkelheit ging es weiter. Gegen Mitternacht erreichten wir Nomal. Im Dorfe bog der kleine, graue Geselle nach rechts und verschwand in der Nacht; er war zu Hause. Der Eseltreiber wünschte uns freundlich gute Nacht, dankbar, dass ihm ein langdauerndes Schreien und Antreiben erspart gewesen war.

Die Sherpas bemerkten unsere Ankunft, erhoben sich von ihren Ruhestätten und bereiteten noch eine Mahlzeit. Nie vergassen diese Leute ihre Sahibs! Müde legten wir uns auf den Boden und schliefen sofort ein.

Nach einer kurzen Nacht machten wir uns auf den Weg nach Chalt. Zwischen den beiden Dörfern frisst sich der Hunzafluss durch eine gewaltige Schlucht. Das Ende dieser steinernen Hölle bildet den Eingang zu den Ländern Nagir und Hunza.

Durch Bäume, schwer behangen mit goldig leuchtenden Aprikosen, kamen wir zum Bungalow von Chalt (2000 m). Im Garten sassen der Raja von Chalt, Sultan Anghar, und der Tahsildar von Gilgit, Gemadar Azail Khan. Wir boten ihnen den guten Maulbeersirup an, den uns Mrs. Bacon mitgegeben hatte.

Am Nachmittag kam der Lambardar mit den Kulis, die uns begleiten sollten. Die Leute waren nicht besonders willig; das war auch der Grund, weshalb der Tahsildar von Gilgit hierher gekommen war, um uns behilflich zu sein.

Plötzlich entbrannte ein heftiger Wortstreit zwischen dem Lambardar und den Kulis einerseits und dem Tahsildar anderseits. Sprachlos hörten wir zu, ohne ein Wort zu verstehen. Offenbar wollten die Leute mehr Lohn und leichtere Lasten tragen! Da warf der Tahsildar dem Lambardar kurzerhand einen Sack Mehl an den Kopf, was allgemeines Gelächter verursachte... damit war der Fall erledigt.

Früh am anderen Morgen brachen wir von Chalt auf. Nach einer Stunde überschritten wir die Brücke von Budelas und verliessen den nach Hunza führenden Weg. Noch ein steiler Aufstieg, und wir standen im gleichnamigen Dorf, das von hohen Pappeln umgeben ist. Talabwärts schauend, sahen wir die feine Eispyramide des Rakaposhi in einen leichten Dunst gehüllt. Bald lagen neue Berge und Gletscher vor uns, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Der zunehmende Geruch nach Schwefelwasserstoff bedeutete, dass wir uns den heissen Quellen (52 Grad Celsius) von Shotun (etwa 2100 m) näherten. Die Bevölkerung kennt die heilende Wirkung dieses Wassers und hat zwei mit Steinen ausgekleidete Bassins im Boden ausgehoben.

Eine primitive Brücke führt hoch über dem Fluss Garamasi hinüber zu den Bädern. Die Pferde überschritten sie vorsichtig. Zuletzt kam ein Esel

mit zwei Mehlsäcken. Er war gescheit genug, witterte Gefahr und blieb störrisch stehen. Sein Begleiter zog ihn an den Ohren und versuchte, ihn mit allerlei Rufen über die Brücke zu locken. Schliesslich nahm er ihm die Last ab und liess das arme Tier ganz einfach stehen. Nach einigem Zögern begann es sich vorsichtig auf die Brücke zu wagen; man sah, wie es zitterte. Einmal drüben, machte es erleichtert einige Sprünge und galoppierte seinem Begleiter nach.

In etwa 2300 m Höhe kamen wir zum Vegetationsgürtel mit seinen Grünflächen. Das war jedesmal nach den steinigen Tälern eine angenehme Erholung. Eine Stunde vor dem Dorfe Bar, wo wir die Nacht zubringen wollten, erwarteten uns der Lambardar und einige Begleiter. Woher diese Dorfbewohner unsere Absichten kannten, blieb uns ein Rätsel.

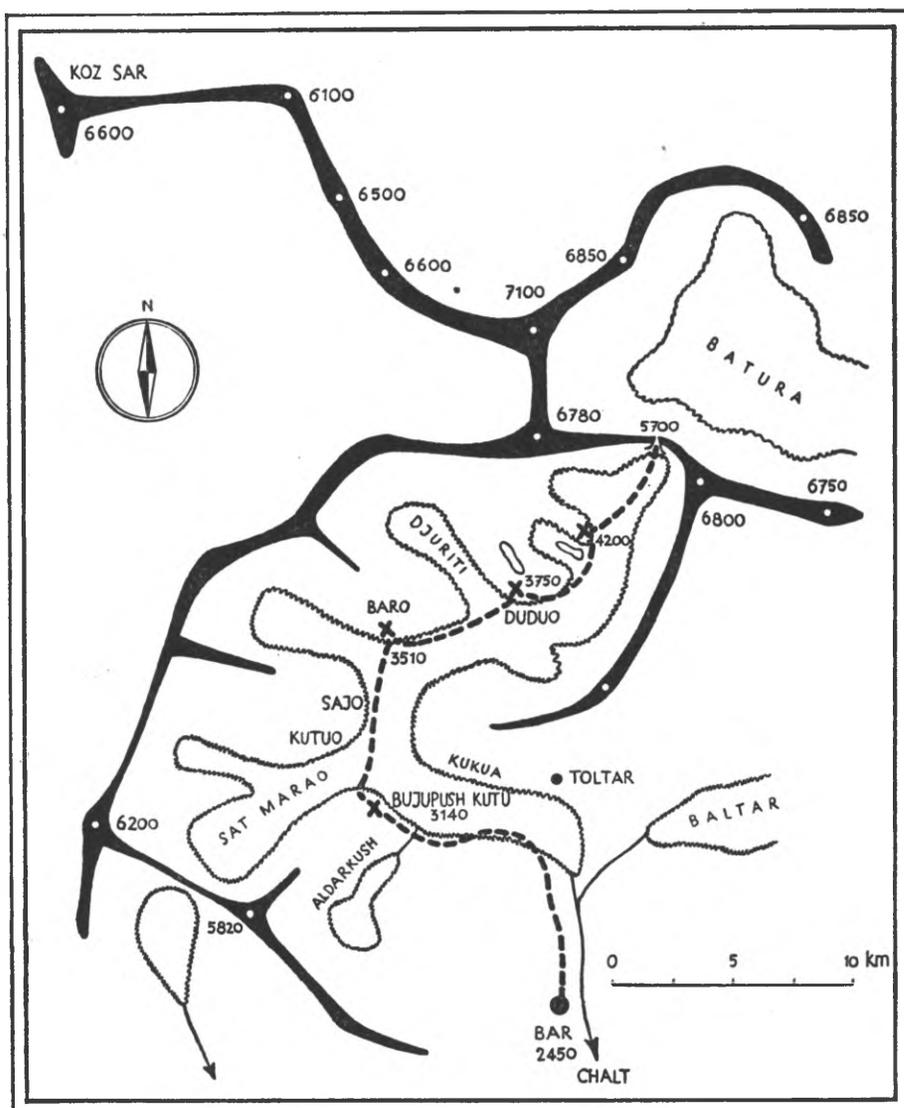
Am anderen Morgen trafen wir ausserhalb des Dorfes einen Jäger, der sich anerbote, uns zu begleiten. Auf Beute hofften wir zwar nicht, aber als Jäger musste er das Gebiet sicher gut kennen. Er behauptete sogar, oben auf den Gletschern gewesen zu sein; deshalb ging er voraus, um uns den Weg zu zeigen.

Ganz besonders stolz war er auf sein Gewehr; es war ein Vorderlader mit sechseckigem Lauf, hinten eine Zündpfanne und eine mit dem Abzug verbundene Zündschnur. Mit Hilfe eines Feuersteines und eines Eisens brachte er den Schwamm zum Glühen, mit dem die Schnur dann zum Glimmen gebracht wurde. Das Gewehr war so schwer, dass es zum Schiessen auf eine Gabel gestellt werden musste. Die selbstgegossenen Bleikugeln trug er in einem Ledersack und das Pulver in einer kleinen Tasche. Obwohl er behauptete, mit dieser Ausrüstung Erfolg zu haben, beglückwünschten wir die Tiere seines Reviers.

Nach einem kurzen Marsch kamen wir zu den letzten Wiesen und erspähten in der Ferne den vollständig mit Geröll bedeckten Kukuaygletscher. Wir zogen den steilabfallenden Felswänden entlang über einige Geröllhalden und befanden uns auf der Höhe der Gletscherzunge. Von einer von der Moräne gebildeten Kuppe aus konnten wir in das Tal des Baltargletschers blicken, dessen Abschluss drei namenlose Siebentausender bilden. Dieses Tal wurde von Col. R. Schomberg¹ im Jahre 1933 besucht.

Von hier an aufwärts hat der Gletscher keine eigentlichen Moränen mehr; sie werden abgelöst durch 100 bis 200 m hohe, stellenweise fast senkrechte Sandwände, an deren oberen Ende sich terrassenartige Wiesen ausbreiten. Gegenüber, in der Gabelung mit dem Baltargletscher, liegt das Dorf Toltar hinter Tannen versteckt.

¹ Schomberg, Col. R. C. F., The Bar and Daintar Glaciers, *The Alpine Journal*, Mai 1934.



Das Kukuaygletschergebiet

Der Lambardar mit seinen Trägern blieb weit hinter uns zurück. Wir stiegen unterdessen auf den Gletscher hinunter; dort kamen wir aber nur langsam vorwärts, da wir ständig grosse Felsblöcke überklettern mussten. Gegen Abend sahen wir weit in der Ferne, nach der Einmündung eines Seitentales (Aldarkush), eine ebene Wiese mit kleinen Tannen und Buchen

bewachsen, wo wir die Nacht zubringen wollten. Nur weil es dort Schafe und Milch gab, waren die Träger zu bewegen, noch so weit zu gehen. Wir stiegen den Gletscher hinauf bis zum einmündenden Tal, dessen Bach einen hohen Wasserfall bildet, welcher über verschiedene Stufen dem Gletscher entgegenstürzt und unter dem Eis verschwindet. Wir folgten dem Jäger, auf seine Geländekenntnisse vertrauend. Im Hintergrund dieses Tales tauchten prachtvolle Schneeberge auf, die noch im Abendlicht leuchteten. An der Abbruchstelle, wo der Wasserfall sich bildet, zog der Jäger seine um die Füße gewickelten Ziegenfelle aus und begann den Bach zu überschreiten. Offenbar kannte er den Übergang; nirgends kam ihm das Wasser höher als bis an die Oberschenkel; an anderer Stelle hätte er den reissenden Fluten nicht standhalten können. Auch wir durchschritten barfuss das eisige Wasser. Der Jäger, von einem furchtlosen Kuli unterstützt, lief mehrmals zurück, um die Lasten der Träger zu holen, da diese es vorzogen, unbelastet den Bach zu überschreiten; auch unsere Sherpas waren nicht besonders mutig.

Auf dem nächsten Hügel liegt das Dorf Pujupushkutu in 3100 m Höhe. Die Hütten erheben sich kaum einen Meter über den Boden, so tief sind sie eingebaut.

Die Bevölkerung wies uns als Lagerplatz eine sandige Ebene an, umgeben von Birken, Buchen und kleinen Bergtannen, und brachte uns Milch in getrockneten Kürbisschalen. Die Träger baten uns, ein Schaf für sie zu kaufen; in der Hoffnung, sie damit am nächsten Tag zu einem etwas rascheren Marschtempo zu veranlassen und in gute Laune zu versetzen, willigten wir ein.

Vom Lagerplatz aus sahen wir in östlicher Richtung die bereits erwähnten Berge des Baltargletschers. Das gegen Südwesten aufsteigende Aldarkushtal bildet zuhinterst einen mächtigen Kessel, umsäumt von Bergen zwischen 6000 und 7000 m.

Am nächsten Tag führte uns der Jäger über die ebene Wiese oberhalb der Sandwand. Wir kamen an verschiedenen „Daru Kush“ vorbei, die noch seeähnlich waren. Bei einem Grabe erklärten uns die Eingeborenen mit lebhaften Gebärden, dass hier ein Jäger verunglückt sei. Auf welche Art der Mann umkam, konnten wir nicht erfahren, da die Leute keinen Unterschied zwischen Steinschlag, Bergsturz und Lawine machen. Für sie kommt einfach der Berg (Pahar) herunter.

Schliesslich wurde der Wald zum Dickicht. Der Jäger ging noch einige hundert Meter weiter, bis er zu einer Stelle kam, an der wir ohne Schwierigkeit zum Gletscher absteigen konnten. Wir hatten allerdings in die Sandwand etliche Stufen zu schlagen. Zu unseren Füßen bog der Gletscher scharf nach Osten; von Westen mündet ein fast ebenso grosser Gletscher, der sogenannte Sat Marao, ein.

Plötzlich tauchte ein Mann vor uns auf. Zu unserem nicht geringen Erstaunen brachte er uns die Post. Feierlich setzten wir uns auf einen Stein; Tilman öffnete sorgfältig das Paket. Es waren leider nur Zeitungen, die uns vom Kommandanten der Scouts nachgesandt worden waren. Gleichzeitig brachte uns der Postbote noch einen kleinen Sack mit getrockneten Aprikosen, die wir mit unseren Trägern teilten.

Unversehens teilten sich die Nebelschwaden, und das gewaltige Gletschergebiet des Sat Marao lag in seiner ganzen Pracht vor uns. Vom mittleren Gipfel zieht sich, gleich einer schimmernden Himmelsleiter, ein Eisabbruch herunter, dessen Höhe ich auf etwa 2000 m schätzte.

Zwischen schuttbedeckten Eiszacken gelangten wir gegen Abend nach Baro Daru Kush (3500 m). Im Abendlicht spiegelten sich die Berge im See, an dem wir lagerten. Von Süden her mündet ein Seitengletscher ein. Gegenüber dem Lager befindet sich eine grossartige Eisnadel, die wohl die 7000-m-Grenze übersteigt; von ihr fällt eine Eiswand in einem Zuge auf den Gletscher hinab. Ein Ausläufer dieser Nadel bildet den Sporn, um den unser Gletscher nach Osten zieht.

Am anderen Morgen verlegten wir das Lager nach Tuduo Daru Kush, in 3750 m Höhe bei der Einmündung des nächsten Seitengletschers. Vereinzelte Sträucher erlaubten uns, ein Lagerfeuer zu machen. Von hier an aufwärts gab es kein Holz mehr. Die Sherpas entdeckten unter einem Felsen wilden Rhabarber und bereiteten einen gut schmeckenden Pudding.

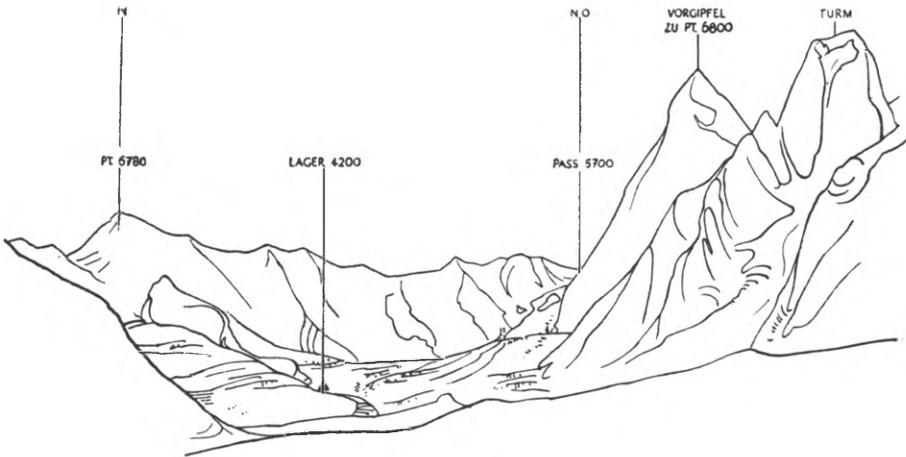
In östlicher Richtung erhebt sich ein mächtiger, gelber Turm aus Dolomitgestein. Weit unten schon fanden wir auf dem Gletscher gelbe Felsblöcke, die offenbar von diesem gewaltigen Zahn stammten. Sie waren nur wenig verwittert, und ich konnte mir nicht erklären, auf welche Art sie der Gletscher so weit gebracht hatte. Im silbrig glänzenden Dunst ragte in der Fortsetzung des Grates eine wahrscheinlich über 7000 m hohe, in Eis gepanzerte Pyramide empor.

Anderntags verlegten wir das Lager nochmals einige Kilometer aufwärts; unsere Höhenmesser zeigten 4200 m. Von hier aus schien es möglich, in einem Tag das Ende des Gletschers, beziehungsweise die tiefste Einsattelung, zu erreichen.

Morgens 5 Uhr begannen wir, von grosser Spannung erfüllt, den Aufstieg gegen den Pass, von welchem aus wir hofften, uns orientieren zu können. Es bestanden drei Möglichkeiten, nämlich, dass der Pass entweder zum Koz Sar („Sar“=Gletscher) oder Yashkuk Sar oder dann zum Baturagletscher, der von Visser 1925 erforscht wurde, hinüberführt.¹

¹ Visser, Ph. C., *Zwischen Karakorum und Hindu Kush*, Leipzig, 1928.

Den ersten Gletscherabbruch erstiegen wir durch eine lange Eisrinne, die sich zwischen dem Hauptgletscher und einem Seitengletscher gebildet hat. Über ein Schneeplateau kamen wir zum grossen Abbruch, der zum Ende des Gletschers hinaufführt. Riesige Spalten und Eistürme zwangen uns zu ermüdenden Umwegen. Endlich gelangten wir auf das höchste Plateau. Ein halbkreisförmiger Grat aus Gneis, zu dem verschiedene Schnee- und Eis-



Oberes Ende des Kukuaygletschers

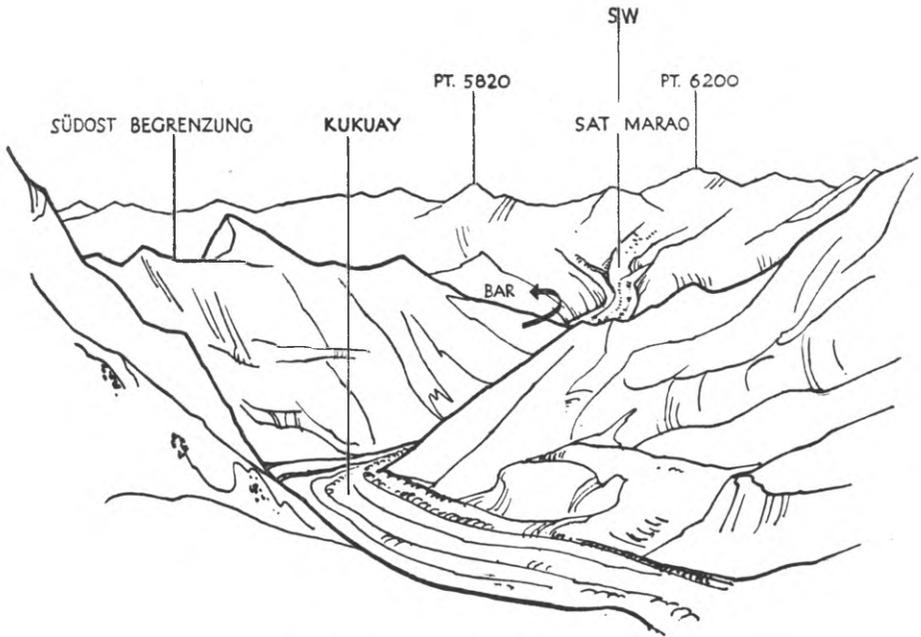
couloirs emporziehen, bildet den Abschluss. Wir wählten das am wenigsten steil erscheinende Couloir. In mühsamer Stufenarbeit erreichten wir den Schrund. Als das Couloir enger wurde, verliessen wir es und kletterten über eine Rippe hinauf zum Pass. Wie überall in dieser Gegend, so waren auch hier die Steine brüchig und lose. Um 11 Uhr, also nach 6 Stunden, erreichten wir den 5700 m hohen Grat.

Vor uns stürzte eine schätzungsweise 2000 m hohe Eiswand zu einem gewaltigen Eisstrom hinunter. An einen Abstieg war nicht zu denken. Wir stellten mit Hilfe unserer Karten fest, dass dieser Eisstrom kein anderer als der 50 km lange Batura sein konnte (viermal so lang wie der Aletschgletscher).

Im Osten erblickten wir den Karun Pir und gegen Norden anschliessend die Berge im Gebiet des Kilik- und Mintakapasses; vor uns lagen die Gebirgsketten des oberen Baturagebietes. Die zu unseren Füssen in einem herrlichen Bogen sich ausdehnende Eiswand hinterliess einen gewaltigen Eindruck. Sie machte unsere Absicht zunichte, einen Ausgang aus dem Kukuaygletschergebiet zu finden. Ursprünglich hatten wir gehofft einen Übergang

nach dem Koz Sar oder Yashkuk Sar in das Tal des Chapursanflusses zu finden, um dann über Misgar nach Hunza zurückzukehren.

Hinter uns lag das Tal des Kukuaygletschers, durch das wir 6 Tage lang aufgestiegen waren. Von hier aus konnten wir uns endlich über die Berge und Seitentäler orientieren und das auf der Karte mit „unexplored“ bezeichnete Stück richtig eintragen. Wir teilten diese sehr interessanten Entdeckungen dem „Indian Survey“ und der „Geographical Society“ mit.



Kukuaygletscher, Blick abwärts

Abends 7 Uhr erreichten wir wieder das Lager. Am anderen Tag brachten wir unser Material nach Tuduo Daru Kush zurück. Dort hofften wir einen Übergang nach dem Tal des Karambarflusses zu finden, um dann über den Chillinjipass in das Tal des Chapursanflusses zu gelangen.

Guten Mutes zogen wir gegen den etwa 200 m hohen Abbruch. Eine Umgehung ist nicht möglich, da der Gletscher auf beiden Seiten durch senkrechte Felswände begrenzt wird. In der Nähe des Abbruches werden die Séracs und Spalten zahlreicher; wir mussten lange Umwege machen, um vorwärtszukommen. Beim Erklettern einer 50 m hohen Wand wurden jäh herunterfallende Eisblöcke Tilman und Secord fast zum Verhängnis. Secord wurde am Arm verletzt; Kappeler begleitete ihn ins Lager zurück.



Oben: Polo-Platz beim Schloss Nagir
Unten: Gebetshaus in Nagir



Seilbrücke über den Hisparfluss



Schloss Baltit



Grab der Fürsten von Hunza



Weberei in Murtazabad

Tilman und ich versuchten es nun in der Mitte. Wie zwei Zwerge in einer Märchenwelt kamen wir uns zwischen den riesigen Séracs vor. Wir hackten Stufen, kletterten über Eisberge und querten Spalten. Grosse Trümmerfelder von zerborstenen Eistürmen waren zu überschreiten – ein weisser Irrgarten!

Nach 2 Stunden konnten wir auf das Plateau blicken, das wir zu erreichen hofften. Nun zeigte sich aber, dass an der Stelle, wo der Abbruch in den ebenen Gletscher übergeht, lange, über die ganze Breite gehende Querspalten sind. Wir schauten gewissenhaft auf den Gletscher hinüber, aber es gab keine Möglichkeit, sich durch das Spaltengewirr zu winden.

Gedemütigt, dass ein so kleines Hindernis unsere Pläne vereiteln sollte, setzten wir uns auf die Spitze eines Séracs und hielten nochmals Ausschau. Schliesslich beschlossen wir, ins Lager zurückzukehren. Wieder einmal abgewiesen, blieb uns nichts anderes übrig, als den Heimweg nach Chalt anzutreten.

Am anderen Tag stiegen wir über den Gletscher ab; Mehl und Benzin, im ganzen drei Lasten, mussten wir zurücklassen, da wir die Träger ausbezahlt und nach Chalt zurückgeschickt hatten. Stundenlang ging es über loses Geröll auf Eis. Die schweren Rucksäcke machten das Gehen besonders mühsam. Endlich, beim Einnachten, erreichten wir das Ende des Gletschers, entdeckten eine Quelle und machten halt, um hier die Nacht zuzubringen.

Früh am anderen Morgen traten wir den langen Marsch nach Chalt an. Bald versperrten uns aber die Überreste einer gewaltigen Steinlawine den Weg. Nach den frischen Bruchflächen zu schliessen, musste sie vor einigen Tagen heruntergestürzt sein. Wir erschrakten, als wir sahen, dass die Erschütterung den ganzen Hang, der sich an eine fast senkrechte Sandsteinwand lehnte, losgelöst hatte und dieser vom Fluss weggeschwemmt worden war. Auf der anderen Seite der Bruchstelle konnten wir die Fortsetzung unseres Weges sehen. Aber wie dorthin kommen?

Unser Träger aus dem Dorfe Bar – der einzige, der uns noch begleitet – sieht mit seinen Sperberaugen in der Wand noch einige Sandstücke oberhalb der Abbruchstelle. Er steigt, mit einem Eispickel bewaffnet, empor. Wir bleiben sitzen und schauen ihm zu.

Kühn steigt er in die Wand ein und beginnt Stufen zu schlagen. Er scheint Erfolg zu haben. Tilman benützt seine Fussstapfen. In einem gewissen Abstand folgen Secord, dann Kappeler; als letzterer aber die breite Schutthalde überschreiten will, prasseln plötzlich Steine herunter. Kappeler hat Mühe, ihnen auszuweichen; nach gefahrvollen Minuten erreicht er die schützenden Felsen. Ich selbst bleibe bei den Sherpas zurück.

Wir sahen, wie der Mann aus Bar Stufe um Stufe in die Sandwand schlug; endlich war er drüben. Als ich näher kam, konnte ich feststellen,

welche Arbeit dieser tapfere Kuli geleistet hatte. Die Stufen waren vollkommen; er schlug sie so rasch, wie dies ein Führer aus den Alpen kaum hätte tun können, obwohl er das erstemal in seinem Leben einen Bergpickel in der Hand hatte. Der Weg ging nur einige Meter oberhalb der Abbruchstelle durch; 200 m senkrecht unter uns jagten die reissenden Fluten des Baches dahin. Die übriggebliebenen Sandreste sahen wie an eine Wand geklebte Vogelnester aus. Man wusste nie, ob die Überreste nicht bei der kleinsten Erschütterung in die Tiefe stürzen könnten. Die Spur ging auf- und abwärts, wo es gerade am besten ging; sie überquerte Rinnen und endete schliesslich an einer steilen Felsplatte. Über diese hinunterkletternd, erreichten wir aufatmend den Weg.

Der tapfere Mann aus Bar machte den Weg noch mehrmals mit grosser Behendigkeit und brachte alle Lasten hinüber. Dank seiner Geschicklichkeit verloren wir an dieser Stelle nur 2 Stunden.

Bald erreichten wir die Wiesen von Bar und nach 5 km unseren alten Lagerplatz. Nach etlichen Schwierigkeiten konnten wir ein paar Kulis engagieren, welche die schweren Lasten der Sherpas etwas verringern halfen. Angtingit war krank und musste als erster entlastet werden.

Auf dem Felde unterhalb Bar waren die Bauern mit dem Einbringen der Ernte beschäftigt. Als wir in die Nähe kamen, liefen sie neugierig auf uns zu. Wie gross war die Überraschung, als sich unser Jäger unter ihnen befand! Die freundlichen Leute wollten uns zum Übernachten einladen. Als wir entschieden ablehnten, forderten sie uns auf, mit ihnen Tee zu trinken. Auch das konnten wir nicht annehmen, da Chalt unser Tagesziel war und uns noch ein langer Weg bevorstand. Schliesslich baten sie uns, wenigstens unsere Rucksäcke tragen zu dürfen. Es war schwer, das freundliche Anerbieten abzuschlagen. Sie begleiteten uns bis zum Rande eines Tobels und schauten uns mit traurigen Blicken nach; sie konnten nicht verstehen, weshalb wir so störrisch und ablehnend waren.

Nun liessen wir den Vegetationsgürtel hinter uns und erreichten über grosse, vom Fluss abgeschliffene Steine wieder die Schwefelquellen. Hier nahmen wir ein wohlverdientes Bad; das heisse Wasser wirkte wunderbar entspannend und löste unsere Müdigkeit.

Durch die Steinwüste ging's weiter nach Budelas, dann hinunter zur Brücke, wo wir auf den Weg nach Hunza stiessen. Eine Stunde später befanden wir uns in Chalt; unser Freund, der Lambardar, schüttelte uns die Hände und war höchst erfreut über unsere gelungene Rückkehr.

Secord verliess uns, da sein Urlaub zu Ende war; Tilman wollte am 5. August seinen Freund Shipton in Taschkurgent treffen, während Kappeler und ich durch Nagir und Hunza zu reisen beabsichtigten.

Unsere Kinoapparate und Filme lagen in Gilgit in der „Residency“ in einer Kiste bereit, um uns nachgesandt zu werden. Obwohl es in Chalt einen Telephonapparat gab, der an der eindrahtigen Leitung nach Misgar angeschlossen war, konnten wir nicht ausfindig machen, wie diese Einrichtung arbeitete, denn alle Sprechapparate waren direkt mit diesem Draht verbunden; eine Zentrale gab es nicht. Der Lambardar holte nun den sogenannten „Fachmann“ aus dem Dorfe, der uns versprach, die Verbindung mit Colonel Bacon herzustellen, was einige Stunden dauerte, obwohl die Telephonleitung kaum überlastet war. Wir hörten immer ein sehr lang andauerndes Läuten. Endlich kam der Spezialist freudestrahlend und meldete stolz, die Verbindung sei hergestellt. Tatsächlich sprach Colonel Bacon. Zu unserem grössten Bedauern vernahmen wir, dass die Übergabe Indiens auf den 1. August vorverlegt worden war; also würden Kappeler und ich unsere Freunde der englischen Kolonie, welche uns mit so grosser Liebenswürdigkeit in Gilgit empfangen hatten, nicht mehr antreffen. Diese Nachricht stimmte uns traurig.

Nun verliess uns Secord in Richtung Nomal-Gilgit. Eine Stunde später kam ein Eseltreiber, welcher mit Tilman gehen sollte. Wir begleiteten die so bescheidene „Karawane“ unseres über alles verehrten Lehrmeisters bis zum Dorfausgang. Dort verabschiedeten wir uns von ihm und kehrten in den Bungalow zurück. Auf einmal waren wir allein mitten im Karakorum. Einerseits bedauerten wir, dass uns die beiden Engländer verlassen mussten; andererseits freuten wir uns aber, von jetzt an das von einem der erfahrensten Himalaya-Bergsteiger Gelernte selbständig anwenden zu können.

Die Länder Nagir und Hunza

Es dauerte 2 Tage, bis unsere Kisten aus Gilgit in Chalt ankamen; dieses gezwungene Nichtstun gab uns das Gefühl von Ferien. Der Lambardar war um unser Wohlbefinden väterlich besorgt.

Da erhielten wir einen Brief von Tilman, in dem er uns bat, ihm sein vergessenes Seil nachzusenden. Wir packten es rasch in einen Sack und gaben es dem ersten besten Manne mit, der Richtung Kashgar ging, mit der einfachen Adresse: „H. W. Tilman, on the way through Hunza to Kashgar.“ Schon am folgenden Tag berichtete uns Tilman, er hätte das Seil erhalten.

Am 28. Juli, morgens 2.30 Uhr, brachte ein Mann mit einem Esel unsere Kisten aus Gilgit. Die Ferien waren vorbei, und wir begannen unsere Reise durch Nagir und Hunza.

Angtingit war immer noch krank; wir beschlossen, ein Pferd zu mieten und ihn ins Spital nach Gilgit zu schicken. Da die Pferde im Sommer hoch oben im Gebirge weiden, musste er sich noch 2 Tage gedulden, bis er wegreiten konnte. Der Lambardar versprach uns, ihm während unserer Abwesenheit zu helfen. In Gilgit sollte Angtingit auf uns warten.

Gegen 9 Uhr verliessen wir Chalt. Ausserhalb des Dorfes sahen wir plötzlich in der Ferne vier Reiter. Wie man in der Schweiz die Wichtigkeit einer Person nach den Pferdestärken ihres Autos beurteilen kann, so ist hier die Anzahl Pferde und deren Qualität massgebend. Es waren wichtige Leute. Beim Näherkommen stiegen sie ab; es gehört zum angeborenen Anstand der Einheimischen, beim Begegnen eines Fremden, der zu Fuss geht, vom Pferde zu steigen.

Der Mann war der „Wazir“ (Ministerpräsident) von Nagir, Sultan Abdul Hamid; er hatte bereits von unseren Plänen gehört und alles für unseren Empfang vorbereitet.

Woher er dies wusste, blieb uns rätselhaft! Nach einer kurzen Begrüssung ritt er nach Gilgit weiter.

Unser Tagesziel war Gulmat. Wir überschritten wieder die Brücke von Budelas und wanderten Richtung Hunza. Hoch über dem Talboden geht der Weg über Felsklippen, mit einem wunderbaren Tiefblick auf die Einmündung der Flüsse des Kukuaygletschers und des Chaprottales in den Hunzafluss. Bald verschwand die Oase von Chalt, die in der Ortsgeschichte öfters Grund heftiger Streitigkeiten war. Der Rakaposhi blieb tief im Nebel verhüllt.

Mittags kamen wir in Sikanderabad (2100 m), einem grösseren Dorf auf der südlichen Seite des Hunzaflusses, an. Die Häuser sind nahe an den Abgrund gebaut, damit sie nur nach einer Seite hin verteidigt werden müssen; den Abschluss zum Poloplatz bildet eine durchgehende Mauer.

Die Sherpas riefen nach dem Lambardar und steckten die Köpfe in verschiedene Häuser. Niemand war zu finden. Wir brauchten neue Kulis, denn hier machten sie die Transporte nur von einem Dorf zum andern mit; eine Unannehmlichkeit, über die sich jeder Reisende in dieser Gegend beklagt, besonders, wenn sich die Dörfer in kurzen Abständen folgen.

Wir betraten das Dorf durch einen Eingang in der Mauer und kamen zu einem hellgrün gefärbten Teich, umgeben von mächtigen Weiden; durch die silberigen Blätter glitzerte die Sonne. Vor dem Teich steht einer der grossen Chenar-Bäume, die in Kashmir heimisch sind. In dieser kühlen und ruhigen Atmosphäre liegt das Haus des Raja in einem Garten versteckt. Aus dem kleinen Palast kamen Leute, um uns einzuladen. Wir hätten zwar lieber Kulis gehabt, aber die Gastfreundschaft wird hierzulande so sehr gepflegt,

dass man Fremde nicht unbewirtet weiterziehen lässt. Neugierig betraten wir das aus Lehm gebaute und mit Holzveranden verzierte Haus. An der Wand hängen Photographien von Mitgliedern der regierenden Familien, die uns einen kleinen Einblick in die verwandtschaftlichen Beziehungen gewährten. Teppiche aus Afghanistan und Turkestan schmückten den Boden. Mit Angdawa als Dolmetscher und unseren spärlichen Hindostani-Kenntnissen erfuhren wir, dass der Raja in Gilgit sei, um an den Übernahmefeierlichkeiten durch Kashmir teilzunehmen. Deshalb wurden wir durch seinen Bruder Mohammed Afzal Khan und seinen Sohn empfangen.

Der Lambardar war unterdessen bemüht, uns drei Esel zu besorgen. Zwei waren bereits auf dem Poloplatz und warteten auf ihre Lasten. Der dritte aber wollte sich nicht einfangen lassen, und die Dorfbewohner mussten mithelfen, bis man endlich so weit war, um dem störrischen Tier die Säcke aufzuladen.

Als Nachtquartier wählten wir Gulmat, dessen Raja bei den Scouts in Chilas als Offizier Dienst tat. Seine Frau, die als Mohammedanerin sich nicht sehen lassen durfte, liess uns zwei grosse Teller mit prachtvollen Früchten, Gurken und Tomaten übergeben. Auch sandte sie ihren „major domus“, der sich nach unseren Wünschen erkundigte.

Zwischen Gulmat und Minapin liegt kein Dorf, also war kein Trägerwechsel notwendig, was uns viel Zeit ersparte. Der Marsch war kurz, und um 10 Uhr morgens erreichten wir den Bungalow von Minapin.

Am Nachmittag traf Abbas Ali Khan, der Sohn des Raja, ein und hiess uns willkommen. Sein Vater war ebenfalls in Gilgit. Als er von unseren Plänen hörte, die Nordostseite des Rakaposhi zu rekognoszieren, bat er uns, mitgehen zu dürfen; gerne willigten wir ein.

Am andern Tag lag tiefer Nebel über den Bergen; wir blieben deshalb in Minapin. Der Munji (Gutsverwalter) des Mir von Nagir suchte uns auf, um sich nach dem Datum unserer Ankunft in Nagir zu erkundigen. Er gab uns auch die landesüblichen Preise der Nahrungsmittel und Transporte bekannt.

Unser neuer Reisegefährte Abbas Ali Khan erschien am nächsten Morgen pünktlich mit seinen Dienern und einem modernen Jagdgewehr; ferner trug er einen langen Stock, ähnlich unserer Alpenstange.

Nun ging es einen 200 m hohen Kalkfelsen hinauf, über den schuttbedeckten Minapingletscher und dann der Moräne entlang durch Gebüsch und Wald aufwärts. Nach dreistündigem Marsche gelangten wir zu einer Siedlung.

Einige Kinder waren gerade damit beschäftigt, Ghee (Butter) zu machen. Dies geschieht in einer runden, etwa 1,50 m langen Holztonne von etwa 30 cm Durchmesser, in der ein Kolben auf und ab gezogen wird. Von Zeit zu

Zeit giesst man etwas Milch nach. Ist alle Milch verarbeitet, so legt man die Tonne bis zum nächsten Tag in einen Bach. Da die Milch mager ist, braucht es enorme Mengen für nur wenig Butter. Dieser Arbeitsgang dauert deshalb sehr lange, so dass der Inhalt meistens ranzig wird. Die Leute nehmen aber daran keinen Anstoss, sondern finden es ganz in Ordnung.

Wir zogen weiter über einen steilen, mit Föhren bewachsenen Hang. Bald liessen wir den Wald hinter uns und gelangten über eine Wiese auf den Grat. Hier biegt der Minapingletscher scharf nach Osten ab.

Rechts vor uns lag der Ostgrat des Rakaposhi. In steilen Eiswänden abfallend, mit merkwürdig geformten Eisnadeln und Gendarmen, verläuft er fast horizontal und bildet die südliche Begrenzung des Minapingletschers. Zuhinterst am Gletscher hat der Grat seine tiefste Einsenkung und steigt dann, einen schönen Schneeegrat bildend, zu einem Vorgipfel des Diran auf.

Rückwärtsschauend sah man auf der anderen Talseite die namenlosen Berge von Hunza, alle weit über 7000 m.

Dieser Punkt mitten in grünen Wiesen, der wolkenlose Himmel und ringsum die Berge, deren Gipfel mehr als 5000 m über den fruchtbaren Äckern der Talsohle schimmern, übertrafen alles, was wir bis heute gesehen hatten.

Während des Aufstieges hieher hatten sich ein Jäger und ein Scout uns angeschlossen. Jener trug das gleiche, vorsintflutliche Gewehr wie unser Jäger von Bar. Der Scout stellte in 20 m Distanz einen Stein auf und verleitete den Jäger, darauf zu schiessen. Gespannt schauten wir zu, wie er mit Gewissenhaftigkeit seinen Vorderlader zum Schuss vorbereitete, das Dreibein herunterklappte und zu zielen begann. Nach einer gewissen Zeit ging der Schuss los, mächtiger Rauch... und das Schauspiel war vorbei; vom Einschlag hatte niemand etwas gesehen. Schallendes Gelächter der Zuschauer war das Resultat.

Abbas Ali Khan und seine Diener wollten nicht über den Gletscher gehen, sondern hier unsere Rückkehr abwarten. In der Abendsonne wanderten wir inmitten der grandiosen Bergketten über das Eis. Nach 2 Stunden erreichten wir den Ort, wo wir in 4200 m Höhe unser Lager errichteten. In den Hang hackten wir ein ebenes Plätzchen, gross genug für unsere Schlafsäcke; Zelte hatten wir keine. Am Abend ging der Mond auf; jedesmal, wenn wir die Augen etwas öffneten, funkelte der Ostgrat des Rakaposhi im silbernen Mondlicht. Es war eine unvergessliche Nacht.

Morgens 5 Uhr verliessen wir das Lager mit der Absicht, den tiefsten Sattel im Ostgrat hinüber ins Bagrottal zu besteigen. Ein Abbruch führte uns durch grosse Séracs und Spalten auf das oberste Plateau des Minapingletschers. Wir bogen nach Süden um und stiegen direkt zum Pass empor.

Bald schon begann das Einbrechen im Schnee; es wurde mühsamer und mühsamer. Wir nahmen unser zweites Frühstück, als die Sonne über den Grat blitzte.

Nun begann die schwere Arbeit. Die Spalten und Séracs wurden immer zahlreicher, was verschiedene Umwege notwendig machte. Im knietiefen Schnee war dies jedesmal mit ermüdender Arbeit und einem ebenso grossen Zeitverlust verbunden. Es wurde Mittag, und wir waren noch weit vom Pass entfernt. Die Sonne weichte den Schnee immer mehr auf. Eine letzte Riesenspalte war zu umgehen, worauf uns nur noch ein langer Schneehang vom Pass trennte. Leider war der Schnee hier noch tiefer als im Abbruch; wir sanken bis zu den Hüften ein. Um 4 Uhr, also nach 11 Stunden Aufstieg, beschlossen wir umzukehren, da wir vor der Nacht die etwa 5400 m hohe Passhöhe nicht mehr erreicht hätten. Es war ein schwerer Entschluss, denn das Ziel lag nahe, und dennoch hätte es noch viele mühsame Stunden gebraucht, den Weg durch den tiefen Schnee zu bahnen.

Beim Dunkelwerden kamen wir ins Lager zurück und verbrachten eine zweite Nacht in dieser wunderbaren Umgebung. Als wir anderntags mit Abbas Ali Khan wieder zusammentrafen, empfahl er uns, über einen Sattel und durch ein anderes Tal nach Minapin abzusteiern. Wir überliessen unsere Schlafsäcke den Sherpas und sandten sie direkt nach Minapin zurück. Vom Sattel aus (3700 m) hatten wir eine herrliche Sicht auf die Nordwand des Rakaposhi, speziell auf die drei ausgeprägten Rippen, welche zum Ostgrat führen. Die Gipfelpyramide fällt auf den Ostgrat fast senkrecht ab, was jede Aufstiegsmöglichkeit ausschliesst. Nur ungern verliessen wir diesen Sattel, stiegen ab und überschritten einen zweiten Grat. Auf der anderen Seite begegneten wir einigen Polo-Ponies, die nach den anstrengenden Spielen des Winters den Sommer hier oben verbrachten. Über bewaldete Hänge hinunter kamen wir zur Zunge des Minapingletschers und erreichten eine Stunde später den Bungalow.

Auf diesem prachtvollen Ausflug lernten wir Abbas Ali Khan als ausserordentlich netten und bescheidenen Menschen kennen. Wie sorglos wachsen diese Söhne der regierenden Familien, ohne die „Zivilisation“ zu kennen, in diesen entlegenen Tälern des Himalaya auf!

Nun brach der schwärzeste Tag unserer Reise an. Wir wollten den 35 km langen Marsch nach Nagir, dem Hauptort des Landes, antreten. Träger besorgte uns der Lambardar von Minapin, ebenso ein Reitpferd für uns beide. Die Träger waren zur Zeit zur Stelle, und die ersten 6 km verliefen ohne Schwierigkeiten. Am Bach unterhalb des Dorfes Miacher legten die Kulis die Lasten ab und wollten ausbezahlt werden, indem sie uns erklärten, dass es Landessitte sei, in jedem Dorfe die Träger zu wechseln. Wir fügten uns und versprachen, sie auszuzahlen, sobald die neuen Kulis eingetroffen seien.

Es vergingen wohl anderthalb Stunden, bis wir weitergehen konnten. Wir ahnten nichts Gutes und fragten uns, wie weit es wohl bis zum nächsten Dorf sein werde. Doch schon nach einer Viertelstunde waren wir im Dorf Tashot. Die Träger legten die Lasten unter die ersten Nussbäume am Dorfeingang. Hier wohnte aber niemand. Hoch oben auf einem Felskopf befand sich eine weitere Häusergruppe. Die Kulis begannen zu rufen, doch nichts und niemand regte sich; einer kletterte zu den Häusern hinauf, kam aber nicht mehr. Die anderen folgten dem ersten, immer mit der Ausrede, neue Kulis zu suchen. Schliesslich blieben Kappeler und ich mit den Sherpas und unseren Kisten allein zurück. Endlich erschien ein Regierungsbeamter mit seinem Diener; auch er ging ins Dorf hinauf und versprach uns, Träger zu schicken. Auch er verschwand und kam nicht wieder. Stunde um Stunde warteten wir ratlos. Endlich berichtete uns ein kleiner Knirps, dass alle Dorfbewohner auf den Feldern seien und erst abends heimkehren würden. Wir zweifelten; Kappeler ritt deshalb voraus, um zu versuchen im nächsten Dorf Hilfe zu erhalten.

Nach 5 Stunden langen Wartens hielt ich auf dem nächsten Hügel Ausschau. Zu meinem Erstaunen eilten drei Männer mit Eseln auf mich zu. Der Frechste von ihnen schrie mir den Preis entgegen, der ihm der „andere Sahib“ versprochen haben sollte. Es war zu viel, aber nach seinem Auftreten zu schliessen, hätte ich noch mehr erwartet. Ich schickte ihn zu den Nussbäumen hinunter, um die Säcke zu holen. Schon begann er zu reklamieren: der andere Sahib hätte gesagt, das Material liege hier oben. Ich versprach ihm ein Trinkgeld und erinnerte ihn an den hohen Preis für den Transport bis Nagir. Er verschwand und erschien nach kurzer Zeit wieder mit dem wirklich aufgepackten Material. Er hielt an und verlangte das Geld. Nach längerer Diskussion willigte ich, entgegen allen Sitten und Gebräuchen, ein, im voraus zu bezahlen. Kaum hatte er seine Rupien in der Tasche, verlangte er das versprochene Trinkgeld. Als ich ihm sagte, er werde es in Nagir bekommen, drohte er, die Lasten abzulegen: es blieb mir nichts anderes übrig, als nachzugeben, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren. Nun war er zufrieden und erklärte die Sache seinen beiden Kumpanen. So machten wir uns auf den Weg.

In Phikar, dem nächsten Dorf, fand ich Kappeler. Er hatte mit den Bewohnern ebenfalls schlechte Erfahrungen gemacht. Sie waren frech, hatten verschlagene Gesichter und verlangten für Gemüse und Früchte enorme Preise. Wir sahen viele Schwachsinnige, offenbar das Resultat schlecht-rassistischer Inzucht. Nirgends auf unserer ganzen Reise begegneten wir einer so minderwertigen Bevölkerung. Nun entspann sich eine lange Diskussion zwischen den drei Eseltreibern, welcher von ihnen uns nach dem immer noch



Haramosh von Batkor Gali



In Kojut



Haramosh vom Aufstieg zum Haramosh La



Abend am Pass, 5400 m

20 km weit entfernten Nagir begleiten sollte. Ich war froh, dass das Los auf einen einigermaßen anständig aussehenden Mann fiel. Alles ging nun gut, aber unterdessen war es 4 Uhr mittags geworden.

Ein wunderschöner Abend entschädigte uns für den ausgestandenen Ärger: auf der gegenüberliegenden Talseite lag das gartenähnliche Land der Hunza mit den über lange Strecken sich dahinziehenden Bewässerungskanälen. Hoch über der weissen Burg des Mir steht der Bolochabaring, wie die Leute diese Berggruppe nennen.

Bald kamen wir zum Seitental, dessen Abschluss die grossartige Schneekuppe des Sumaiyar bildet. Um 7 Uhr erreichten wir Rashkan und schalteten einen Halt ein, da die Mohammedaner ihre Gebete hersagen mussten, gegen Mekka sich verneigend... Abends, wenn sich die Ruhe der Nacht über die Täler senkt und die Leute in die Dörfer zurückgekehrt sind, rufen die Gebetsführer mit weit vernehmbarer Stimme die Gläubigen zum Gebete auf. Die Stille der Nacht wird nur durch das Rauschen der Bäche und das über grosse Distanzen hörbare „IA“ der Esel unterbrochen, das dann meistens, ein Echo aus weiter Ferne, von ihren „Arbeitskollegen“ wiederholt wird.

Endlich bogen wir in das Tal von Nagir ein. Es war schon dunkel; man sah kaum, wo man den Fuss hinsetzte. Nach einer langen Schutthalde nahmen uns die ersten Obstgärten auf. Bewässerungskanäle deuteten auf eine nahe Siedlung. Befanden wir uns schon am Saume von Nagir? Da wanderte der Mond über die Bergkämme und leuchtete uns. Vor uns lag eine grosse Mulde, begrenzt einerseits durch den Berghang und anderseits durch einen etwa 200 m hohen Hügel, auf welchem man im Mondlicht die Konturen vom Schloss des Mir von Nagir sah. Als wir die Mulde erreichten, kam uns ein Mann mit einer modernen Stallaterne entgegen. Er war der Leiter des hiesigen Spitals und hatte seine Ausbildung als Krankenpfleger in Gilgit genossen. Er begleitete uns über den Poloplatz und zeigte den Weg zum Schloss, der sich in langgezogenen Kehren den Hang hinauf windet. Jetzt traf das volle Mondlicht die Mauern und Türme; wie ein Spuk aus einem orientalischen Märchen lag die Burg da. Dunkel und Stille herrschten – niemand erwartete uns mehr. Wir betraten den prachtvoll gelegenen Poloplatz des Schlosses, der von grossen Pappeln umsäumt ist. Durch das Getrampel unserer Kolonne und die Rufe der Eseltreiber wurden schliesslich die Schlossleute auf uns aufmerksam. Sie hiessen uns herzlich willkommen und führten uns in den Bungalow für Gäste.

Spät am anderen Morgen frühstückten wir in der herrlichen Sonne. Wir waren die Gäste des Mir von Nagir, Shokat Ali Khan, der, wie der Mir von Hunza, beim Maharadjah von Kashmir weilte. Er wurde durch

seinen Schwager vertreten, einem Bruder des Raja von Chalt. Die Frau des Mir sandte ihren dreijährigen Sohn, um uns zu begrüßen. Seinen Bewegungen sah man schon den künftigen Gebieter an. Er verstand es bereits, mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen. Seine Augen waren mit blauschwarzem Puder umrändert. Mit grossem Respekt wurde er von den Dienern behandelt.

Unserem Freund, dem Munji (Gutsverwalter), der uns seinerzeit nach Minapin entgegengeschickt worden war, erzählten wir unser Missgeschick mit den Kulis und dem frechen Eseltreiber. Sofort liess er die Kerle vorführen, um das Geld zurückzuverlangen; sein Auftreten war sehr energisch.

Um 9 Uhr verliessen wir den Bungalow, um nach dem am Barpugletscher gelegenen Aussichtspunkt Hopar zu gehen. Zunächst führte der Weg einem Bewässerungskanal entlang; dann durchquerten wir das eigentliche Dorf Nagir. Überall waren auf den Dächern der Häuser die goldgelben Aprikosen zum Trocknen ausgelegt. Die ganze Gegend duftet in dieser Jahreszeit nach den süssen Früchten. Die entstehende Gärung erhöht noch das Aroma der Luft. Abgesehen von Mehl, sind Aprikosen das einzige Nahrungsmittel, welches die Bevölkerung für den Winter aufspart.

Nach 2 Stunden erreichten wir den Talkessel unterhalb Hopar, eine fruchtbare Ebene auf fast 3000 m Höhe. Der Weizen wurde gerade geerntet, auch stand der Mais schon hoch. Wir wanderten durch diese prachtvollen Felder, auf denen überall Eingeborene fleissig arbeiteten. Der Barpugletscher frisst sich tiefeingeschnitten durch die Ebene. Er hat keine eigentliche Moräne; der Rand der Felder bildet den Absturz.

Oben in Hopar hatten wir gletscheraufwärts einen grossartigen Ausblick auf die Nordseite der Bagrotgruppe. Es war ein gewaltiger Eishang von unvorstellbarer Grösse, der in der Mittagssonne glänzte. Quer über den Gletscher konnten wir den Weg nach Hispar verfolgen.

Nach Nagir zurückwandernd, sahen wir vor uns den gewaltigen Bolochabaring mit seinem kleinen Zahn, dem sogenannten Bubuli Muting. Die Südwand dieser Gruppe misst vom Fuss bis zum Gipfel ungefähr 5000 m. Der Kessel, gebildet durch die Täler des Hunza- und Hisparflusses, lässt den ungeheuern Raum erkennen, in welchem die gewaltigen Bergmassive nur wenig Platz beanspruchen und trotz ihrer Grösse fast bescheiden wirken.

Um 7 Uhr kam der Stellvertreter des Mir, um uns zum Nachtessen abzuholen. Voller Erwartung betraten wir den Palast. Uns zu Ehren ertönte Musik; es waren vier Knaben in Uniform. Das Instrumentarium bestand aus zwei Flöten, einer Trommel und einer Art Pauke.

Eine Treppe mit allzu hohen Tritten führte in den ersten Stock. Ein würdevoller Diener mit einer Petrollampe, die sehr viel Licht gab, schritt voraus. In jedem Zimmer stand noch eine kleine Lampe mit einem Docht. Sei-

dene Teppiche hingen an den Wänden. Auf Etageren reihten sich Silberkannen und chinesisches Porzellan neben dem üblichen europäischen Kitsch. Jagd-utensilien und Trophäen schmückten die Räume. Der Boden war mit den verschiedenartigsten Teppichen bedeckt. In einem Zimmer hing eine Weltkarte mit arabischer Beschriftung, auf der wir unserem Gastgeber das Land unserer Herkunft zeigen konnten.

Der Tisch war mit europäischem Geschirr gedeckt. Das Essen bestand aus Suppe, Reis mit Huhn, Gemüse, Pudding und Apfelkuchen, alles ausgezeichnet zubereitet. Der Koch hatte seine Kunst vor Jahren in den grossen Hotels von Dehli und Bombay gelernt; da er ein wenig Englisch sprach, war er der gegebene Dolmetscher.

Wie immer bei den Mohammedanern, durfte die Frau des Mir von keinem Fremden gesehen werden, was wir sehr bedauerten.

Am folgenden Tag wollten wir nach Baltit, dem Hauptort von Hunza, reisen. Sämtliche Schlossbewohner, vom Stellvertreter des Mir bis zum letzten Küchengehilfen, begleiteten uns bis zum Dorfausgang.

Die Seilbrücke über den Hisparfluss befand sich in einem bedenklichen Zustand. Die Bewohner des nahen Dorfes eilten herzu, um sie notdürftig zu flicken. Es waren unsympathische Leute, die unsere Kulis aufhetzten, eine Extra-Rupie für den Übergang über die baufällige Brücke zu verlangen. Es gab ein langwieriges Feilschen, in das sich auch die Dorfbewohner einmischten. Schliesslich gaben wir nach. Es dauerte mehr als eine Stunde, bis wir mit unserem Gepäck auf der anderen Seite waren.

Über steinige Halden und eine sandige Ebene – die Sonne brannte glühend heiss – gelangten wir nach der Hängebrücke über den Hunzafluss zum Dorfe Baltit. Von weitem hörte man den typischen, europäischen Badeanstalten eigenen Lärm. Tatsächlich befand sich mitten im Dorf ein Teich, in dem unzählige Kinder schwammen. Wir spornten sie an, ein Wettschwimmen zu veranstalten, um filmen zu können.

Das Dorf Baltit (2440 m) liegt ungefähr 200 m über der Talsohle. Durch üppige Wiesen kamen wir zum Hause des Mir, welches etwas unterhalb des Schlosses liegt. Als man uns kommen sah, eilte der Bruder des in Srinagar weilenden Mir auf uns zu. Die beiden sahen sich so ähnlich, dass wir glaubten, jener sei bereits wieder zurück! Ziemlich lange dauerte es, bis wir unseren Irrtum bemerkten: er war Mir Mohammed Nazim Khan und nicht Mir Mohammed Gamal Khan.

Obschon wir unseren Besuch auf ein viel späteres Datum angesagt hatten, standen zu unserem Erstaunen schon zwei, mit goldgelben Tüchern behangene Zelte im Garten für uns bereit; Boden und Betten waren mit persischen Teppichen belegt.

Es war gerade Fastenzeit (Ramadan) für die Mohammedaner, aber der Mir ass trotzdem mit uns am Tisch, was seine Religion ihm nur bei ganz besonderen Gelegenheiten gestattet. Man sieht daraus, wie viel die Gastfreundschaft in diesen Ländern gilt.

Nachmittags trafen wir den 15-jährigen Hari Tham Khan, merkwürdigerweise ein Onkel des Mir. Er besuchte in Gilgit die Schule und spricht gut englisch. Wir machten zusammen einen Spaziergang durch Baltit. Besonders stolz war er auf einen Felsdurchstich für einen Bewässerungsgraben. Auch erzählte er uns von der grossen Steinlawine, wobei vor 2 Tagen viele Yaks, Kamele und Pferde des Mir umgekommen waren. Wir erinnerten uns, auf dem Weg nach Nagir noch die Staubwolken gesehen zu haben, die sich weit über das Tal ausgebreitet hatten.

Am Abend studierten wir in dem speziell für die Besucher gebauten Bungalow das Gästebuch mit den zahlreichen Eintragungen berühmter Reisender. Wir entdeckten darin den Namen unserer Landsmännin Ella Maillart.

Während der Nacht fielen beständig reife Äpfel auf das Dach unserer Zelte. Wir schliefen trotzdem herrlich.

Anderntags spazierten wir allein in Baltit herum. Eingeborene, die wir auf dem Weg zum Poloplatz begegneten, wussten schon, dass wir einen Aufstiegsversuch auf den Rakaposhi unternommen hatten. Wir erklärten ihnen, wo wir gewesen waren; sie schüttelten verständnislos die Köpfe.

Bewundernswert ist der Fleiss dieses Volkes. Das Land ist terrassenförmig angelegt, und viele Kilometer lange Bewässerungskanäle bringen das so sehr notwendige Wasser zu den Feldern. Ferner sind die Bewohner ausgezeichnete Baumeister. Die Häuser sehen gut und sauber aus.

Die Hautfarbe der Eingeborenen ist fast weiss; ihre Vorfahren sollen ja einst dem Heer Alexanders des Grossen angehört und sich hier angesiedelt haben.

Das Wasser enthält äusserst feinen Sand und besitzt deshalb eine starke Absorptionswirkung; die Eingeborenen kennen die damit zusammenhängende Heilwirkung und trinken es als Medizin bei Magen- und Darmbeschwerden. Weniger angenehm ist allerdings, dass es dem Tee und dem Kaffee jedes Aroma nimmt!

Als es gegen 10 Uhr etwas wärmer wurde, kehrten wir in den schattigen Garten des Mir zurück. Dort konnten wir das Hofleben beobachten. Jedermann hat Zutritt zum Mir. Keine Türe ist verschlossen. Alle möglichen Leute kamen, um irgendeine Auskunft zu verlangen; der Mir empfing sie alle persönlich.

Das kleine Land Hunza zahlt Steuern an China und Indien, um sich mit beiden Ländern gut zu stellen.

Auch der Lambardar von Baltit, Drang Mohammed Raffi, ein grosser, stattlicher Mann mit einem rötlichen, mit Henna gefärbten Bart traf ein; er besitzt eine imponierende Gestalt und ist sich seiner Würde voll bewusst. Die Nachricht von der Ankunft fremder Gäste hatte das Dorf in Aufruhr gebracht. Jedermann wollte photographiert werden, und zwar in seiner interessantesten Kleidung. Zuerst stellte sich uns der Prediger vor, der am Hof die Gebete vorsagt, in einen mit Silber bestickten, schwarzen Seidenmantel gekleidet. Dann erschien der Mir selbst in einem purpurroten Gewand mit goldbestickten Rändern. Sowohl dieses Gold wie auch das seines Ringes stammt aus dem Hunzafluss. Sie setzten sich nacheinander in würdevoller Pose auf einen Stuhl. Beim Photographieren stellten sich immer noch Strassenbuben neben die Würdenträger des Landes; alle fanden dies ganz in Ordnung. Jedermann lachte und war vergnügt. Scherzweise zog der Prediger den Rock des Mir an und der Mir denjenigen des Predigers; hierüber lachten beide wie Kinder. Es war ein merkwürdiges Durcheinander von Würde und Übermut und hinterliess bei uns grossen Eindruck. Wie einfach doch diese Herrscher sich ihrem Volke zeigen und dennoch ein so hohes Ansehen geniessen! Fürwahr, ein schönes Zeugnis für die wirkliche Überlegenheit des Mir.

Abends besuchten wir die Gräber der verstorbenen Mirs. Der Friedhof liegt auf einem Hügel, der uns einen Blick über das so glückliche Land der Hunza bot. Auf den Wiesen zwischen den Äckern stehen Aprikosensäume, den Bewässerungskanälen entlang hohe Pappeln. Von weitem leuchten die zum Trocknen auf den Dächern ausgebreiteten Aprikosen, tausend goldgelbe Punkte, die dem Land nicht nur eine farbige Eigenartigkeit verleihen, sondern auch einen herrlichen Duft verbreiten.

Beim Kühlerwerden spazierte der Mir gemächlich durch die Wege von Baltit, hinter ihm her ein Dudelsackpfeifer, welcher „Annie Laurie“ und „The Blue Bells of Scotland“ spielte. Die auf den Feldern arbeitenden Familien horchten auf und grüssten freudig und voller Ehrfurcht.

Mit dem Munji, Mohammed Ayub Khan, besprachen wir die Transportmöglichkeiten. Ein Esel sollte nach Gilgit zurückgebracht werden. Er wurde dort vor mehreren Wochen einem Reisenden überlassen, der ihn bis nach Kashgar mitnahm; dort wurde er wieder an Leute ausgemietet, die zurückgingen, und gelangte so bis nach Baltit. Hier wartete das Tier auf einen Transport nach Gilgit. Für uns ist es unvorstellbar, dass solche Tiere auf eine mehrere Wochen dauernde Reise geschickt und von den Lambardars in den Dörfern besorgt werden, bis sich wieder ein Reisender dafür interessiert. Letzten Endes muss nämlich nicht nur der Esel, sondern auch das Geld den Eigentümer erreichen, was für die Eingeborenen ganz selbstverständlich ist.

Die letzte Nacht in den fürstlichen Zelten! Um 8 Uhr verliessen wir Baltit. Der Munji gab uns noch den Lambardar von Aliabad, Achon Enaik, mit, der uns bis an die Grenze des Landes begleiten sollte. Er ist ein gut aussehender, grossgewachsener Mann mit einem schwarzen Schnurrbart. Mit zwei Kulis und zwei Eseln zogen wir los. Der Kuliwechsel in den Dörfern ging rasch vonstatten. Bezahlen mussten wir an der Landesgrenze nur den uns begleitenden Lambardar, der dann die Kulis gelegentlich ausbezahlt. Es herrscht wirklich eine mustergültige Ordnung in diesem Land.

Bald kamen wir zu dem prachtvoll gelegenen Aliabad, wo das englische Ehepaar Lorimer wohnte.¹ Das Wetter war schön, und wir sahen den Rakaposhi in seiner ganzen Pracht vor uns. Wir stiegen zum Fluss hinab und nachher zum Grat empor, hinter welchem das Dorf Murtazabad liegt. Wir lagerten hier und wurden wie überall von den Dorfbewohnern sehr herzlich empfangen.

Vor dem Abmarsch am anderen Morgen besuchten wir einen Mann, der Kleiderstoffe aus Wolle webte. Er sass hinter einem primitiven Handwebstuhl in einem Loch. Die Schussfäden zog er von Hand hin und her; der Schaft wurde mit den Füßen bewegt. Er konnte sogar verschiedene Dessins weben. Wir kauften eine Rolle eines naturfarbenen Stoffes mit Fischgratmuster von 8 m Länge und 50 cm Breite. Die Schafwolle wird zuerst gewaschen, dann von Hand gesponnen, manchmal auch gezwirnt, und hierauf gewoben. Das Tuch ist den Stoffen unserer Berggegenden absolut gleichwertig.²

Trotz seinen primitiven Mitteln ist das Land vollkommen autark. Es gibt auch fast keinen Handel. Die Leute verfertigen alles, was sie brauchen, selbst, zum Beispiel Pflüge, Geräte, einfache Bettstätten, Kleider usw. Merkwürdigerweise sind Leder und Käse, im Gegensatz zu Tibet, völlig unbekannt. Als Schuhe tragen die Bewohner rohe Ziegenhäute, die um den Fuss gewickelt werden.

Der Weg von Murtazabad nach Mayoan ging wieder teilweise senkrecht abfallenden Felshängen entlang. Hinter einem Vorsprung sahen wir Staubwolken, aufgewirbelt von herunterfallenden Steinen, und vermuteten eine sich bildende Steinlawine. Wir näherten uns vorsichtig. Zu unserer Verblüffung war es nur ein am Wege arbeitender Mann, der Steine über den Abgrund warf; wir konnten also ohne Gefahr weitergehen!

In Mayoan mündet ein grosses Seitental; ein vom Mir gebauter Bungalow bot uns Unterkunft. Hier war die Grenze von Hunza; doch Zöllner und Grenzpfähle gab es keine. Wir verabschiedeten uns von Achon Enaik und

¹ Lorimer, E. O., *Language Hunting in the Karakoram*. George Allen & Unwin Ltd., London.

² A. Engeler und H. Keller, *Eine Weberei in Murtazabad*, *Textil-Rundschau*, März 1949.

dem uns so lieb gewordenen Land Hunza mit seinen fleissigen und freundlichen Bewohnern.

Am anderen Morgen war trübes Wetter. An der Brücke von Sikanderabad vorbei kamen wir zu den bewachsenen Ebenen von Budelas. Es begann heftig zu regnen. Wir hatten Mühe, unsere Rupie-Noten vor der Nässe zu schützen. Das Notenpapier war so schlecht, dass niemand das Geld mehr angenommen hätte. Hartgeld war zu schwer und deshalb auf ein Minimum beschränkt.

Über die Brücke von Budelas erreichten wir, ganz durchnässt, den Bungalow von Chalt. Das Gerücht über unsere Ankunft hatte sich schon im Dorf verbreitet. Bald waren der Raja, der Chaukidar, der Lambardar und alle unsere Bekannten zur Stelle.

Auch trafen drei Männer von Bar ein, welche die auf dem Kukuaygletscher zurückgelassenen Lasten gebracht hatten.

Tags darauf durchwanderten wir wieder die grosse Schlucht, durch die sich der Hunzafluss hindurchgefressen hat. Gegen Mittag erreichten wir Nomal.

Dort begegneten wir einem ehemaligen Diener der Familie Bacon. Er schenkte uns eine Flasche selbstgemachten Maulbeerschnaps. Nebst dem weissen Hunzawein (sauer wie Ostschweizer und trocken wie Tokayer) ist dies das einzige alkoholische Getränk des Landes. Der Alkoholgehalt beträgt weit weniger als 4 Prozent. Die kostbare Flasche überreichte er uns zum Dank dafür, dass die Engländer so gut zu ihm gewesen waren.

Am späten Nachmittag war die Luft stark elektrisch geladen. Jedermann war aufgeregt; auch unsere Ponies wurden unruhig, und die Mücken entfalteten eine ungewöhnliche Aktivität; sogar alte Stiche begannen erneut zu beißen.

Wir wollten frühzeitig aufbrechen, es stand uns ja wieder der lange und heisse Marsch nach Gilgit bevor. Um Mitternacht bemerkten wir ein heftiges Wetterleuchten über den Bergketten. Die gewaltigen Blitze schienen in der Nacht flammender als gewöhnlich und der Himmel schwärzer als sonst. Es wirkte beängstigend. Schlafen konnte niemand, deshalb kochten die Sherpas das Frühstück nachts 2 Uhr, viel früher als beabsichtigt. Der Chaukidar flehte uns an, nicht zu marschieren; er deutete immer zum Himmel. Das Gewitter hatte nämlich die Bergkette zwischen dem Gilgit- und Hunzafluss überquert. Um ihn zu beruhigen, versprach ich ihm, umzukehren, wenn es regnen würde. Wir konnten deutlich feststellen, dass sich das Unwetter flussabwärts verzog.

Wir waren uns bewusst, dass das Passieren der steilen Felswände mit den so vielen losen Steinen bei Regen steinschlaggefährlich sein würde, waren

aber gleichzeitig überzeugt, unter Felsen genügend Schutz gegen fallende Steine finden zu können.

Sandige Ebenen lösten die Felshänge ab. Zu unserer Freude war dieser Sand durch den hier niedergegangenen Regen hart geworden. Welche Erleichterung! Diesmal blieb uns der mühsame Marsch durch den weichen, glühenden Sand erspart.

Die ersten Anzeichen des vorübergezogenen Gewitters waren ein paar grössere Steine auf dem Weg, der nun über eine leicht gegen den Fluss geneigte Ebene führte. Da gewahrte ich vor mir eine fast 2 m tiefe Rinne; eine zweite und eine dritte folgten, vom Gewitterregen erodiert. Von einem kleinen Hügel aus sah ich, wie die ganze Ebene mit Geschiebe, das aus rundem Flusskies mit Steinen bis zu 1 m Durchmesser bestand, zugedeckt war. Auf einer Strecke von einigen Kilometern war der Weg verschüttet; nur hier und dort ragte eine Telephonstange aus dem Geschiebe. Das Unwetter hatte aus den Hängen des naheliegenden Berges ungeheure Mengen von Sand losgelöst, und da die Steine nur locker darin eingebettet waren, schwammen sie wahrscheinlich mit dem Sandschlamm über den flachen Hang. Nur so war es zu erklären, dass mächtige und schwere Steine sich Hunderte von Metern auf einer fast ebenen Fläche bewegen konnten. Nun wurde mir auf einmal klar, warum der Chaukidar in Nomal eine solche Angst um uns gehabt hatte. Würde ein solches Gewitter uns hier überraschen, gäbe es kein Entrinnen mehr. Auf einer Sandbank im Fluss, und zwar so weit wie möglich vom Berghang weg, lagerte eine ganze Familie, die jedenfalls vor dem Gewitter geflohen war. Vor uns war ein Felsklotz von der Grösse eines Hauses auf einer flachen Ebene fast 30 m weit gerutscht; das Wasser hatte den Sand unter dem Block aufgeschwemmt, so dass er sich zu bewegen begann. Ich hätte solche Geländeverschiebungen durch ein einziges Gewitter niemals für möglich gehalten: das ganze Landschaftsbild hatte sich verändert.

Der Flugplatz von Gilgit hatte keinen Schaden erlitten. Aber vor Gilgit waren noch einige Steinschlammlawinen heruntergekommen und hatten teilweise den Weg wieder überschwemmt. Uns entgegenkommende Kolonnen kehrten um, da sie mit ihren Ponies diese Stein- und Schuttmassen nicht überschreiten konnten. – Über die Brücke erreichten wir wiederum Gilgit.

Noch einmal Gilgit

Als wir am 11. August zum drittenmal in Gilgit einzogen, begrüsst uns als erste unsere lieben Bekannten Abdul Jabbar und Gemadar Azail Khan. Wir erkundigten uns nach den jetzigen Verhältnissen seit dem Wechsel der



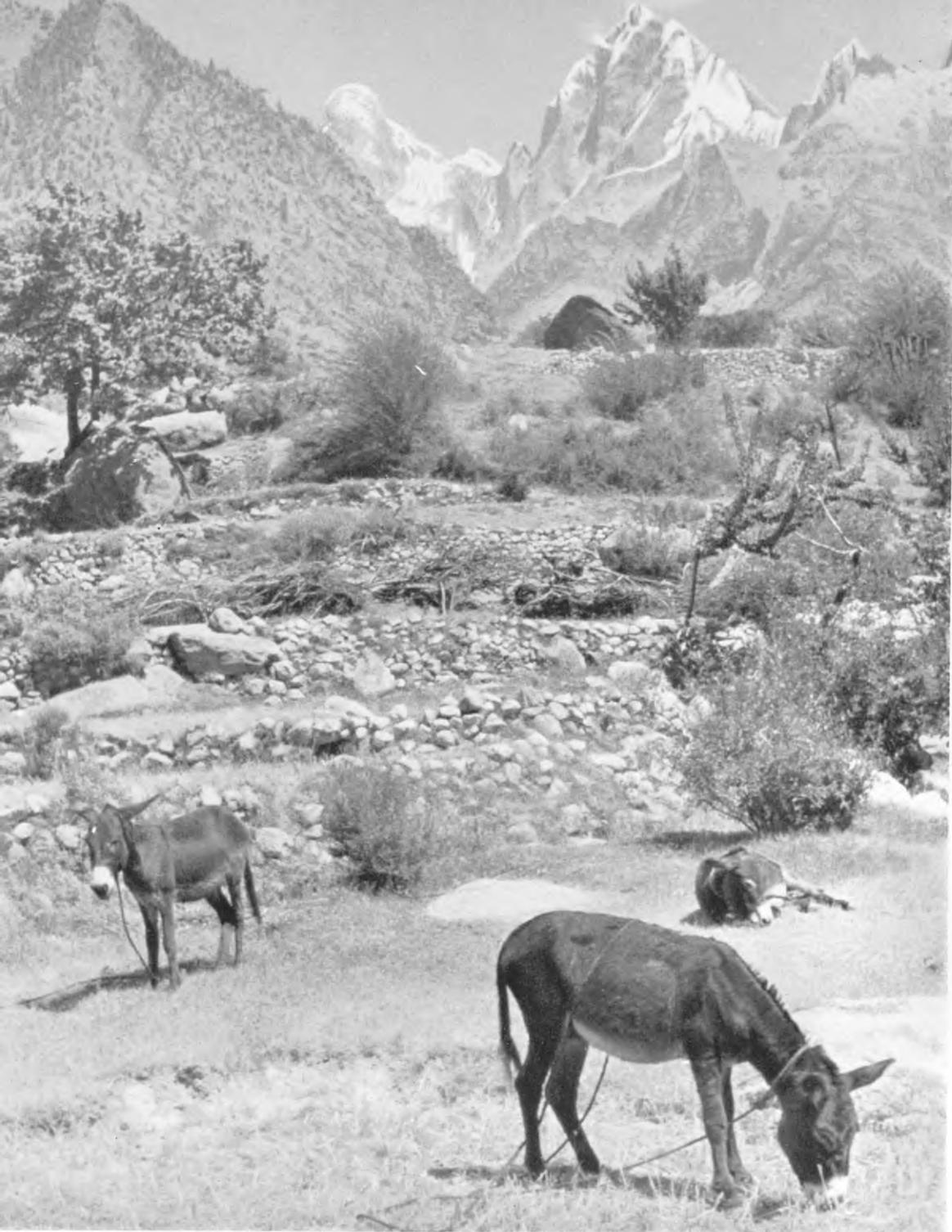
Chogo-Lungma-Gletscher



Namenloser Berg am Chogo-Lungma-Gletscher



Lager auf dem Haramosh La



Rast in Iskerc

Regierung, denn der neue „Governor“ war ein Hindu. Jedenfalls benahmen sich die Einwohner uns gegenüber ebenso freundlich und hilfsbereit wie zuvor.

Bevor wir den neuen Regierungschef aufsuchten, liessen wir unsere elfwöchigen Bärte im „Bazaar“ abschneiden. So gewaschen und rasiert, begaben wir uns zur „Residency“. Wieder sassen wir unter den gleichen Bäumen, wo wir so manche fröhliche Stunde mit den Engländern verbracht hatten. Der „Governor“, Ghansara Singh, erschien in der Uniform eines Brigadiers. Er war äusserst korrekt und stellte sich uns zur Verfügung. Er war ungefähr 70 Jahre alt und lebte hier ohne seine Familie, die er in Kashmir zurückgelassen hatte. Als Offizier hatte er vor etwa 20 Jahren bei der Garnison in Gilgit Dienst geleistet.

Auf dem Rückweg zum „Bazaar“ erreichte uns ein Brief des neuen Kommandanten der Scouts, Major W. A. Brown, welcher von der Regierung Kashmirs angestellt worden war. Er lud uns ein, in seinem Bungalow zu wohnen, was wir mit grosser Freude annahmen. Welche Überraschung, als wir dort wieder dieselben Diener trafen wie seinerzeit bei Mainprice! Auch Captain Hamiltons schwarzer Spaniel „Comie“, der uns vor zweieinhalb Monaten auf dem Babusarpass begrüsst hatte, sprang uns freudig entgegen.

Unser Sherpa Angtingit, den wir von Chalt in das Spital von Gilgit gesandt hatten, suchte uns auf. Es ging ihm wieder besser.

Zwei bedeutende Feiertage standen unmittelbar bevor: am 15. August sollte Indien seine Selbständigkeit erhalten, und in der Nacht vom 17. auf den 18. August war bei Aufgang des Mondes Ende der Fastenzeit; der darauffolgende Tag wird als grosses Fest aller gläubigen Mohammedaner gefeiert. Ein Polospiel wurde angesagt, und ein Empfang beim „Governor“, zu dem auch wir eingeladen waren. Wir wollten diesen Festlichkeiten beiwohnen und beschlossen daher, erst am 19. August Gilgit zu verlassen.

Die Tage vergingen rasch: wir besorgten Einkäufe, wogen die Lasten, bestellten die Ponies für den Abmarsch, schrieben Briefe und verkauften oder verschenkten einen Teil des überzähligen Materials... So dienten unsere Eishaken, im Boden eingesteckt, dazu, die Hunde im Garten anzubinden.

Eines Abends spazierten wir mit Brown nach einer zerfallenen Stupa¹ und einem in den Felsen gemeisselten riesengrossen Buddha, Überreste aus der Zeit des Buddhismus. Von der Stupa aus hatten wir eine grossartige Aussicht auf das Tal von Gilgit bis hinunter zum Indus. Am blauen Abendhimmel sah man in der Ferne Dobani und Haramosh. In dieser Beleuchtung zeigte sich erneut die fast ans Unendliche grenzende Grösse des Himalaya.

Am gleichen Abend brachten Hirten die Kunde ins Dorf, dass ihnen Nomaden 400 Schafe gestohlen hätten. Die Scouts wurden ausgesandt; da sie

¹ Grosse Lotosblume aus Stein, über eine Buddhastatue gestülpt.

aber das Nomadengebiet nicht betreten durften, mussten sie unverrichteter Dinge zurückkehren. Diese wild lebenden Stämme müssen einmal im Jahr nach Gilgit kommen, um Salz zu kaufen; Salz, das sie für sich und das Vieh so notwendig brauchen, gibt es in den ihnen zugewiesenen Territorien nicht. Die guten Leute werden dann in Gilgit verhaftet, und ihre Chefs müssen sie auslösen.

Beim Dunkelwerden am 17. August stand ganz Gilgit auf der Strasse, um nach dem Aufgehen des Mondes Ausschau zu halten. Endlich um 8 Uhr zeigte er sich; augenblicklich brach heller Jubel aus. Man beleuchtete die Häuser mit Kienspan, Öllämpchen und Kerzen; auf den Höhen zündeten die Hirten Freudenfeuer an. Die Dorfbewohner führten auf den Strassen Tänze auf – natürlich ohne Frauen.

Während der Fastenzeit¹ im August dürfen die Mohammedaner zwischen Sonnenauf- und -untergang weder essen, trinken noch rauchen. Das Fasten wird mit grösster Strenge eingehalten und dauert einen Monat. Die Leute sind sich bewusst, dass es während der heissesten Sommertage für die Gesundheit nur förderlich ist.

Am nächsten Morgen war Empfang beim „Governor“. Aus den benachbarten Dörfern kamen die Lambardars mit ihren Begleitern; auch die Männer aus dem „Bazaar“, wie Abdul Jabbar, Beshmr Dass und andere Bekannte, fanden sich im Garten der „Residency“ ein. Tee, Fruchtsaft und Biskuits wurden aufgetischt. Einzig der frühere Tahsildar, Gemedar Azail Khan, war nicht da, obschon er im Dorfe weilte. Er war von der Regierung Kashmirs durch einen Hindu ersetzt worden.

In guter Kolonne, begleitet von einer Militärmusik, marschierten die Scouts auf. Sie führten Tänze vor. Gegen Mittag begann die Sonne so stark zu brennen, dass sich die Gesellschaft zerstreute.

Abends begaben wir uns nach dem Poloplatz, wo schon eine grosse Menschenmenge auf das Spiel wartete. Alle höheren Funktionäre, Offiziere der Scouts und der Kashmir-Truppen, sicherheitshalber durch den Maharadjah anlässlich der Übergabe gesandt, waren versammelt. Nach der Ankunft des „Governor“ konnte das Spiel beginnen. Die Lambardars der umliegenden Dörfer brachten ihm ihre Ehrbezeugungen dar; er dankte in einer Ansprache. Dreimal 20 Minuten dauerte das Spiel, worin sich Major Brown als ein wahrer Meister zeigte.

Da „tout Gilgit“ zugegen war, benützten wir die Gelegenheit, uns von allen unseren Freunden und Bekannten zu verabschieden. Es war rührend, wie herzlich jedermann mit uns war; das Weggehen fiel uns recht schwer. Auch vom „Governor“ nahmen wir Abschied.

¹ „Ramadan“.

Das war unser letzter Abend im unvergesslichen Gilgit, das wir so lieb gewonnen hatten.

Noch in der Nacht weckten uns die Sherpas. Angtingit, begleitet von einem Gilgit-Mann, ging mit dem überflüssigen Material nach Srinagar voraus und sollte dort auf uns warten.

In aller Frühe verabschiedeten wir uns von Major Brown, dessen Gäste wir während 10 Tagen gewesen waren.

Beim Verlassen des Dorfes zog gerade der von Srinagar heimkehrende Mir von Hunza ein; es gab ein freudiges, leider nur kurzes Wiedersehen.

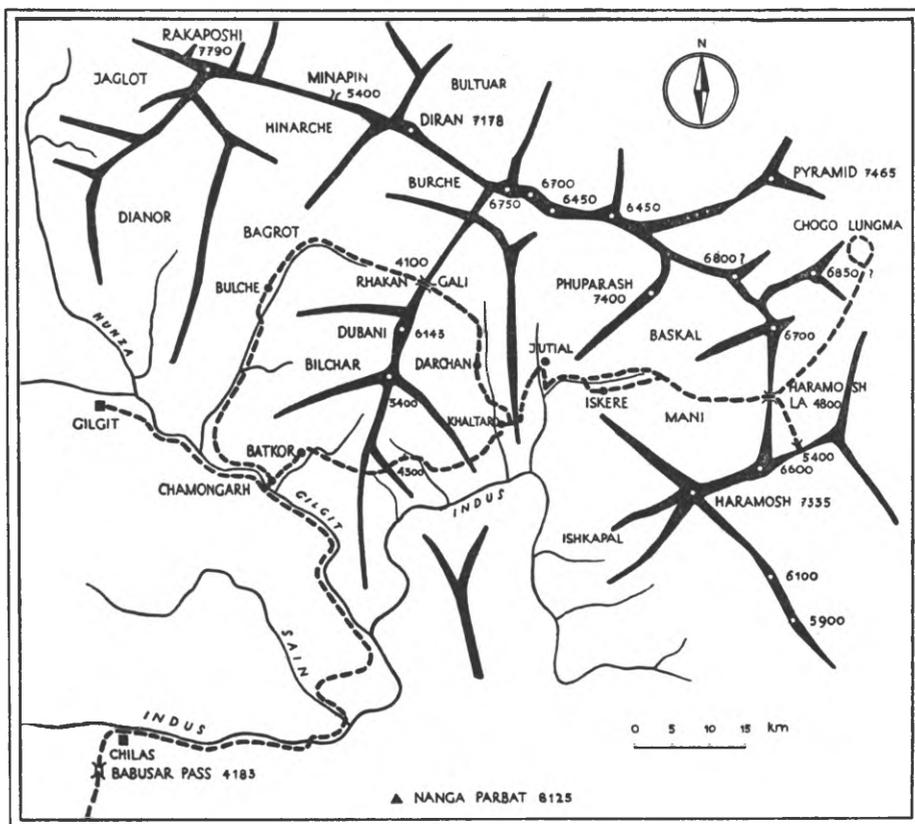
Unser neues Zentrum sollte Chamongarh werden.

Dem Haramosh entgegen

Unsere Weiterreise begann auf den Holzsätteln der gemieteten Ponies; sie bewegten sich wieder einmal in einem Tempo, das uns hastige Europäer zum Verzweifeln brachte. Auf Grund der ersten Meilensteine legten wir in der Stunde 3 km zurück; dies bedeutete einen Ritt von mindestens 5 Stunden in glühendster Mittagssonne. Uns dem Schicksal ergebend, ritten wir talabwärts. Plötzlich legte sich unser Sherpa Neina unter einen Strauch und behauptete, krank zu sein. Ich setzte ihn auf mein Pferd. Durstig und verstaubt erreichten wir den Dak Chauki (Post-Bungalow) „Zuri“. Neina wollte nicht mehr weiter, alles Zureden half nichts; es war ihm zu heiss. Der Postmann versprach uns, ihn abends mit dem „Mailrunner“ nach Chamongarh bringen zu lassen. Wir waren einverstanden und gingen weiter.

Endlich erreichten wir die Felsschlucht, durch welche der Weg zum Parri-Bungalow führt. Mitten in dieser Schlucht befindet sich die weitgespannte Hängebrücke über den Gilgitfluss hinüber nach Chamongarh. Es war Abend, und über den Felsen lagen schon tiefe Schatten, während auf die Oase von Chamongarh noch die letzten Sonnenstrahlen leuchteten.

Im Dorfe selbst hatte der Lambardar Jasul Amad aus eigenen Mitteln einen Bungalow für die Fremden gebaut. Alle Reisenden sind seine Gäste. Er ist ein alter, würdiger Mann mit einem langen, weissen Bart. Er brachte uns persönlich Tee, Eier und Tschapattis. Zwei verheiratete Söhne wohnten ebenfalls im Dorf. Einer sprach etwas Englisch, da er einige Jahre in Indien war. In dieser Familie wird die Gastfreundschaft ganz besonders hochgehalten; nichts sollte uns fehlen. Das Dorf und seine Bewohner waren sehr sauber; es gab sogar eine Badanstalt. Die Felder waren sorgfältig gepflegt. Jasul Amad liefert Weinbeeren und Mandeln bis nach Rawalpindi und versorgt die „Bazaars“ von Gilgit und Astor mit landwirtschaftlichen Produkten.



Der Weg zum Haramosh La

Er interessierte sich für alles, was wir bei uns hatten, gab uns Ratschläge über die zu befolgende Route und besorgte uns den Dolmetscher Mohammed Nazim, der uns ein paar Wochen lang begleitete. Am liebsten wäre er selbst mitgekommen, konnte aber seiner Geschäfte wegen nicht so lange wegbleiben. Ein Bruder von ihm hatte angeblich an einer der deutschen Nanga-Parbat-Expeditionen teilgenommen.

Wir schalteten einen Ruhetag ein. Die Dörfer, durch welche wir nun ziehen sollten, waren nur klein, so dass man mit mehr als 9 bis 10 Kulis nicht rechnen konnte. Auf die wenigen mussten wir unser Material abstimmen. Den Rest und was wir für die Heimreise brauchten, liessen wir bei Jasul Amad zurück.

Unser Sherpa Neina fühlte sich immer noch nicht wohl und bat uns, ihn auszuzahlen; wir entsprachen seinem Wunsche und sandten ihn nach Hause.

Wie in allen Siedlungen, so gibt es auch hier einige Mühlen, die Gemeinschaftsgut des Dorfes sind. Es sind runde Häuschen, 2 bis 3 m im Durchmesser und 2 m hoch, quer über einen Bach gebaut. In einem offenen Holzkanal mit einer Neigung von ungefähr 45 Grad schiesst das Wasser auf ein horizontales Wasserrad unter der Mühle. Eine senkrechte Welle ist direkt mit dem Mühlstein verbunden und treibt ihn mit etwa 200 Touren in der Minute an.

Das Korn wird über einen kleinen Holzsilos aufgegeben und der Zufluss zum Stein mit einer sinnreichen Rüttelvorrichtung regelmässig dosiert. In einer Steinrinne wird das Mehl gesammelt. Das Mahlen ist in der Regel Frauenarbeit; vom Mehlstaub ganz weiss, sieht man sie, das Mehl in der Schürze tragend, von der Mühle nach Hause wandern.

Am anderen Tag erreichten wir nach einem zweieinhalbstündigen Aufstieg das fast 2000 m hoch gelegene Dorf Batkor. Wir hatten Mohammed Nazim vorausgesandt, um für die neuen Kulis besorgt zu sein. Durch das Dorf gelangten wir zu einer wunderschönen Aussichtsterrasse; Betten und Teppiche standen schon bereit, und ein riesiger Aprikosenbaum spendete Schatten. Diese Vorbereitungen liessen die Vermutung aufkommen, dass wir heute nicht mehr weitergehen sollten; richtig erklärte uns der Lambardar, dass ein Mann gestorben sei und begraben werden müsse. Deshalb konnten seine Kulis heute das Dorf nicht verlassen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als an diesem herrlichen Ort mit der so reichen Vegetation zu lagern.

Am anderen Morgen stiegen wir zunächst über steile, mit Bergföhren bewachsene Grashänge. Nach 2 Stunden kamen wir zu den letzten Siedlungen, die wir schon gestern zu erreichen beabsichtigt hatten. Vor uns lag ein in einer Linie sich erstreckender Hang bis zum Grat; fast 2000 m Höhendifferenz trennten uns von diesem. Den schattenspendenden Föhren folgend, kletterten wir direkt zum Sattel empor. Stunden vergingen, bis wir sämtliche Träger beisammen hatten.

In ein Tal hinunter und über Geröllhalden empor gelangten wir zum eigentlichen Batkor Gali, 4300 m (Gali = Übergang).

Die Bergkette, in welcher der erste Sattel liegt, erstreckt sich bis zur Einmündung des Gilgitflusses in den Indus; die Kette des Batkor Gali trennt zwei seiner Nebenflüsse voneinander.

Einer der schönsten Weitblicke tat sich vor uns auf. Im Osten ragt in nächster Nähe die Eispyramide des Haramosh (7397 m) in den Himmel; linkerhand bildet die Baskal- und Puparashgruppe die Fortsetzung. Im Süden liegt in der Ferne das Nanga-Parbat-Massiv in seiner ganzen Grösse und 2500 m unter uns das Industal mit der Ebene von Bunji. Das Panorama

ist von einer unvorstellbaren Grossartigkeit, sowohl in bezug auf Weite als auch auf Höhe und Formen der Berge.

Eine Wolke ermahnte uns, weiterzugehen. Schon begann es leicht zu regnen. Da es schon spät war und uns ein Abstieg von 1500 m bevorstand, suchten wir uns einen Lagerplatz für den Abend.

In der Dämmerung legten die Kulis die Lasten ab, um zu beten. Die Nacht brach herein; wir gingen in der Dunkelheit nur noch langsam und vorsichtig. Endlich erreichten wir einen ebenen Platz in dem fast schluchtartig eingeschnittenen Tal. Ein paar Hirten begrüßten uns und führten uns zu einigen in den Berghang gebauten Hütten. Das flache Dach einer solchen eignete sich vorzüglich als Lagerplatz.

Kaum hatten wir uns gesetzt, begannen die Hirten uns nach allen Regeln der Kunst zu massieren, einer an den Armen, ein anderer an den Beinen und ein dritter am Nacken und Rücken. Sie wollten uns nicht mehr loslassen, und wir wussten nicht, wie wir ihnen beibringen sollten, dass es genüge. Irrtümlicherweise sagten wir immer „acca“ (gut), statt „bas“ (genug), mit dem Resultat, dass sie uns jedesmal mit erneutem Eifer zu kneten begannen. . . bis Angdawa, unser Koch, ihnen beibrachte, dass der Bedarf der Sahibs gedeckt sei.

Müde suchten wir nach dem Essen einen ruhigen Platz zum Schlafen, während die Kulis noch lange das Lagerfeuer unterhielten und mit den Hirten plauderten.

Früh am nächsten Morgen wollten wir den Rücken erreichen, welcher uns vom Dorfe Maruk trennte; dort oben sollten wir eine noch ausgedehntere Aussicht haben als gestern vom Batkor Gali. Den Kulis weit vorausgehend, legten wir die 400 m Höhendifferenz in weniger als einer Stunde zurück. Oben angekommen, wurden alle unsere Erwartungen weit übertroffen. Über den grünen Weiden und durch die schönen Tannen hindurch erschienen die Eisriesen noch kontrastreicher als gestern.

Nach einem wunderschönen Tannenwald stiessen wir auf die Alpsiedlung Maruk. Ein fruchtbarer Talkessel mit vielen Getreide- und Maisfeldern führte zum Abbruch in das tief eingeschnittene Darchantal. Ein Mann begleitete uns über die steilen Felshänge hinunter nach dem Dorfe Khaltaro, unserem heutigen Tagesziel.

Wie überall, so glaubten auch hier die Einwohner, die Sahibs seien Ärzte. Sie baten uns, einen kranken Knaben, den einzigen Sohn eines Dorfbewohners, aufzusuchen. Seit mehr als 10 Tagen hatte er hohes Fieber. Kappler, der sich solcher Fälle anzunehmen pflegte, mass 39 Grad; wir beschloßen, ihm nach italienischem Muster „una purga“ in Form von Purgennid zu verabreichen, in der Hoffnung, es werde nicht schaden.

Es war uns nicht ganz wohl bei der Sache; denn der Knabe schien schwer krank zu sein. Aus Dankbarkeit brachte uns sein Vater ein Huhn; wir versprachen ihm, es auf dem Rückweg anzunehmen, wenn sein Sohn bis dann geheilt sein würde. Wir bedauerten den armen Vater, weil wir das Gefühl hatten, dass der Junge sterben werde. Deshalb hofften wir im geheimen, auf dem Rückweg Khaltaro meiden zu können.

Kurz vor unserem Abmarsch verschwanden die Kulis wie immer in den Häusern, um noch rasch möglichst viele Tschapattis zu vertilgen; dann zogen wir los. Wir stiegen 800 m steil hinauf und kamen auf den breiten Khaltarorücken, der mit bis zu den Hüften reichendem Gras bewachsen war. Kaum war mir der Gedanke durch den Kopf gegangen, dass dies ein Paradies für Schlangen sein müsste, fand Kappeler auch schon die Haut einer Kobra.

Vom höchsten Punkt des Rückens konnten wir bis zum Ende des Puparashgletschers sehen. Den Abschluss bildet die gleichnamige Gruppe von Bergen, in einem Halbkreis angeordnet.

Im gewaltigen Kessel trieben Kumuluswolken herum. Diese bilden sich wie in Europa auf 4000 bis 5000 m. Da aber der Bergkranz über 6000 m hoch ist, können die Wolkenbälle nicht entweichen... ein merkwürdiger Anblick! Diese Erscheinung liess uns erneut die Weite des Raumes erfassen.

2200 m unter uns lag das Dorf Jutial. Ein steiniger, äusserst steil abfallender Felshang führte zum Fluss. Wir waren ganz auf die Kulis angewiesen; hier musste man den Weg kennen, um sich nicht in unpassierbaren Felswänden zu verlieren.

Um nach Jutial hinüber zu gelangen, musste von den Dorfbewohnern zuerst eine behelfsmässige Brücke über den reissenden Bach erstellt werden. Dort, wo das Wasser durch zwei mächtige Felsblöcke zusammengedrängt wird, sollte die Brücke entstehen. Zunächst warfen die Jutial-Männer unseren Kulis ein aus Ziegenhaar gedrehtes Seil zu, an welchem das dünne Ende eines Baumstammes befestigt war. Vorsichtig schoben zwei Männer den Balken vorwärts und unsere zogen ihn am Strick hoch. Als dieser zwischen den beiden Felsblöcken eingeklemmt war, brachten sie einen zweiten, weit schwereren Stamm. Wieder warfen die Jutial-Männer ein Seil, und der schwerere Balken wurde, auf dem dünnen gleitend, langsam herübergezogen. Auf die gleiche Art wurde ein dritter Balken nachgezogen und zwischen den beiden Steinen eingeklemmt. Die zwei unteren dienten als Steg und der darüberliegende als Geländer. Mit grosser Behendigkeit kletterten die Männer von Jutial über die Brücke. Sie waren stolz auf ihren Bau und brachten die Lasten unversehrt über den Bach.

Wir wollten weitermarschieren, aber die Khaltaro-Kulis waren der Ansicht, ihre Tagesleistung sei vollbracht. Andere Kulis gab es hier keine; man

hätte sie aus dem nächsten Tal kommen lassen müssen. Nach langem Hin und Her und dem nötigen „Bakshish“ brachten wir sie dazu, bis nach dem Dorfe Barche mit uns zu kommen.

Wir wanderten das tief eingeschnittene Puparashtal hinaus und erreichten nach anderthalb Stunden das Haupttal, in dem wir aufstiegen und nach weiteren anderthalb Stunden nach Barche gelangten. Ein Mann und ein Kind waren die einzigen Bewohner. Wie versprochen, zahlten wir die Khaltaro-Kulis aus.

Wie sollten wir nun weiterkommen? Der einzige Dorfbewohner brachte Trauben sowie Brennholz und schleppte sogar ein Bett und einen Teppich herbei. Er schenkte jedem von uns einen Strauss gelber Nelken. Es war schon Abend, und wir legten uns schlafen. Unter uns jagte in tiefer Schlucht der Fluss dahin.

Während wir am nächsten Morgen berieten, was zu tun sei, überraschte uns ein Regenschauer; wir krochen in unsere wasserdichten Schlafsäcke. Da weckten uns die Sherpas plötzlich mit der freudigen Mitteilung, es seien drei Lambardars und elf Kulis angekommen. Sie stammten aus den umliegenden Dörfern und hatten gehört, dass gestern zwei Sahibs in Jutial über den Fluss gegangen seien, um ihr Tal zu besuchen.

Wie rasch verbreiten sich doch Nachrichten in den kaum bewohnten Tälern!

Nach dem üblichen Tschapattis-Essen der Kulis verliessen wir Barche am Nachmittag. Ein steter Aufstieg führte uns nach Gure, einem armseligen Dorf. Da ein kühler Wind blies und es etwas regnete, setzten wir uns unter das Vordach eines Mehlspeichers. Das Mehl wird hier, im Gegensatz zu Hunza, in gemeinsamen Lagern aufbewahrt.

Wieder wollten zwei Männer uns massieren; wir lehnten aber dankend ab. Es scheint dies allgemeiner Brauch in dieser Gegend zu sein.

Knapp oberhalb des Dorfes mündet das Baskaltal ein. Die Berge waren in Nebel gehüllt. Aber ganz unerwartet verdrängte die Sonne die Wolken, so dass wir durch die Nebelschwaden hindurch im Abendrot hoch über dem Tal die Felsgräte erblicken konnten.

Der folgende Tag war trübe, Sonnenschein und Regen wechselten miteinander ab. Der Weg führte über den Bach, der aus dem Baskalgebiet floss, und wand sich auf der anderen Seite durch einen Tannenwald empor. In einer Lichtung konnten wir die Berge sehen. Bald standen wir am Ufer des Kutwal Sar, einem herrlichen See ohne sichtbaren Zu- und Abfluss, 3500 m über Meer. Im smaragdgrünen Wasser spiegelten sich die Haramoshberge. Die dunkelgrünen Tannen, die an einer Seite bis an das Ufer reichten, schenkten ihm wohl die märchenhafte Farbe.



Oben: Phuparashgruppe vom Aufstieg zum Rakhan Gali aus

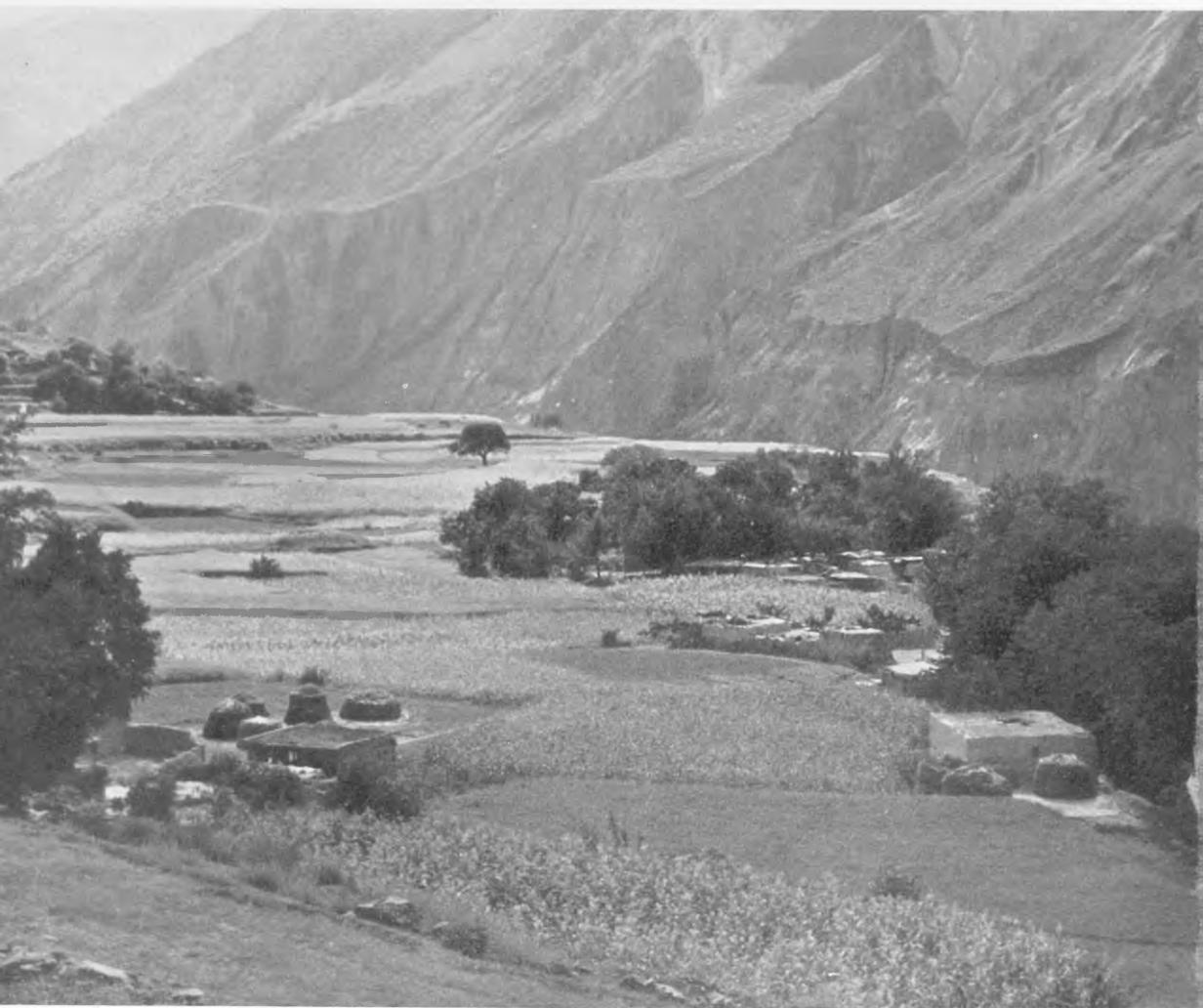
Unten: Rakhan Gali



Lager im Bagrottal



Oben: Wasserkanal im Bagrottal
Unten: Kinder in Bulche



Maisfelder bei Hope

Nach einer grossen Ebene, auf der sich jeden Abend das Vieh von den umliegenden Weiden sammelt, erreichten wir Kojut, das letzte Dorf, das während des Sommers von Hirten bewohnt ist. Eine grosse Anzahl Ställe bietet dem Vieh bei schlechtem Wetter Schutz.

Eine halbe Stunde oberhalb Kojut fanden wir unter den letzten Birken einen idealen Lagerplatz. Vor uns breiteten sich grosse Weiden aus, schon leicht in herbstlicher Farbe, mit Hunderten von Ziegen und Schafen und Dutzenden von Pferden, Eseln und Kühen belebt.

Wir erklärten den Lambardars, dass wir beabsichtigten, zum Haramosh La aufzusteigen. Zu unserem Erstaunen zeigten sie uns im Gelände den zu befolgenden Weg und wollten sich uns anschliessen. Sie behaupteten sogar, schon auf dem Pass gewesen zu sein, was wir nicht glauben konnten, denn der Aufstieg ist ziemlich schwierig. Die Leute machten allerdings einen recht unternehmungslustigen Eindruck.

Leider war schlechtes Wetter im Anzug; in den Couloirs lag Neuschnee. Trotzdem verliessen wir anderntags um 9 Uhr das Lager. Zuerst ging es über einen langen, steilen Grashang hinauf zu den ersten Schneezungen der Couloirs, die vom „La“¹ herunterziehen. Der Schnee war so hart, dass es vorteilhafter schien, ihn zu meiden. Steile Geröllhalden führen hinauf zum Eingang in das eigentliche Couloir, das sehr steil und steinschlaggefährlich ist; überall liegen lose Felsblöcke und Schutt. Dichter Nebel verhüllte jede Sicht. Der Chaukidar von Kojut schien aber den Weg genau zu kennen; er war keinen Augenblick unsicher, obwohl ich ihm oft meine Zweifel zu erkennen gab. An einer bestimmten Stelle verliess er das Couloir und kletterte über die steilen und brüchigen Felsen weiter. Ich war froh, die steinschlaggefährliche Runse hinter mir zu haben. Die Sicht wurde etwas besser, und die verwitterten Gräte aus dem fast zu Schutt zerfallenen Gneis bildeten seltsame Formen in dem durch den Nebel scheinenden Sonnenlicht. Mein Höhenbarometer zeigte 4500 m an. Endlich verschwand der Nebel, und der Pass lag nicht mehr allzu weit gerade über uns. Ein steiler Schneeang führte zur Hauptrinne hinauf. Nochmals mussten wir einen Aufschwung im Grat überklettern und erreichten die Nähe der Schneekuppe des 4800 m hohen Haramosh La².

Zwischen Schnee und Felsen querten wir zu einem flachen, vom Wind geschützten Platz hinüber. Von dort waren es nur noch ungefähr 50 m Aufstieg bis zum höchsten Punkt. Meine Begleiter wickelten sich in ihre Tücher und legten sich schlafen. Das Licht wurde stärker, so dass wir vermuteten, gerade an der Grenze der Wolkenschicht zu sein. Und richtig! Auf einmal stand

¹ „La“ = Pass.

² Fountaine, E. C., The Haramosh Pass, *Geographical Journal*, Band 99, Nrn. 5, 6, Mai/Juni 1942.

ich im vollen Sonnenschein. Ein unbeschreiblich schönes Panorama entrollte sich vor meinen Augen.

Im Südwesten steht die hohe Eispyramide des Haramosh mit seinem nicht sehr steil abfallenden, breiten Grat gegen Nordosten bis zu einem Sattel von ungefähr 6000 m Höhe. Wenn dieser Sattel erreicht werden könnte, so wäre eine Besteigung des Haramosh nicht unmöglich. Von dort steigt der Grat wieder leicht bis zu den drei 6600 m hohen Vorgipfeln an, deren Nordostseite gegen den Haramoshgletscher ein gewaltiger, blendend weisser Eisabbruch ist. Der Gletscher verläuft flach bis zum Chogo-Lungma-Gletscher. Hinter dem Zusammenfluss des Haramosh- mit dem Chogo-Lungma-Gletscher liegt die Bergkette, welche die südliche Begrenzung des Hispargletschers bildet. Auch den von Bullock-Workman¹ mit Riffelhorn bezeichnete Felsgipfel konnte man deutlich sehen. Nach Westen blickend, tauchten in der Ferne der Dobani und im Südwesten der Rakaposhi auf.

Wir beabsichtigten, hier später unsere Zelte aufzuschlagen und hatten deshalb jedem Eingeborenen schon eine Benzinkanne mitgegeben. Ein von uns errichteter Steinmann sollte den Ort kennzeichnen, wo wir die Kanister versteckten.

Nachdem ich die Möglichkeit des Abstieges auf den Haramoshgletscher geprüft hatte, traten wir unsere Rückkehr an. Merkwürdigerweise machte die schöne Aussicht den Eingeborenen gar keinen Eindruck; sie gingen nicht einmal ganz auf die Passhöhe, um auf die andere Seite sehen zu können.

Die Kulis kannten den Namen des Dorfes Arandu am Chogo Lungma; ich fragte mich woher; sie hatten ja den Pass noch nie überschritten.

Nun begann der Abstieg über das lose Gestein. Ich ging sehr vorsichtig, da jeder Schritt eine ganze Lawine von Steinen löste, die donnernd die Couloirs hinuntersausten. Da begann der Chaukidar von Kojut in riesigen Sätzen den Hang hinunterzustürmen; er liess uns weit zurück. Wir suchten seinem Beispiel zu folgen, obwohl es keiner mit seiner affenartigen Behendigkeit aufnehmen konnte.

Schliesslich kamen wir zum Couloir; der Schnee war nicht mehr so hart wie am Morgen; ich versuchte zu rutschen, obwohl es noch recht steil war. Meine drei Begleiter waren sichtlich beeindruckt und, unternehmungslustig wie sie waren, probierten sie es auch. Ihre Wickelschuhe aus Ziegenfell waren natürlich dafür nicht die gegebene Fussbekleidung. Sie stürzten schon nach den ersten paar Metern; ihre Pickel, Tücher und Hüte glitten den Hang hinunter. Die Leute selbst suchten mit Händen und Füßen die allzu grosse Fahrgeschwindigkeit abzubremsen. Nach ungefähr 50 m gelang es ihnen, ihre unfreiwillige Fahrt zu verlangsamen und sich wieder aufzurichten.

¹ Bullock-Workman, F., *Icebound Heights of the Mustagh*, London, 1908.

Ich sammelte Pickel und Hüte und drückte jedem seine Siebensachen wieder in die Hand. Trotz dem Missgeschick waren alle vergnügt und lachten; keiner hatte dabei den Mut verloren, doch rutschen wollten sie nicht mehr. Stufen hackend verliessen sie die Schneerunse, während ich weiterfuhr. Noch einige hundert Meter Abstieg, und wir erreichten über steile Wiesen mit Teppichen von Edelweiss, die Moräne des Manigletschers, auf welcher weiter unten unser Lager stand. Gegen Abend waren wir alle wieder heil zurück.

Eine seit einiger Zeit erwartete Schlechtwetterperiode begann; es regnete Tag für Tag. Auf der südlichen Seite des Manigletschers stürzten ständig Lawinen herunter. Einmal, an einem Abend, als wir schon im Zelt lagen, donnerte es ganz besonders heftig; wir waren uns zwar an Donner und Geräusche gewöhnt, doch diesmal tönte es anders. Das Donnern verstärkte sich – schon war es unheimlich nahe. Sollte wirklich eine Staublawine über den fast 1,5 km breiten Manigletscher auf uns zukommen? Es schien fast ausgeschlossen.

Da setzte plötzlich ein starker Wind ein, das Lagerfeuer wurde von neuem angefacht; die Gluten wirbelten in der Luft herum und fielen auf unsere Zelte; schon folgte der Schneestaub, er deckte die Wiesen zu und löschte unser Feuer. Der Wind steigerte sich zum Orkan und zerrte an unseren Zelten. Ebenso plötzlich wie der Sturm hereinbrach, war er vorüber; wir krochen hinaus, um festzustellen, was sich eigentlich zugetragen hatte: eine gewaltige Staublawine hatte sich von den Hängen des Haramosh losgelöst und wirbelte über den breiten Manigletscher bis zu unseren Zelten hinter der über 100 m hohen Moräne.

Infolge des schlechten Wetters mussten wir im Lager bleiben. Die Eingeborenen aus den 15 bis 20 km weiter unten gelegenen Dörfern Iskere und Daru brachten uns Gemüse und Früchte. In Kojut kauften wir Milch und ein Schaf. Wie gesund die Leute in dieser Gegend sind, zeigte sich darin, dass sie sehr selten nach Medikamenten für irgendein wirkliches oder eingebildetes Gebrechen fragten. Zwar konnten sie es nicht ganz unterlassen, irgendeine Pille zu erbetteln, von der sie sich Wunder versprachen. Um sie bei guter Stimmung zu halten, verteilten wir manchmal etwas Kohletabletten. Einmal brachte ein Knabe seinen kleinen Bruder auf dem Rücken zu uns. Unter der schweren Last brach er beinahe zusammen. Er legte den Kleinen vorsichtig vor uns auf den Boden und deutete auf sein Auge; ein fallender Stein hatte das Kind gerade unter dem rechten Auge verletzt; die Stelle war stark geschwollen und blutunterlaufen. Wir gaben ihm essigsaurer Tonerde und Watte und zeigten ihm, wie er morgens und abends Umschläge machen müsse. Aufmerksam hörte der Junge zu und versprach, unsere Vorschriften zu befolgen. Einige Tage später sahen wir das Kind wieder; sein Gesicht war

fast geheilt; wir waren froh, den Glauben der Eingeborenen an die Heilkünste der Weissen nicht erschüttert zu haben.

Inzwischen besserte sich das Wetter. Endlich, am 4. September, morgens 7 Uhr, verliessen wir mit den Sherpas, Mohammed Nazim und drei Kulis schwer bepackt das Lager. Bei wolkenlosem Himmel stiegen wir wieder über den Grashang hinauf und überquerten die untersten Schneezungen. Als wir aber in die Nähe des eigentlichen Couloirs kamen, erschreckte uns das Heulen der durch die Luft fliegenden Steine. Oft mussten wir hinter schützenden Felsblöcken Zuflucht nehmen. Die Träger erkannten zum Glück die Gefahr nicht und gingen ohne Furcht weiter.

Es wurde drückend heiss. Zwei Kulis klagten über Kopfweh und wollten zurückgehen. Eine Pille tat die von ihnen erwartete Wunderwirkung, das Kopfweh verschwand.

Höher oben bemerkten wir, wie die durch den schmelzenden Schnee entstandenen Bäche die Steine loslösten. Infolge der veränderten Verhältnisse war der Aufstieg diesmal viel mühsamer als vor einer Woche.

Wir hielten uns an eine Rippe ausserhalb der Steinschlaggefahr. Die Träger waren müde und gingen immer langsamer. Endlich erreichten wir abends 5 Uhr den Pass. Die Kulis wurden ausbezahlt und mit Mohammed Nazim und Angdawazurückgeschickt; sie erreichten spät in der Nacht den Lagerplatz bei Kojut.

Wir stellten unsere Zelte auf und hatten wieder die Freude, einen prachtvollen Sonnenuntergang zu erleben. Tiefrot standen im Südwesten der Haramosh und seine Vorgipfel; im Westen, dem Rakaposhi und Dobani entgegen, färbte sich der Himmel rosa, mit horizontal geschichteten, silberigen Wolken durchsetzt. Als die Sonne hinter den Bergen Afghanistans versank, wurde es rasch kalt (-5 Grad). Nach dem Verblässen des Farbenspieles krochen wir in die Zelte. Noch lange blieb der Himmel von den Strahlen der untergegangenen Sonne hell.

Am anderen Morgen war es immer noch kalt. Infolge der Anstrengung des gestrigen Tages zögerten wir, die warmen Schlafsäcke zu verlassen. Nach einem kräftigen Frühstück machten wir uns erst um 9 Uhr auf den Weg nach dem Pass östlich der drei Vorgipfel des Haramosh.

Zunächst stiegen wir ungefähr 300 m zum Haramoshgletscher hinunter, der sich flach gegen den Pass hinzieht. Anfänglich war der Schnee hart, so dass wir rasch vorwärts kamen. Leider trafen wir bald auf Pulverschnee und brachen bis an die Knie ein. Der Pass war noch weit entfernt. Der tiefe Schnee machte das Umgehen der Spalten sehr mühsam. Jeder Umweg bedeutete einen unangenehmen Zeitverlust. Nach einer kurzen Rast oberhalb eines Abbruches gingen wir mit frischen Kräften weiter und erreichten endlich kurz vor 4 Uhr den 5400 m hohen Pass.

Ein ungefähr 2000 m hoher Eisabbruch trennte uns von dem unter uns gelegenen Gletscher, dessen Abfluss 15 km unterhalb des Dorfes Rondu in den Indus mündet. Diese Eiswand erstreckt sich weit nach Süden und bildet zugleich die Südostseite der Vorgipfel des Haramosh. Der Grat vom Pass auf diese Vorgipfel ist steil und messerscharf; jedenfalls bildet er keinen Zugang zum Haramosh.

Es war ein wolkenloser Herbsttag, an welchem keine Trübung die Sicht störte. Eine gewaltige Fernsicht zeigte uns die Massive des Baltorogletschers. Wir hatten das Empfinden, den ganzen Karakorum vor uns zu sehen.

Auf dem Rückmarsch benützten wir die so mühsam getretene Spur auf dem Gletscher und erreichten nach 2 Stunden den Hang, der zum Haramosh La hinaufführt.

Langsam stiegen wir auf und konnten gerade noch die untergehende Sonne vom „La“ aus erblicken. Es war einer der unvergesslich schönen Herbstabende, an welchen die Luft einen besonderen Grad von Durchsichtigkeit erreicht. Der Himmel färbte sich violett, verlor mit der immer weiter hinter den Horizont sinkenden Sonne die rötliche Tönung und ging langsam in den kristallklaren, tiefblauen Himmel der Nacht über, welcher eine gewisse Helligkeit nie ganz verliert.

Obwohl unsere Zelte auf Steinplatten standen, schliefen wir herrlich auf der harten Unterlage.

Am Morgen sollten uns Mohammed Nazim und Angdawa Proviant bringen. Beim Verlassen unserer Zelte gewahrten wir die beiden schon recht weit oben; sie waren jedenfalls früh aufgebrochen, um vor der Mittagshitze den Pass zu erreichen.

Durch die Sherpas aufgemuntert, ging Mohammed Nazim trotz seinen „Wickelschuhen“ aus Ziegenfell auf die letzte Schneekuppe, um den Haramoshgletscher sowie unser nächstes Ziel, den Chogo-Lungma-Gletscher, sehen zu können. Er war begeistert. Leider hatten wir für diesen Mann keine Schuhe, so dass er zurückbleiben musste — schade, er wäre ein ausgezeichnete Bergsteiger gewesen, mutig, trittsicher, geschickt im Stufenschlagen und Klettern. Wir verabredeten, dass er nach Kojut zurückgehen und uns 4 Tage später wieder hier oben treffen sollte, um uns beim Materialtransport zu helfen.

Anderntags machten wir uns auf den Weg zum Chogo-Lungma-Gletscher. Mit den schweren Lasten brauchten wir fast 2 Stunden bis hinunter auf den Haramoshgletscher. Auf seinem flachen Rücken kamen wir rasch vorwärts. Eis löste den Schnee ab. Grosse Querspalten zwangen uns ungefähr halbwegs den Gletscher zu verlassen und dem linken Talhang zu folgen.

Plötzlich bemerkten wir eigenartige Spuren. Im weichen Sand konnte man deutlich feststellen, dass sie von einem Bären stammen mussten. Die

Sherpas erklärten uns zwar, dass diese von einem „Jetty“ seien, der auf zwei Beinen gehe und Menschen fresse. Mit „Jetty“ bezeichnen sie das bekannte Fabelwesen des Himalaya, den sogenannten „Abominable Snowman“ (Homo Nivis Odiosus), dessen Fusstapfen von mehreren Himalaya-Forschern gesehen worden sind, obwohl seine Existenz von den Gelehrten bezweifelt wird. Die Sherpas, die sonst weder abergläubisch sind, noch vor Tieren sich fürchten, waren durch die vermeintliche Nähe des „Jetty“ sichtlich beunruhigt.

Bald entdeckten wir im hohen Gras verschiedene Ruheplätze, braune Haarbüschel und frischen Auswurf des Bären. Aus der Grösse seiner Schlafstätten zu schliessen, musste es ein riesiges Tier sein. Wir schauten gewissenhaft nach allen Seiten, um ihn zu entdecken. Wir bedauerten, seine Einsamkeit, welche er offenbar den ganzen Sommer hier oben genossen hatte, gestört zu haben. Er hatte sich auf seinen Spaziergängen regelrechte und immer leicht passierbare Wege gebahnt.

Gegen 4 Uhr erreichten wir eine in Herbstfarben prangende Wiese, die mit roten und gelben Sempervivum bedeckt war. Wenige hundert Meter vor uns lag der Chogo Lungma, einer der längsten Gletscher des Karakorum. Hier errichteten wir unsere Zelte.

Am anderen Morgen erklimmen Kappeler und ich einen kleinen Pass oberhalb unseres Lagerplatzes. Von ihm aus konnten wir den gewaltigen Eisstrom des Chogo Lungma überblicken; gletscherabwärts sieht man bis zum Arandugebiet und den Gipfel des Ganchen. In nordwestlicher Richtung, gletscheraufwärts, bildet ein nach dem Sumaiyar-Bar-Gletscher führender Pass den Abschluss. Östlich von ihm erhebt sich der schneeweisse Pyramid Peak, dessen Gipfel im Jahre 1903 von dem amerikanischen Forscherpaar Bullock-Workman fast erreicht worden war. Wegen Schwierigkeiten mit den Kulis mussten sie umkehren.

Von Westen münden drei Gletscher ein, die zu den Bergen der Baskal- und Puparashgruppen führen. Besonders schön ist eine Eispyramide mit den für den Himalaya so charakteristischen Rinnen, deren Gipfel die 7000 m gerade übersteigt.

Die Bergformen im Norden, hinter welchen der Hispargletscher liegt, erinnerten uns an das Bergell.

In der Abendsonne wanderten wir nach dem äussersten Vorsprung der Kette zwischen dem Haramosh und Chogo Lungma. Die vielen Sempervivum schenkten der Wiese eine lebhaft rotgelbe Tönung. Die Sonne stand tief am Himmel, und durch die flach einfallenden Strahlen wurden die Spalten und Unebenheiten im Gletscher besonders scharf hervorgehoben. Der klare, hellblaue Himmel und die rotbraunen Wiesen deuteten auf das Herannahen

des Herbstes. Eine unheimliche Ruhe umgab die Natur, nur dann und wann hörte man das Donnern einer Lawine. Es schien, als wollte sich die Gegend für den Winterschlaf vorbereiten und noch einmal von der Sonne bestrahlen lassen, bevor sie sich für viele Monate mit einer schützenden Schneeschicht verhüllt. Gewiss bereitete sich auch unser Bär vor, den Gletscher hinunterzuwandern, um seinen einsamen Sommersitz vor dem Winter zu verlassen. Auch wir empfanden die Stille und Wehmut. Auch wir näherten uns dem Ende unserer Reise.

Die Einsamkeit am Chogo Lungma liess uns nochmals eindringlich die einzigartige Grösse des Karakorum geniessen. Als die Schatten an den Bergen höher glitten, kehrten wir zum Lager zurück und bereiteten unsere Abreise vor.

Am nächsten Tag kamen wir bedeutend rascher vorwärts als erwartet. Um die Mittagszeit erreichten wir schon die Einmündung eines Seitengletschers, wo unser Seil lag, und im Laufe des Nachmittages, einen Tag früher als geplant, wieder den Haramosh La.

Wir sassen vor unseren Zelten und warteten auf den Sonnenuntergang. Es war unsere letzte Nacht in grosser Höhe; es fiel uns schwer, von den Bergen Abschied zu nehmen, die uns einen ganzen Sommer in ihrem Banne gehalten hatten.

Wir fachten mit Benzin ein Feuer an, in der Hoffnung, Mohammed Nazim würde sehen, dass wir einen Tag früher zurückgekommen waren. Den Menschen in diesen verlassenen Tälern fallen die kleinsten Unregelmässigkeiten auf. Somit war anzunehmen, dass er oder jemand in seiner Nähe das Zeichen bemerken würde. – Und siehe da! Anderntags, als wir hinunterschauten, stiegen zwei Männer auf, Mohammed Nazim und der Chaukidar von Kojut. Rasch kamen sie näher und erreichten um 10 Uhr den Pass.

Wir hatten die Lasten schon gepackt und konnten den Abstieg in Angriff nehmen. Der Boden war noch gefroren; Stufen mussten in den Schutt geschlagen werden. Die beiden Neuangekommenen halfen den ängstlichen Sherpas über die schwierigen Stellen hinweg. Wir stiegen auf einer Rippe zwischen zwei Couloirs ab, um gegen Steinschlag geschützt zu sein. Unten setzten wir uns auf einen Felskopf, während einer nach dem andern die gefährliche Runse durchquerte; wir warnten jedesmal, wenn eine Ladung Steine herunterpolterte.

Über Geröllhalden und Wiesen erreichten wir unseren alten Lagerplatz, den wir vor einer Woche verlassen hatten.

Einige Buben hatten drei Esel von den Weiden getrieben, um unser Material nach Iskere zu bringen. Leichter Herbsttau lag auf den Wiesen, als wir am anderen Morgen Kojut verliessen. Im Kutwal Sar, dem See unterhalb Kojut, nahmen wir ein Bad. Als der Chaukidar des Dorfes uns schwimmen

sah, warf er seine Kleider weg und machte kurzerhand einen Kopfsprung ins Wasser. Im ersten Augenblick glaubten wir, dass er uns das Schwimmen nachahmen wolle, wie seinerzeit das Rutschen; glücklicherweise konnte er recht gut schwimmen.

Nach dem Bad zogen wir mit unserer kleinen Kolonne weiter und durchschritten wieder den schon im Aufstieg bewunderten Nadelwald. Das Grün der Tannen dämpfte das grelle Licht der Gletscher, und in den einfallenden Sonnenstrahlen tanzte der von den Tragtieren aufgewirbelte Sand wie funkelnder Goldstaub.

Ein steiler Pfad windet sich zum Gletscher hinunter; er ist mit Schutt und Steinen bedeckt. Vorsichtig gingen die Esel über die Blöcke; sie schienen den Weg zu kennen.

Bald hatten wir den Gletscher hinter uns, und eine steile Sandmoräne führt zum eigentlichen Talboden hinauf. Dann zieht sich der Weg durch ausgedehnten Tannenwald den Hängen entlang und talwärts nach der fruchtbaren Ebene von Iskere; das Dorf ist an den äussersten Rand der Schlucht gebaut. Im Schatten von Aprikosenbäumen errichteten wir unser Lager auf einer Wiese.

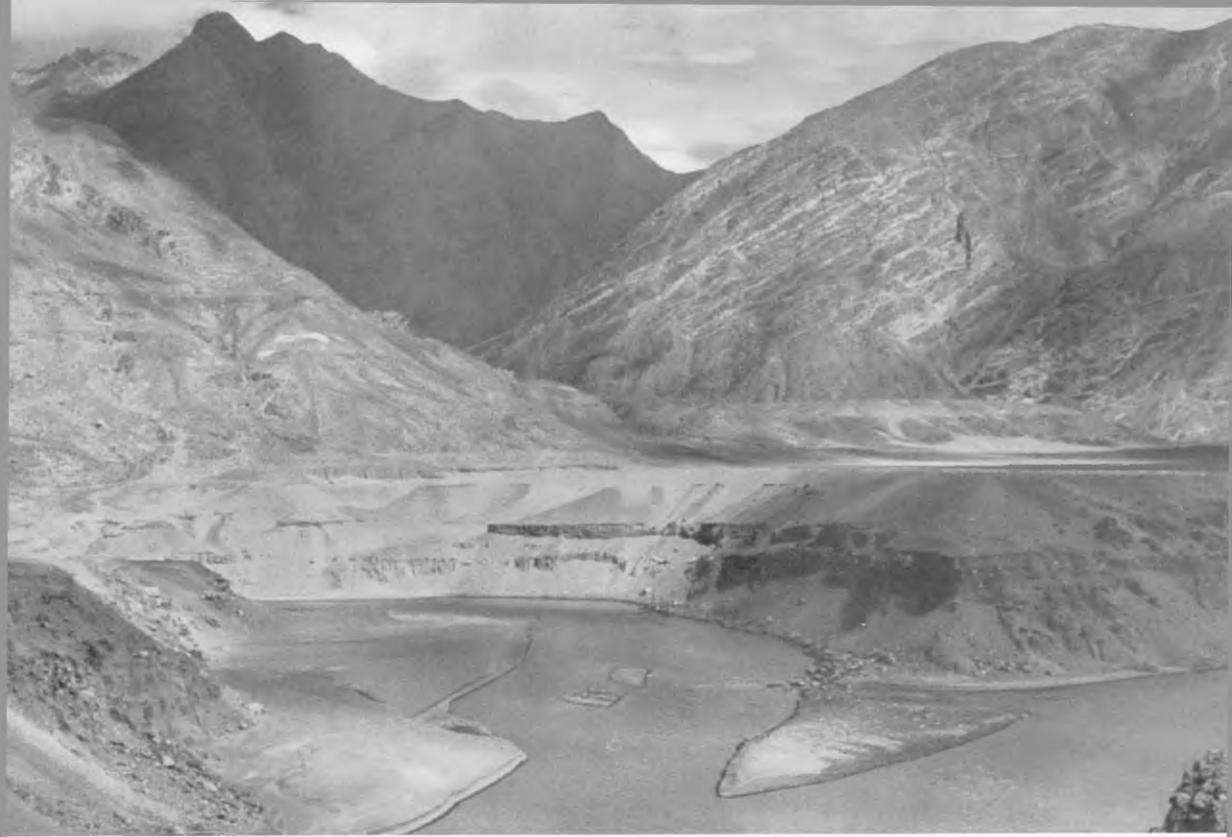
Wir sandten den grössten Teil unseres Materials auf zwei Eseln das Tal hinab bis zum Indus und von dort direkt nach Chamongarh, während wir beabsichtigten, über das Rakhan-Gali- in das Bagrottal zu pilgern, um noch die Ostseite des Rakaposhi zu sehen.

In der Nacht erschien unvermutet der Lambardar vom 12 km weit entfernten Dorf Dasu mit einer Kienholzfackel in der Hand. Er hatte erfahren, dass wir das Tal verlassen würden und wollte sich verabschieden.

Wir mussten bei Jutial wieder über die behelfsmässige Brücke, die allerdings von dieser Seite aus nicht erstellt werden kann. Am gegenüberliegenden Ufer muss man das Seil in Empfang nehmen, um die Balken hinüberzuziehen.

Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns vom Lambardar von Dasu und den übrigen Dorfbewohnern von Iskere. Der Lambardar von Iskere wollte uns noch bis an die Brücke in Jutial begleiten. Gumazan, ein Eingeborener mit einem grünen Hemd und Kashgar-Stiefeln, ging voraus, um uns den Weg zu zeigen. Über eine kleine Brücke erreichten wir das Dorf Barche; der einzige Bewohner brachte uns riesige Mengen blauer Trauben. Bei glühender Mittagshitze wanderten wir weiter talabwärts und rasteten kurz bei der Mündung des Flusses des Puparashgletschers; im Laufe des Nachmittages erreichten wir das Dorf Jutial.

Neben unserem Lagerplatz befand sich eine steinerne Trotte, in der die Eingeborenen Trauben auspressten, um Wein zuzubereiten. Ein alter Mann zeigte mit Stolz seinen grossen Webstuhl, an dem er einfache Teppiche wob.



Oben: Einmündung des Gilgitflusses in den Indus

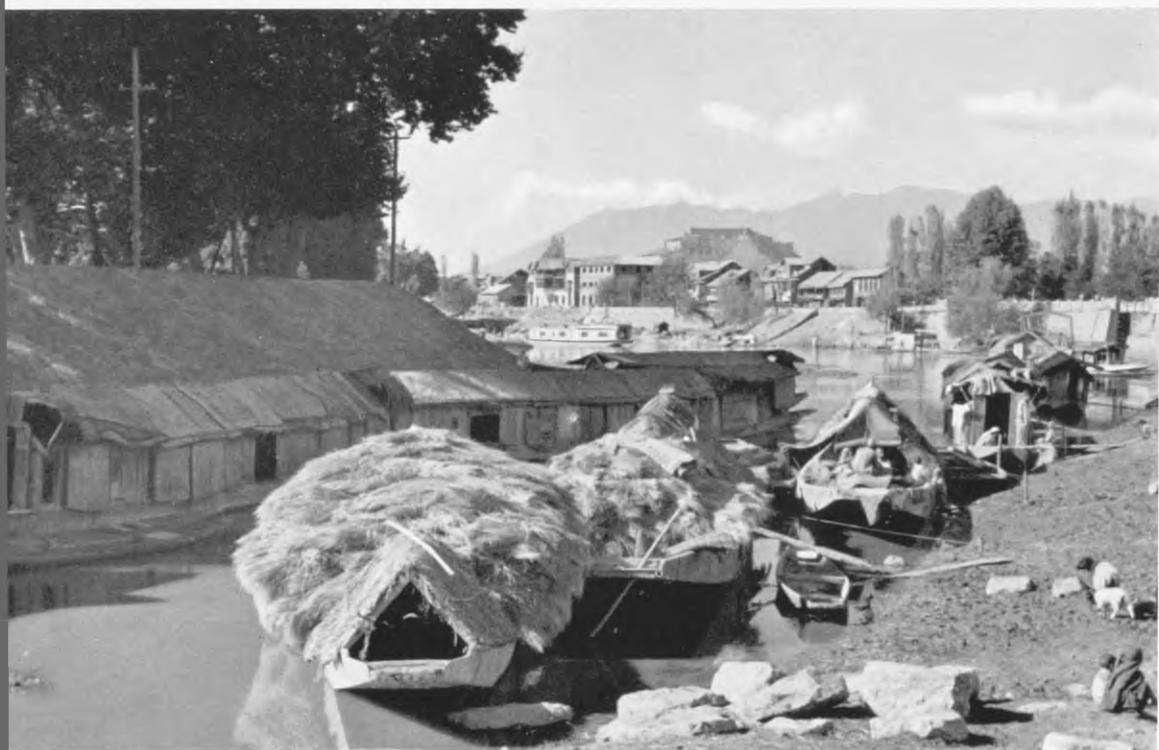
Unten: Haus in Shankargarh



Rast am Tragbalpass



Strasse in Bandipur



Oben: In Srinagar
Unten: Srinagar

Vor dem Überklettern der Brücke verabschiedeten wir uns vom Lam-bardar von Iskere und den Leuten von Jutial. Die Brückenbauer erhielten ihr wohlverdientes Trinkgeld. Nur der Mann im grünen Hemd begleitete uns weiter; er besitzt in Darchan, dem Ziel des heutigen Marsches, Haus und Schafherden.

Nun wurde der Aufstieg auf den Khaltarorücken unternommen. Wir waren spät, die Sonne brannte heiss. Oben enthüllte sich wieder die überwältigende Aussicht auf den Nanga Parbat und Haramosh. Leider verdeckten Kumuluswolken die mittleren Partien der Berge, aber die Gipfel ragten weit darüber hinaus, was den Eindruck der Höhe vergrösserte. Ein schöner Weg führte von hier horizontal, zum Teil durch Wald, nach dem Dorfe Darchan hinüber.

Plötzlich sprang Gumazan zur Seite und schlug mit seinem Stock auf den Boden. Er entdeckte im hohen Grase eine Schlange und tötete sie mit einigen sicheren Schlägen auf den Kopf. Mit dem Schlangenschwanz rieb er sich die Augen, im Glauben, dieses Tun behüte ihn vor Krankheiten. Im nächsten Bach reinigte er seinen Stock und kratzte mit dem Messer dasjenige Ende ab, mit dem er auf das Tier geschlagen hatte.

Bald erreichten wir den Talgrund und kamen nach einer halben Stunde Aufstieg nach Darchan. Unser Begleiter schien hier bekannt zu sein; Hirten traten auf ihn zu. Eingeborene aus Khaltaro hatten gehört, dass wir im Tale seien und brachten uns Früchte. Wir hatten nicht den Mut, uns nach dem kranken Buben zu erkundigen.

Drei Hirten waren bereit, mit uns ins Bagrottal hinüberzukommen, auch der „Schlangentöter“ wollte eine Last tragen. Anderntags brachen wir noch in der Dunkelheit auf.

Als wir das Tal verliessen, um gegen das Rakhan Gali aufzusteigen, begegneten wir drei weidenden Yaks, die wohl die nützlichsten Tiere sind: die Haare werden gesponnen, das Fleisch gegessen; sie geben Milch, tragen schwere Lasten, und der Kot dient als Brennstoff.

Hoch über uns lag das Rakhan Gali (4550 m). Es ist die tiefste Einsattelung in der Kette, die vom Dobani in nordöstlicher Richtung verläuft und die Puparash- von der Bagrotgruppe trennt.

Auf der Passhöhe enthüllte sich uns die Ostseite des Rakaposhi, eine fast senkrecht abfallende Wand, ebenso hoch wie diejenige gegen Norden.

Ein kleiner Gipfel neben diesem Sattel schenkte uns eine ungehinderte Aussicht auf die Bagrotgruppe. Ein ebenes Gletscherplateau führt vom Puparashgletscher direkt hinüber ins Bagrottal. Im Südosten liegt weit in der Ferne der Haramosh.

2 Stunden später holten uns die Träger auf dem Pass ein. Gumazan wollte heute noch bis Gojat, dem ersten Dorf im Bagrottal, gelangen. Im Ab-

wärtsgehen entzogen sich die hohen Berge unserer Sicht; in der Verlängerung des tief eingeschnittenen Tales steht der Rakaposhi. Gegen Abend wurde die Luft kristallklar; ungeheuer hoch über dem Talgrund ragte der Rakaposhigipfel in den Abendhimmel, uns die gewaltige Ostwand zuehend. Jetzt hatte sich uns die letzte Seite des stolzen, allseitig steil abfallenden Riesen, der wahrscheinlich noch manchen Angriffsversuchen trotzen wird, erschlossen.

Um 16.30 Uhr erreichten wir eine Ebene und sahen auf der gegenüberliegenden Seite einige in der Moräne eingebaute Häuser: Gojat. Da es schon dunkel wurde, mussten wir lagern.

Am Bach entdeckten wir eine Drehbank, deren Spindel direkt durch ein Wasserrad angetrieben wurde. Wahrscheinlich drehte der Besitzer Pfosten für Bettstellen und dergleichen; leider befand er sich nicht im Dorfe.

Die Tage wurden kürzer; schon mussten wir die Abende im Schein des Lagerfeuers verbringen.

Beim Abmarsch am anderen Morgen erklärte uns einer der Hirten den Weg den Bulchegletscher hinunter, über welchen Conway im Jahre 1892 auf den Hauptgrat der Bergkette zu gelangen versuchte.

Uns gegenüber führte ein Pfad über sandige Ebenen, dann über Wiesen zum Dorfe Sat. Das Wetter war leider trübe, Wolken verhüllten die Berge. Noch hatten wir den Hinarchegletscher zu überschreiten. Er war vollständig mit Schutt bedeckt; nur dort, wo das Wasser unter der Eisdecke herausjagte, sah man das Eis.

Im Norden lag der Pass, den wir vom Minapingletscher her zu erreichen versucht hatten. Soweit wir es beurteilen konnten, wäre ein Abstieg auf dieser Seite kaum möglich gewesen.

Nun biegt das Bagrottal scharf gegen Süden ab. Kurz vor Mittag gelangten wir nach Bulche, einem wohlhabenden Dorf, wo wir mit den gewohnten reichen Gaben an Gemüse und Früchten von den Bewohnern empfangen wurden. Wir zahlten die Kulis von Darchan aus, verabschiedeten uns ebenfalls von unserem „grünen“ Freund, der uns während 4 Tagen begleitet hatte, und der in dieser Gegend offenbar ein wenig Handel treibt.

Weiter führte der Weg hinunter zum Bach, dann über eine Brücke und wieder hinauf auf die andere Seite, bis wir auf einer ebenen Terrasse, hoch über dem Talboden, das Dorf Hope erreichten. Diesmal waren Früchte und Gemüse, Körbe und Teller sogar mit Blumen festlich geschmückt, als wollte man uns den Abschied besonders schwer machen, denn von morgen an hatten wir durch leere, unfruchtbare Steinwüsten zu ziehen.

Mittags bogen wir in das Tal von Gilgit ein. Noch 2 Stunden über eine Sandebene, und wir befanden uns wiederum in Chamongarh, unserem Ausgangspunkt. Eine grossartige, an Eindrücken reiche Tour lag hinter uns.

Über den Kamripass nach Srinagar

Auf Wunsch von Jasul Amad blieben wir als seine Gäste noch einen Tag in Chamongarh. Zum Dank für seine guten Dienste übergaben wir unserem Begleiter Mohammed Nazim einen Eispickel, was ihn sichtlich mit Stolz erfüllte.

Am 18. September verliessen wir die herrliche Siedlung; Jasul Amad begleitete uns noch bis zum Parri-Bungalow. Da wir dort keine Ponies aufreiben konnten, schlug er uns vor, seine vier Esel für den Transport bis Astor zu benützen. Geld wollte er keines annehmen, nur für das Futter sollten wir sorgen.

Der folgende Tag war kühl und regnerisch. Bis Bunji stand uns ein Marsch von 30 km durch Geröll und Sand bevor. Während wir durch diese öde Gegend stolperten, waren unsere Gedanken bei den unvergesslichen Erlebnissen dieses Sommers.

Eine Verengerung des Tales brachte uns wieder an den Indus. Nach ein paar Kilometern erreichten wir die Abzweigung nach Chilas. Unser Weg nach Bunji zog sich in ausgiebigen Schleifen zu der zwischen steilen Felswänden 100 m weit gespannten Hängebrücke von Partab hinunter. Ein sandiges Plateau, ein leicht ansteigender Hang folgten – Bunji war erreicht.

In früheren Jahren wurden hier Sträflinge angesiedelt. Es ist ein langgestrecktes, schmutziges Dorf mit einem kleinen „Bazaar“. Eine riesige Kaserne beherbergte die Truppen aus Kashmir¹, die sicherheitshalber beim Abzug der Engländer in Gilgit stationiert waren.

Am nächsten Morgen hingen die grauen Wolken tief; weder der Nanga Parbat noch der Rakaposhi zeigten sich. Wir schlugen den Weg nach Astor ein; dort, wo die Schlucht beginnt, rasteten wir. Eine gute Brücke führt über den Fluss in die tiefe Schlucht von Astor; endgültig verliessen wir das Industal.

In unendlich langen Windungen zieht sich der steile Weg durch die Schlucht empor. Noch vor Mittag kamen wir nach Mushkin, einem ärmlichen und verlassenem Dorf auf einer Grasterrasse. Der Bungalow stand offen, die Bewohner schienen oben auf den Weiden zu sein. Nachdem wir dort die Nacht verbracht hatten, erschien unerwartet ein Eingeborener, der uns bis nach Bandipur seine Ponies anbot. Erfreut nahmen wir an und schickten unsere vier wackeren Esel ihrem Besitzer zurück. Somit war mit einem Schlage die Transportfrage bis zum Ende der Expedition gelöst.

Die Schlucht ging in ein tief eingeschnittenes Tal über. Hier, auf ungefähr 2000 m, erreichten wir wieder die Vegetationszone.

¹ Unter ihnen brachen im Oktober 1947 die Streitigkeiten aus, die zur Absetzung des „Governors“ Ghansara Singh in Gilgit führten.

In Astor bot uns ein geräumiger Bungalow Unterkunft. Ein spitzbübischer Rabe stahl uns ein Paket Biskuits – das erste, was uns seit Beginn unserer Fahrt abhanden kam.

Am nächsten Morgen verliessen wir Astor frühzeitig, um vom Rupaltal aus die enorme Südwand des Nanga Parbat zu sehen, bevor sie die Wolken verdeckten. Wir marschierten rasch; leider ballten sich schon die ersten Wolken zusammen. Wir gaben trotzdem die Hoffnung nicht auf und erhöhten das Marschtempo. In Burikot trennen sich die Wege über den Burzil- und Kamripass.

Das Tal wird enger; Wälder bedecken die Seitenhänge, einige Seitentäler münden ein; dann gelangten wir zum Rupaltal. Eine Holzbrücke führt über den Bach... und voller Erwartung, ob wir die 5000 m hohe Wand, die höchste der Welt, bewundern dürften, überschritten wir die Brücke.

Leider verhinderten treibende Wolken die freie Sicht. Es blies jedoch ein starker Wind, der nach einiger Zeit ein Loch in die Nebelschwaden riss und den Blick auf den Nanga-Parbat-Gipfel freigab. Die Wand ist so steil, dass sich keine Gletscher bilden können. Bald schlossen sich die Wolken; wir sollten das gewaltige Massiv, welches schon so viele Menschenleben gefordert hatte, nicht wiedersehen.

Im Jahre 1895 stieg Mummery das Rupaltal hinauf und überquerte den 5375 m hohen Mazenopass, um über den Nordwesthang den Gipfel des Nanga Parbat zu erreichen. Von dieser Tour ist er nie wieder zurückgekehrt.

Schon im Jahre 1865 wurde dieser Pass von Teilen einer Kashmir-Armee überschritten, die nach Chilas vorstiess – eine Leistung übrigens, die sich auch bei unseren Gebirgstruppen sehen lassen dürfte.

Wir setzten unseren Weg nach Rattu, dem Ende unseres Tagesmarsches, fort. Hier begegneten wir einigen Zos, einer Kreuzung zwischen einem männlichen Yak und einer Kuh. Diese etwas grösseren Tiere haben den Körperbau des Yaks und den Kopf einer Kuh. Das Fell ist schwarz und mit langen Haaren bedeckt.

Die Häuser in den Dörfern, die wir passierten, waren aus Holz gebaut, im Gegensatz zu den Lehmhütten des Gilgit-Distriktes. Als wir endlich den Hügel von Rattu erreichten, war die Brücke über den Fluss, der aus dem Mir-Malik-Tal strömt, zerstört; einige Leute arbeiteten bereits an der Instandstellung. Wir konnten über die schwankenden Balken klettern, während unsere Ponies durch das eiskalte Wasser gehen mussten. Hinter dem Hügel von Rattu lagerten wir in der Nähe einer kleinen Häusergruppe mitten im Wald. Als wir am anderen Morgen erwachten, sahen wir vor uns in der Morgensonne den Ost-Chongra-Peak leuchten, einen Gipfel im nordöstlichen Nanga-Parbat-Massiv.

Nun zwängt sich der Weg durch ein bewaldetes Tobel. Da wir uns wieder auf einer Höhe von 3000 m befanden, wurden die Kulturen immer spärlicher. Die Gegend nimmt den Charakter eines Hochtales an. Ein kühler Wind blies uns entgegen. Am Mittag berührten wir das Dorf Shankargarh, das auf einer Schutterraße bei der Einmündung des Darletales liegt. Als wir tags darauf Shankargarh verliessen, entdeckten wir bald den Kalapani-Bungalow; er erinnerte uns an eine Klubhütte in den Voralpen.

Der Herbst hatte die Birkenblätter bereits goldgelb gefärbt, rot leuchteten die vielen Sauerampfer in den Wiesen. Der Weg wird jetzt steiler, das Tal enger. Nach einer scharfen Biegung konnten wir in der Ferne die Passhöhe sehen.

Eine Kolonne mit 30 Ponies kam uns entgegen; sie brachten Reis, Petrol und Salz nach Gilgit.

Das Ende des Tales ist ein halbrunder Kessel, von flachen Hügeln umgeben. Nach Osten führt der Kamripass (4075 m) hinüber in das Kishangangatal. Er gehört mit dem Babusar- (4170 m) und dem Burzilpass (4200 m) zu den Übergängen nach dem Westlichen Karakorum.

Mit dem Überschreiten des Kamripasses nahmen wir Abschied vom Karakorum, dem wilden, grossartigen Hochgebirge mit den öden, tief eingeschnittenen Flussläufen, den Wäldern und Wiesen der zwischen Gletschern und Tälern gelegenen Vegetationszonen, einem Gebiet, das die denkbar grössten Gegensätze in sich schliesst.

Vor uns lag das liebliche Kashmir mit den grünen, bewaldeten Hügeln und dem eigenartig hellblauen Himmel. Durch eine Schlucht stürzt sich der hier entspringende Bach zum Kishanganga. Langsam zieht sich der Weg hinunter. Bald kamen wir zu den ersten Bäumen. Mitten im Tannenwald, dort, wo der Weg in die Hänge des Kishangangatales mündet, steht der Bungalow.

An diesem Tage hatten wir über 40 km und 1200 m Aufstieg zurückgelegt; die reiche Abwechslung der Landschaftsbilder hatte uns den Marsch viel kürzer erscheinen lassen.

Nach einer guten Nacht kamen wir über einen langen Hang zum Kishangangafluss. Nach einigen Stunden, dem hellblauen Fluss entlang, erreichten wir abwechselnd durch Wald und über Wiesen den Bungalow von Gurais. Nördlich vom Dorf liegt eine grosse Kalkpyramide, ungefähr 4000 m hoch.

Am folgenden Tag wurden wir von einer mit einem englischen Offizier verheirateten Landsmännin, die in einem Zelt am Ufer des Kishanganga die Ferien verbrachte, herzlich empfangen. Mit Freuden nahmen wir ihre Einladung zu einem Forellenessen an. Da sie Ärztin war, konnte sie den Kranken wirklich helfen und hatte nicht, wie wir, auf gut Glück irgendein Medikament zu verabreichen. Von überall her trugen die Eingeborenen ihre Patienten vor ihr Zelt.

Nachmittags verabschiedeten wir uns und gingen weiter.

Über eine Brücke verliessen wir das Kishangangatal, um zum Tragbalpass aufzusteigen. Nach etwas mehr als 2 Stunden nahm uns der Bungalow von Karagbal auf, wo wir die Nacht zubrachten.

Der Weg führt weiter talaufwärts, und nach einigen Stunden zieht er sich durch einen in Herbstfarben prangenden Buchenwald in grossen Windungen an einem Seitenhang zu den Ebenen des Tragbalpasses hinauf. Mit uns wanderten Nomaden mit riesigen Herden nach Kashmir; Tausende von Schafen und Ziegen, Hunderte von Pferden, Eseln, Mauleseln und Kühen zogen über den Pass, um in Pendjab verkauft zu werden. Diese Tiere hatten während des ganzen Sommers auf den Wiesen des Himalaya geweidet. Da der Winter vor der Türe stand, waren Tiere und Menschen gezwungen, die Berggegenden zu verlassen. In der goldenen Herbstpracht, inmitten dieser Herden, überschritten wir den 3530 m hohen Tragbalpass.

Die Passhöhe bot uns einen Blick auf die fruchtbaren Ebenen Kashmirs. Durch einen steilen Wald absteigend, gelangten wir zum Tragbal-Bungalow. Unter uns schlängelte sich, von der Sonne beleuchtet, der Jhelumfluss, der in unendlich vielen Windungen von Srinagar zum Wular Lake fliesst. Im Bungalow verbrachten wir die Nacht.

Ein in einem einzigen Zug steil fallender Hang führt nach Bandipura hinab; der Weg windet sich durch den Wald; zwischen den Tannen hindurch sahen wir stets auf die fruchtbaren Ebenen von Kashmir, die von den Bergketten des Pir Panjal begrenzt sind. Über eine Brücke gelangten wir schliesslich zu einem Zollgebäude. Hier beginnt die Autostrasse nach Srinagar.

Wegweiser, Reklameschilder und diverse Verbote kündeten wieder die „Zivilisation“ an. Autos waren zwar keine zu erhalten, da Pakistan die Einfuhr von Benzin nach Kashmir gesperrt hatte – das erste, was wir von den Wirren in Indien zu spüren bekamen. Schon erwartete uns ein Coiffeur beim Bungalow. Auch fanden wir einen Mann, der uns mit zwei Tongas¹ nach Srinagar fahren wollte. Die Distanz beträgt noch 60 km. Nachdem wir uns über den Preis geeinigt hatten, verliessen wir Bandipura um 4 Uhr.

In rasendem Galopp fuhren wir den Ufern des Wular Lake entlang. Die Nacht brach herein; bald querten wir Dörfer, bald Brücken; auf halbem Weg wurden die Pferde gewechselt. Erneut ging es mit grosser Geschwindigkeit weiter. Der Mond ging auf und beleuchtete die Felder und den neben der Strasse gemächlich dahinziehenden Jhelumfluss. Im Mondlicht sahen wir, wie Kulis mühsam grosse Barken flussaufwärts stiessen. Bald erschienen die ersten grösseren Siedlungen, ja Fabriken; unser Weg mündete in die Hauptstrasse von Rawalpindi. Punkt 10 Uhr, also genau nach 6 Stunden, ge-

¹ Zweirädriger Karren.

langten wir in die Vororte Srinagars. Unser Tongaführer fuhr uns direkt zu Nedou's Hotel. Wir gingen durch die luxuriösen Hotelhallen und an den elegant gekleideten Leuten vorüber; man zeigte uns die Zimmer und brachte das Essen. Wir hatten wieder Stühle, Betten, Tische, ein Badezimmer – Bequemlichkeiten, die wir während des ganzen Sommers nicht gehabt, aber auch nie vermisst hatten.

Unsere viermonatige Reise durch den Westlichen Karakorum war beendet.

Die Heimreise

Am 6. Oktober verliessen wir mit dem Mail Bus Srinagar. Flüchtlinge, Truppen und brennende Dörfer zeugten vom eben begonnenen Krieg um Kashmir. Zwischen den kämpfenden Linien hindurch erreichten wir in einer zweitägigen Fahrt Rawalpindi.

Von dort fuhr ich nochmals nach Abbottabad hinauf, um das im Mai deponierte Material zu holen. Ich fand es in bester Ordnung im Gefängnis zwischen Flüchtlingsmaterial. Es lag sicher aufbewahrt hinter Türen, die mit schweren Ketten verschlossen waren.

Kappeler konnte zur Vorbereitung unserer Abreise mit einem dislozierenden Dakota-Geschwader nach Karachi fliegen. Ich erhielt die Bewilligung, mit einem englischen Militärzug dorthin zu fahren und die Sherpas sowie das Expeditionsmaterial mitzunehmen. An allen Stationen lagerten Tausende von Flüchtlingen, ein unbeschreibliches Elend; Cholera und Typhus brachen aus. Nach einer dreitägigen, mühsamen Fahrt erreichte auch ich Karachi.

Hier besorgte die Firma Gebrüder Volkart, welche unsere Expedition in Indien äusserst zuvorkommend unterstützt hatte, Schiffplätze für die Sherpas nach Bombay – Bahnverbindungen zwischen Pakistan und Indien gab es keine mehr – und reservierte unsere Flugplätze.

Wir erstellten die Listen des zurückgebrachten Materials und übergaben die gepackten Kisten der Firma Volkart zur Spedition.

Am 23. Oktober verliessen wir Karachi mit der KLM und erreichten über Darhan, Lydda, Rom, Amsterdam und Genf am 26. Oktober 1947 wohlbehalten Zürich.

SCHWEIZER EXPEDITION IM TIBESTI

VON DR. EDOUARD WYSS-DUNANT

Einleitung

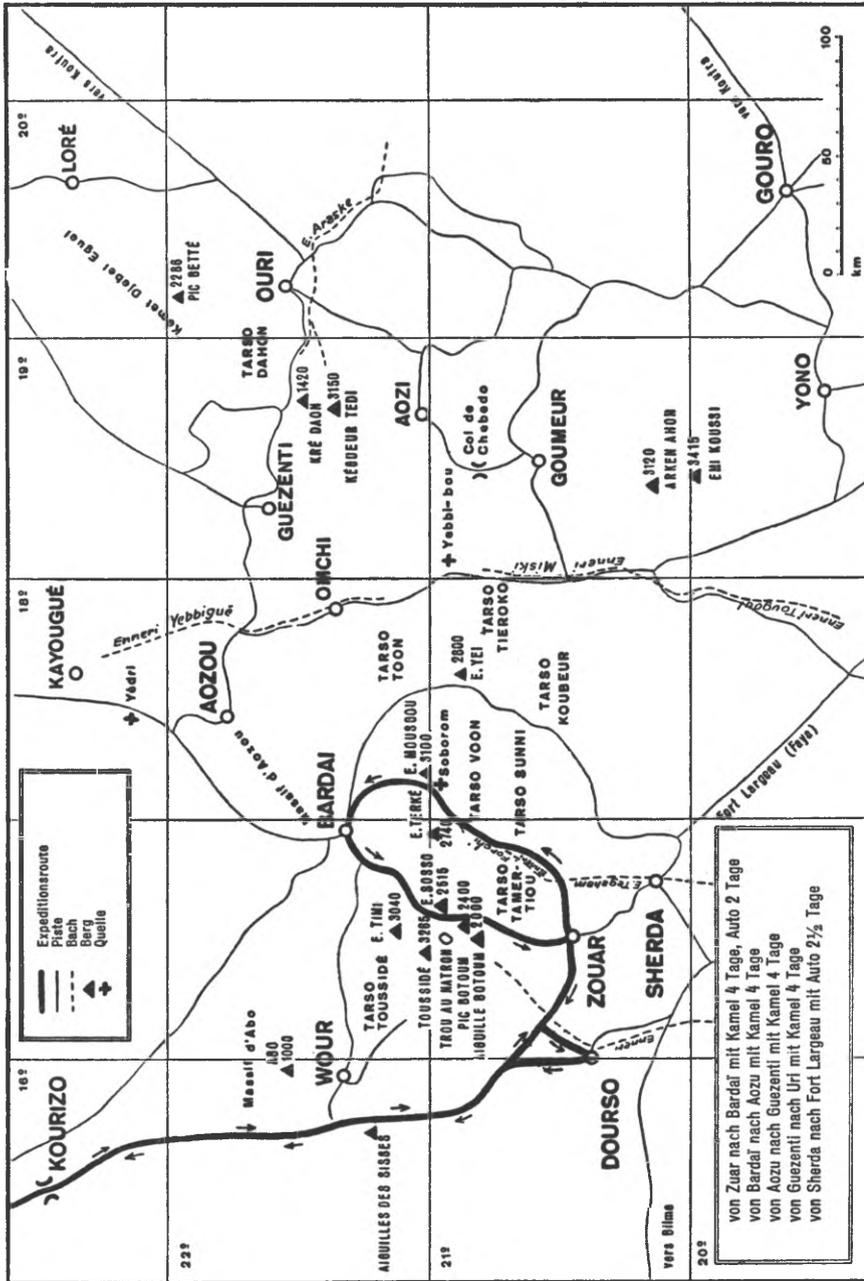
Die Wüste ist ausgebreitete, ausgedehnte Einöde, die Berge jedoch sind aufgetürmte Wüste. Es sind zwei Antithesen, die sich sonderbar nahestehen, sobald der Mensch in die ausgestorbenen Weiten vordringt. In die Alpen, wie in die Wüste, wagte sich der Mensch zuerst nur mit Bedacht. Als er aber seine Technik vervollkommen hatte, eroberte er sie beide.

Die Natur jedoch bleibt unverändert. Hart und unversöhnlich ist das Klima. Der Mensch fühlt sich vereinsamt, er sehnt sich nach menschlichem Kontakt. Will er die Hindernisse überwinden, braucht er Informationen, und passiert ihm etwas, muss er auf Hilfe rechnen können. Das bekannte Gesetz der Alpinisten ist in der Wüste noch absoluter: die Solidarität der Menschen aller Rassen. Diesem ersten Gesetz gesellt sich ein zweites zu, das nicht minder unverletzbar ist: das heilige Gesetz der Gastfreundschaft. Und das ist es, was Alpinisten und Forscher sich ersehnen: nach dem menschlichen Dschungel, wo Mensch für Mensch ein Wolf ist, das Leben der Berge und der Wüste, wo der Mensch des Menschen Bruder ist.

Die einen sind Alpinisten. Die Alpen schenken ihnen, ohne dass es ihnen immer bewusst wird, das primitive Leben wieder, Ruhe, Entspannung des Geistes und Flucht aus dem zu zivilisierten Leben. Andere gehen in die Wüste, die ihnen Ähnliches bietet. Und so, wie die Alpinisten ihr Leben lang dem Rufe der Berge immer wieder Folge leisten, erliegen die Saharisten dem Zauber der Wüste; weilen sie in der Ferne, plagt sie das Heimweh.

Wenige unter ihnen aber haben beide gegensätzlichen Elemente unter einen Nenner gebracht. Ganz selten wurde einzelnen unter ihnen das unermessliche Privileg zuteil, im Gebiete der Wüste Alpinismus zu treiben. Die Vorzüge der beiden Systeme, die gleiche Tugenden fordern, verbinden sich: physische und moralische Ausdauer, Intuition bei der Wahl der Routen, lang anhaltende Geduld und fester Wille. Die Gesetze der Berge wie diejenigen der Wüste dürfen nicht verletzt werden; denn hier wie dort reisst die Natur rasch wieder ihre Rechte an sich. . .

GENERALKARTE DES TIBESTI



Organisation und Vorsicht, wie sie der Berg vom Alpinisten verlangt, verlangt auch die Wüste, gehe man im Wagen oder mit dem Kamel vor. Wenn auch der Mensch beide beherrscht, hat er doch gelernt, sie beide in gleichem Masse zu respektieren.

Auf dieser Regel basiert unsere Expedition, um so lockender noch, weil der Alpinismus im Tibesti, in diesem Massiv, das aus Wüstengebieten und felsigem Gebirge zugleich besteht, noch unbekannt ist.

Die Geographie des Tibesti

Das Massiv des Tibesti liegt zwischen dem 19. und dem 22. Breitengrad und dem 16. bis 20. Meridian östlicher Länge. Im Norden wird es durch den Fezzan, im Nordosten durch die Oase von Kufra, im Süden durch das Tschadgebiet und im Westen durch die Massive des Tassili, der Adjer und des Air begrenzt.

Die Oberfläche dieses Gebirges ist zweieinhalbmal so gross wie die Schweiz (100 000 km²). Es hat die Form eines Dreiecks, dessen Basis gegen Osten und dessen Spitze gegen Nordwesten gelegen ist. Seine West-Ost-Ausdehnung beträgt 400 km und die Nord-Süd-Ausdehnung 250 km.

Die Nordostecke des Massivs wird durch den Djebel Egueï verlängert, ein Gebirge, dessen mittlere Höhe zwischen 1000 und 1100 m liegt und von Plateaus, Tälern und alten Ued unterbrochen ist. Dieses weite Gebiet ist noch unerforscht.

Die Südostecke ist durch den Emi Kussi, den höchsten Gipfel des Tibesti (3415 m), begrenzt, dessen Hänge steil zu den erodierten Plateaus des Borku hinunterstürzen.

Die Nordwestecke des Dreiecks wird durch die Berge von Wur (1200 m) gebildet. Hier beginnen die Inselberge, die sich in nördlicher Richtung in der Wüste bis zur Enge von Kurizo, der geographischen Grenze des Tibesti, ausdehnen.

In dem unendlichen Raum von 400 km, der diese extremen Punkte trennt, besteht das Massiv aus hohen Plateaus, „tarso“ genannt, modelliert durch das kräftige Relief der darüberliegenden Randketten, der Vulkane, der Monolithen, der Nadeln und durch die „enneri“ (Ued), die tiefe Einschnitte in die Sockel dieser Berge geschnitten haben.

Das Substrat des Massivs ist kristalliner Schiefer, durch parallele, nord-südlich verlaufende Falten gefurcht. Die sehr dicken silurischen Sandsteinschichten bilden phantastisch ausgezackte Plateaus. Alles übrige ist eine Anhäufung eruptiven Gesteins: Rhyolit, Diorit (Grünsteinschiefer), Dolerit

(Flössgrünstein), Basalt. Der Emi Kussi ist ein Caldeira-Vulkan, dessen weiter Krater oft besucht wurde. Er hat sogar den Tuburäubern als Zuflucht gedient.

Im Westen ist der Tussidé, ein Vulkan von 3240 m Höhe, der zweite Gipfel des Tibesti. Er wurde auch mehrmals bestiegen, da seine Hänge keine Schwierigkeiten bieten.

Von keinem einzigen der anderen Gipfel in den nordwestlichen Massiven von Aozu, nordöstlich von Guezenti, liegt der Bericht einer Besteigung vor. Da ist also für die Alpinisten ein weites unerforschtes Gebiet zu gewinnen, wo sie die ganze Skala der Besteigungen, von den leichtesten zu den schwersten, finden – vorausgesetzt jedoch, dass sie über die nötige Zeit verfügen, die die langen Märsche zum Fuss der Gipfel erfordern, deren Zugänge durch die Tarsos oft unbekannt sind. Unzählige Enneri fließen von ihnen in vagabundierendem Lauf hinunter, öffnen sich einen Weg durch den Sandstein, den sie tief eingeschnitten haben, erzwingen in schmalen Schluchten den Durchgang durch hohe Felswände und rinnen dann, besänftigt, in den sandigen Randebenen aus, wo sie sich verlieren. Ihnen folgen die Kamelpisten ins Innere. So die Enneri Tegaham und Forschi, die wir benützen werden, um auf den westlichen Tarso zu gelangen, der Enneri Areun, der uns nach Zuar hinunterführt, dann der wichtige Enneri Miski, der den südlichen Abhang mit dem zentralen Tarso östlich der Tierokonadel verbindet, die grossen Enneri Yebbi und Yeski, die gegen Norden abfließen, und endlich der Enneri Araska, der in der Wüste bei Uri am östlichen Abhang mündet.

Man könnte das Massiv somit der Wasserscheide nach in westliche, nördliche und östliche Abhänge teilen, wenn auch diese Einteilung ein wenig gekünstelt ist.

Nur ganz vereinzelte Ued führen das ganze Jahr hindurch Wasser. Meistens liegen sie trocken, ausser in der Regenzeit, die, wenn auch nicht zuverlässig genau, im Juni beginnt und bis Ende August dauert. Die Niederschläge sind lokal und oft so heftig, dass das Wasser, das sich in den natürlichen Becken ansammelt und in den Tälern abfließt, reissende Fluten bildet, die weit entfernte Gebiete überschwemmen, in denen kein Tropfen gefallen ist.

Man muss auf dem Tarso gewesen sein und die Cañons, die Schluchten, die erodierten Felswände gesehen haben, um das gigantische Werk der Zerstörung zu verstehen, das nach der vulkanischen Ära vor sich ging und noch vor sich geht. Der Ausbruch, der am Ende des Tertiär- oder am Anfang des Quaternärzeitalters stattfand, hat die primäre Konfiguration dieser Berge, von welchen nur wenige Spuren noch zu erkennen sind, voll-

ständig durcheinandergebracht. Vulkane wurden gebildet und Krater haben sich geöffnet, aus denen Lavaflüsse, Gletschern ähnlich, in die Täler flossen. Dieser Vergleich drängt sich einem auf, da die Unebenheiten dieser einst flüssigen Masse Firnnadeln, Gletschermühlen, Gletschertischen und Spalten gleichen.

Die leicht verwundbare Haut des eruptiven Gesteins weist parallele Spalten auf, zwischen denen das weiße Band der Kamelpiste läuft, gezeichnet durch die Spuren der Kamelfüße – Spuren, die das auflösende Regenwasser zu Bechern, Schalen und Waschbecken geformt hat.

Wo die Vulkane ihre Abfälle nicht ausgeworfen haben und kein schwarzer, runzeliger Lavamantel sich ausbreitet, begünstigt der sandige Boden die Vegetation.

Wenn auch in diesem trockenen, nackten Land weite Strecken völlig ausgestorben sind, wachsen doch überall dort, wo sich eine Wasserstelle oder auch nur ein Schutzwall oder eine Niederung befindet, Gräser, Gebüsch und Bäume. Die Vegetation wehrt sich um ihr Recht bis auf die Gipfel der Dreitausender, so in den Kaminen und den Vertiefungen, wo sich im Sommer das Regenwasser sammeln kann. Die Berghänge aber sind nackt.

Die den Einwohnern so wichtigen Weiden auf den hohen Plateaus finden sich in den sandigen Enneri oder einfach in den Bodensenkungen, wo Kräuter und Gräser wachsen. Ich nenne nur die gewöhnlichsten: das Futtergras (*Alhagi brevispinum*), das Büschelgras (*Imperata cylindrica*), das *Cornulaca monocanta*, dann noch *Aristida plumosa* und *Aristida pungens* unter den Gramineen. Gebüsch und Bäume wachsen von der mittleren Stufe an in den Tälern. Ich erwähne die bekanntesten, um die Kontraste zwischen einzelnen Höhenlagen zu dokumentieren: die Akazien, die „tahlas“ der Indigenen, sind trotz ihren gefährlichen Dornen sehr beliebt bei den Kamelen (*Acacia Seyal*, *Nilotica*, *Arabica*, *Raddiana*). Tiefer stehen die Tamarisken, die „ethel“, der wilde Rizinus. Dum- und Dattelpalmen wachsen in der Nähe der Wasserstellen oder eines nicht sehr tiefen Grundwasserspiegels.

Man muss also in der Vegetation des Tibesti mehrere Stufen hoher (2500 bis 3400 m), mittlerer (2000 bis 2500 m) und niedriger Lage unterscheiden. Der hervorragende Botaniker Dr. Maire in Algier, der sich speziell mit der Flora des Tibesti befasst hat, unterscheidet, wie im Hoggar, eine untere Stufe ohne beständige Vegetation ausserhalb der Wasserstellen und im Gebirge eine oder mehrere Stufen mit wenig verbreiteter ausdauernder Vegetation.

Die Flora der unteren Stufen bis ungefähr 2000 m scheint derjenigen der zentralen Sahara sehr nahe zu stehen (tropische Stufe), und diejenige

des Gebirges „wäre fast ausschliesslich ein Rest der alten, orophilen tertiären Flora des afrikanischen Gebirges, welcher sich vielleicht einige saharo-sindische Arten, die von den Ebenen und den niedrigen Berglagen aufgestiegen sind, dank der Austrocknung des Klimas, zugesellt haben“. Diese Flora ist noch wenig bekannt.

Da wir unsere Besteigungen während der trockenen Periode gemacht haben, konnten wir in den Höhenlagen nur sehr wenige Exemplare sammeln. Dabei waren wir erstaunt, so wenige dürre Pflanzen zu finden, da wir uns vorstellten, dass während der Regenperiode die Vegetation üppiger wachse und blühe, in einem lebhafteren Rhythmus, wie man dies oft in trockenen Gebieten beobachten kann.

Dr. Maire hat die Pflanzen, je nach ihrem Ursprung, unter verschiedene floristische Elemente verteilt, laut folgender Aufstellung:

Elemente: sudanisch, sudanisch-äthiopisch, sudanisch-dekkanisch 26,6 Prozent, saharo-sindisch 18,9 Prozent, saharisch 0,45 Prozent, mittelländisch-saharisch 5,0 Prozent, mittelländisch 6,3 Prozent, tropisch 7,3 Prozent, orophil-afrikanisch 2,5 Prozent, austro-afrikanisch 0,63 Prozent, boreal-tropisch (mehr oder weniger kosmopolitisch) 8,2 Prozent, endemisch 8,2 Prozent. Diese Flora ist wesentlich saharisch.

Was die Fauna anbetrifft, ist sie im Tibesti so arm wie die Flora. Die Bergarten überwiegen und sind reichlich vertreten, vor allem das Mufflonschaf (*Anotragus lervia*), das man in allen afrikanischen Massiven findet, und die Gazelle dorcas (*Linneo*). Den Addax *naso maculata* und den Oryx findet man nur südlich von Borku. Die kleinen Nagetiere sind zahlreich; die Springmaus (*Jambus*) ist deren sympathischste Vertreterin, wie auch der Hyrax, „Kau-Kau“ genannt, das Murmeltier des Tibesti.

Die gestreiften und gefleckten Hyänen bewohnen die Hochebenen und wagen sich auch in die Täler hinunter. Fenneke und Schakale sind sehr verbreitet. Der schwarz-weiße Marder (*Poecilictis libica*) und die schwarzgefleckte Ginsterkatze (*Genetta afra*) sind weniger vertreten, wie auch der Gepard, eine mächtige Katze, die vorsichtiger als die Wildkatze ist, welche ihrerseits in den Hühnerställen der Eingeborenen richtiggehende Razzien veranstaltet. Der Pavian lebt in den Felsen, nahe der Vegetation, im Zuargué.

Chamäleone, schwarze Eidechsen (*Uromastix acantinus*), Leguane (*Uranus griseus*) sind die Beute der Raubvögel: Adler, Falken, Wüstenrabben.

Auf den hohen Plateaus, wo die Temperatur im Winter bis auf -10 Grad Celsius fallen kann, sind die Sandboa und die gehornete Viper nur im Sommer gefährlich. In einzelnen Gegenden sind die Gueltas und die

rieselnden Gewässer, wie der Enneri Forschi zum Beispiel, zur grossen Freude der Karawanen, die die Region passieren, von zahlreichen Fischen bevölkert.

Dr. Jacques Pellegrin hat „diese Fauna-Überreste, deren Verwandtschaft mit derjenigen des Nils ziemlich offenbar scheint“, studiert. Er hat fünf Karpfenarten gefunden, zwei Lippenkarpfen, zwei Barben, einen Wels, zwei Cichliden (Tilapie). Diese Anfangsstudien werden sehr wahrscheinlich in nächster Zeit durch Forschungen in den noch nicht untersuchten Gueltas und Quellgewässern ergänzt.

DIE EINWOHNER

Zwei Benennungen gibt es für die Bewohner des Tibesti: erstens ist der grösste Teil der Bevölkerung zusammengefasst unter dem Namen *Tubu*, das heisst „Leute von Tu“ („Tu“ ist Stein). Die zweite gibt den Bewohnern des Nordostabhanges des Massivs den Namen *Teda*. Teda hat den gleichen Sinn wie Tubu, ist aber ein autochthones Wort, während Tubu kanem-busischer Abstammung ist. Die östlichen Völkerschaften, unter dem Namen Goran, teilen sich in zwei Stämme: die Teda und die Daza. Die Tubu unterscheiden ungefähr vierzig Stämme und Volkschaften; einzelne davon sind nur durch etwa fünfzig verschiedene Individuen vertreten.

Man schätzt die Bevölkerung des Tibesti auf 8000 Einwohner. Nachtigal hatte 1869 die ungefähre Zahl von 10 000 angegeben, der Kommandant Tilho (1915) 10 000, der Ctd. Rottier (1926) 9000, ohne die Elemente, die sich in den Tubukolonien der Nachbarländer niedergelassen haben, deren Zahl schwer zu schätzen ist (im Norden im Fezzan, in Gatrun, im Osten in Kufra, im Südwesten in Bilma, endlich im Borku, im Ennedi, im Uadai, in Bahr el Gazal).

Am dichtesten ist der Kanton von Bardai, Bardaïgué genannt, mit seinen 32 Dörfern, Aozu inbegriffen, bevölkert. In dieser Gegend, der ertragreichsten des Tibesti, leben ungefähr 5300 Tubu. Der Zuargué (Gegend um Zuar) und Wur haben zusammen ungefähr 1500 Einwohner.

Das sind also für den Westlichen Tibesti allein 6800 Einwohner. Die anderen 1200 Tubu und Teda leben vereinzelt im Östlichen Tibesti und in den Tälern, die ins Herz des Massivs vordringen. Dieses so bunt zusammengewürfelte Volk ist anarchisch und kennt keinerlei soziale Organisation, abgesehen von der mehr oder weniger anerkannten Führerschaft des Dardé, der in Zuar residiert. Die meisten Stämme haben keinen Anführer und auch keine periodischen Zusammenkünfte, keine eigenen Gesetze, ja nicht einmal Suks (Märkte), wo die Waren zeitweise verhandelt würden. Alles geht in

individuellem Massstab vor sich, Karawanenverkehr oder lokaler Tauschhandel. Und doch kauft und verkauft der Tubu Kamele, Ziegen, Schafe, Esel, Hühner und deren Produkte, ohne die Gemüse zu erwähnen: Tomaten, Zwiebeln, Getreide (Korn, Gerste, Hirse); und endlich die Früchte: Datteln, Melonen, Kürbisse, Pasteken, Pataten.

Nach einem Bericht des Cdt. Rottier kann man die Zerealienproduktion im Tibesti mit 640 t anschlagen, was auf den Kopf der Bevölkerung 70 kg ausmacht, genügend für 180 Tage. Um die Ernährung in den anderen 6 Monaten sicherzustellen, muss also der Handel erhalten, wenn auch die Dattelhaine mit ihren 500 t die unentbehrliche Zugabe liefern können.

Die Nahrungsmittel, unter anderem gedörrte Tomaten in Pulverform, Zwiebeln, Zicklein und Schafe, und dann und wann auch Halbedelsteine für Schmuck nehmen den Weg nach Kufra, wohin der Tubu sich gerne begibt.

Das Talent zum Handeln fehlt dem Eingeborenen also nicht. Im allgemeinen ist er in wenig begünstigten Gegenden arm, aber im Bardaigué wie im Zuargué ist er nicht mittellos.

Die Zahl der Dattelpalmen im Bardaigué wird auf 25 000 Stück geschätzt. Ihre Produktion könnte sehr gesteigert werden, wenn diese Bäume besser gepflegt würden. Gleichzeitig wäre es möglich, da es Quellen hat und der Grundwasserspiegel nicht tief liegt, in dieser Gegend alle Gemüsearten, Reben und europäische Fruchtbäume zu ziehen (dank der Höhe von 1000 m). Aber der Tubu zieht lieber frei auf dem Tarso herum, als dass er den Boden bearbeiten würde. Er verachtet die Arbeit, die er früher den Sklaven aufbürdete. „Ohne Sklaven keine Arbeit“, antwortet der Tubu den Kolonisatoren.

1869 jedoch, als die Sklaverei noch in voller Blüte stand, sah Nachtigal in Bardaï keine Anzeichen von Reichtum oder auch nur bescheidenem Wohlstand. Die ganze Bevölkerung war fast so elend und ausgehungert wie die einzelnen Sklaven, die an den Ziehbrunnen und in den Gärten arbeiteten.

Der Tubu ist also ein halber Nomade, der nur zur Zeit der Dattelernte in sein Dorf zurückkommt. Sobald diese beendet ist, kehrt er mit seinen Herden auf die hohen Plateaus zurück. Heute, nachdem die Sklaverei aufgehoben ist, besorgen Alte und Kinder die Gärten.

Meistens besitzt der Tubu nur eine Frau; wenn es ihm seine Mittel erlauben, kann er jedoch mehrere erwerben. Er hält sie sorglich auseinander und verteilt sie wie Rastplätze längs seiner gewöhnlichen Route.

Der einzige Handwerker ist der Schmied, der die Assagai und die gefährlichen Dolche, eine tödliche Waffe, deren Klinge in einer scharfen Spitze endet, herstellt. Dieser Dolch wird durch eine Binde am Unterarm, das heisst unter dem Arm so befestigt, dass die Spitze nach oben gekehrt ist.

Von ganzer Seele Fetisch-Anbeter, ist der Tubu islamisiert worden, hält sich jedoch nicht streng an die religiösen Vorschriften, insbesondere nicht an den „Ramadan“, das dreiwöchige Fasten, das bei diesen unterernährten Völkern nicht durchführbar ist.

Als guter Bergler ist der Tubu ein Läufer erster Klasse. In einem Tag bewältigt er im Gebirge leicht 80 bis 90 km. Man rühmt seine Tüchtigkeit als Kletterer im Fels, eine Kunstfertigkeit, die wir nicht in der Lage waren zu bewundern, denn unsere Besteigungen waren für sie eine jener unbegreiflichen Marotten der „Nazarener“ . . .

Er ist sehr mässig. Eine Handvoll Datteln genügt ihm für den ganzen Tag. Eher kleiner Statur (1,66 m im Durchschnitt), mit feinen Gelenken, dünnen Gliedern, ist seine Silhouette nicht ohne Reiz. Er gehört zu den saharischen Völkern, die zwischen den Berbern und den Schwarzen stehen, muss aber – trotz seiner dunkeln Haut – zur grossen Hamitischen Gruppe gezählt werden. Sein Haarwuchs ist sehr spärlich, und der negroide Typus bricht einzig bei den Negermestizen durch.

Der Mann kleidet sich mit einem weissen „bubu“, die Frau trägt schwarze Baumwollstoffe aus Nigeria, die gleichen, welche die Targui auch tragen. Sie hat keinen oder nur wenig Schmuck, ausser sie sei die Frau einer Standesperson. Ihre Armbänder, Halsketten und Ohrringe kommen zum grossen Teil aus Tripolitanien.

Die Frau trägt keinen Schleier und benimmt sich sehr zwanglos, wie eine freie Berberin, und keineswegs wie eine arabische Frau.

Wie es im Tschadgebiet üblich ist, trägt sie die Haare auf dem mittleren Teil des Schädels in der Längsrichtung gezöpfelt; zwei Zöpfe besitzt die verheiratete Frau und drei die Jungfrau; auch seitlich hängen die Haare gezöpfelt hinunter. Mit Vorliebe stecken sie einen Korallenknopf in den rechten Nasenflügel, tragen während der Schwangerschaft Kauri-Muscheln als Amulette um den Hals (Porzellanschnecken) und malen sich während der Periode ein ockerfarbiges Sternchen an die Stirne. Das sind alte Gebräuche, die gegenwärtig am Verschwinden sind.

Der Tubu liebt es, als Nomade in den Bergen zu leben, deren ungeheure Weite und Kahlheit für ihn keine Probleme zu bergen scheinen.

Er kennt alle Spuren im Sande, besonders diejenigen eines verirrtten Kamels. Er nennt sofort das Tier beim Namen, und auch den Reiter. Wie man sieht, ein ausserordentlich tüchtiger Spurenjäger! Endlich ist er auch imstande, Nachrichten mit dem Radio-Tubu, wie ihn die Franzosen bezeichnen, zu empfangen und zu senden. Diese TSF funktioniert ausserordentlich genau. Jeder Besitzer erfährt es in kürzester Zeit, dass seine Kamelstute, 200 oder 300 km entfernt, einen schönen Sprössling geworfen hat.



Oben: Wüstenlandschaft vor Gatrün

Unten: Gelbe und rote „Büßerinnen“ bei Domadzé



Oben: Schwieriges Gelände bei Murigidze

Unten: In der Gegend von Kurizo. Am Fusse der Dünen die beiden Wagen



Am Eingang zum Tibesti. Wie ein Wachtposten steht dieser Fels in der Ebene
Im Hintergrund links der Pic Botum (2400 m)



Oben: Kurizo. Links die gewaltige Düne, über welche wir hinwegfahren mussten
Unten: Abderker Luli. Bizarre Sandsteinformationen am Rande des Tibesti

Flüchtlinge mit schwer beladenem Gewissen werden ungesäumt gemeldet, doch ebenso schnell wird ihnen auch jede gegen sie gerichtete polizeiliche Fahndung bekanntgegeben. Auf diese Weise ist es ziemlich leicht zu erfahren, wo die Fehlbaren sind, aber unendlich schwer ist es auch, sie zu fassen.

So sieht man, dass in diesem scheinbar leeren Land die Einwohner in ihrer anscheinenden Anarchie eine systematische Lebensorganisation sich einzurichten wussten.

Zugangswege zum Tibesti

Man kann den Tibesti über verschiedene Routen erreichen. Sie sind alle lang und nicht ohne Schwierigkeiten.

Route I, über A. E. F. Die bequemste, aber längste Route geht von Duala (Kamerun) aus. Eine schöne Strasse führt nach Fort Lamy; dann endet sie in einer Piste, die über Koro Toro, Fort Largeau im Borku und längs des südlichen Abhanges des Massivs in den Westlichen Tibesti führt.

Route II, über Tunesien. Eine vortreffliche Strasse verbindet Tunis mit Gabès. Bald nachher beginnt die Piste bis Ghadamès; darauf durchquert sie das Kalkplateau des Fezzan bis Sebha. Von Sebha aus muss man nach Tibesti unter grossen Schwierigkeiten die Route der Kolonne Leclerc einschlagen, über welche wir später berichten werden.

Route III, über Tripolis. Von Tripolis bis Misurata über die schöne Strasse am Littoral. Dies ist der kürzeste Weg.

Nach Misurata, bei der Krümmung der Syrte, liegt El Gueddabbiah, wo die Piste des Fezzan beginnt. Vor dem Kriege war sie gut unterhalten; jetzt aber ist sie in schlechtem Zustand. Sie führt über Bu N'Gem nach Hon, traversiert den Djebel es Soda, die Düne von Kneir, führt zum Fortin d'Um el Abid und endet in Sebha (von wo sie, weniger ausgefahren, nach Murzuk und Rhat weitergeht).

Route IV, über Südalgerien. Algier-Rhat: 2340 km; bis Sebha: 3000 km. Von Sebha nach Tibesti, Route der Kolonne Leclerc.

Eine lange, uninteressante Route. Es ist diejenige, die wir auf dem Rückweg benutzen werden. Sie geht von Algier aus, über Laghuat, Gardaïa (oder Biskra-Tuggurt), Uargla, gegen Fort Flatters, weicht vor dem Tassili der Adjer und seinen vielen Hindernissen aus, muss aber die schwierigen Dünen von Ohanet und Tidjikanin traversieren, um nach Serdelès zu gelangen. Von dort aus führt sie nach Rhat im Tassili einerseits und über die Oasen des Ued el Ajal anderseits und vereinigt sich in Sebha mit den oben beschriebenen Routen.

Von Sebha aus werden die Verbindungen mit dem Tibesti schwierig. Als die Kolonne Leclerc ihre grosse Fahrt unternahm, überwand sie die Distanz von ungefähr 1000 km zwischen Zuar und Sebha, indem sie sich den Weg über Pisten bahnte, die noch kein Motorfahrzeug befahren hatte.

Für uns, die wir aus der Gegenrichtung kommen, dient die Strasse von Sebha nach Murzuk als Zufahrt. 60 km nach Sebha, in der Oase von Goddua, beginnt die Wüstenpiste von Umm el Araneb, einem Palmenhain, der durch eine sehr hindernde, 5 km breite Düne von Fort de Gatrun getrennt ist, aber auf fast 100 km durch ein prächtiges Reg verlängert wird. Von Gatrun nach Zuar müssen 650 km Wüste auf schwierigem Boden mit unberechenbaren Hindernissen passiert werden. Hier gibt es gar keine Pisten mehr, nur die Spuren, die die Kolonne Leclerc hinterlassen hat. Nirgends eine Niederlassung und keine Wasserstellen (die bestehenden sind weit entfernt und schwer zu erreichen). Das Massiv des Domadzé stellt dem Reisenden das erste grosse Hindernis entgegen; darauf folgt das Chaos von Uigh el Kebir. Nach einem Marsch nach Osten, auf dem zuerst günstigen Gebiet des Roten Plateaus, dann durch Senkungen mit Feh Feh, zeigt sich ein zweites schweres Hindernis: das Massiv des Mourigidzé, ein Labyrinth von Hügeln. Ist dieses glücklich überwunden, nimmt die Piste die südliche Richtung in einem günstigen Reg wieder auf; es folgen weitere Senkungen mit weichem Boden. Dann zieht sich die Piste zwischen Dünen durch.

Die Enge von Kurizo ist die geographische Grenze des Tibesti. Sie bildet das dritte und schwierigste Hindernis, einen hohen Talkessel, der auf jeder Seite durch eine mächtige Düne verteidigt wird. Ist die erste überwunden, muss man auf weichem Boden eine Bresche traversieren; sodann gilt es, die zweite Düne hinter sich zu bringen, bevor man zu einem Plateau, einem herrlichen Reg, gelangt. Dieses Plateau ist mit Inselbergen übersät, einer Art basaltischer Dolomiten, die sich auf fast 300 km ausdehnen und zwischen welchen die Piste sich durchschlängelt. Jetzt kommt der westliche Tarso des Tibesti mit seinen Pfeilern zum Vorschein: der Tussidé, der Ehi Timi und die beiden Pics de Botum. Das Plateau senkt sich gegen das malerische Tal von Zuargué, von Sandsteinmauern umgeben, zwischen welchen die Strasse nach Zuar führt.

Über diesen Weg misst die Distanz von Algier nach Zuar 3550 km, währenddem über Südalgerien (Route IV) die Distanz 4000 km beträgt.

Ausrüstung. Ich brauche die Gründe nicht zu erwähnen, die es unbedingt notwendig machen, in der Sahara immer nur mit Konvoi zu verkehren. Die Militärverwaltung erlaubt keinem einzelnen Wagen, allein eine lange Fahrt zu riskieren. Es müssen unbedingt mindestens zwei Wagen vorhanden sein und in jedem Wagen wenigstens zwei Personen, damit man

einander bei einer eventuellen Panne beistehen kann, sei sie nun durch Versandung oder Wagendefekt entstanden.

Unsere Expedition wählte als Patrouilleur einen Jeep und für den Transport des Materials eine Dodge-Camionette. Da dessen Gewicht die Ladefähigkeit der Camionette überstieg, mussten wir bis Sebha einen Anhänger mitführen, sehr widerwillig natürlich; denn ein Anhänger ist in den Dünen und auf weichem Boden ein schweres Handicap. Jeder Wagen wurde mit einem zusätzlichen Treibstoffreservoir ausgestattet, was uns einen Wirkungskreis von mindestens 1000 km garantierte.

8 zwanziglittrige Behälter sicherten die unerlässliche Wasserreserve für die längsten Strecken ohne Wasservorkommen, die 6 Tage betragen. Dank dem Vierradantrieb wurden alle Hindernisse ohne Bruch überwunden.

Was die Lebensmittel anbetrifft, deckt man sich immer zu reichlich ein, was für die Wagen eine unnötige Mehrbelastung bedeutet. Man sollte die mögliche Verproviantierung auf der Fahrt miteinbeziehen. Seien es Nahrungsmittel oder Kochgeschirr, ein Prinzip muss befolgt werden: nur das einfachste, unkomplizierteste darf man mitnehmen; denn das „Bessere“ ist der Feind des „Guten“. Was die Ausrüstung an Kleidern, Schlafsäcken und Decken anbelangt, muss man sich auf das in den Alpen gebräuchliche reduzieren. Ein Zelt ist nicht unbedingt notwendig.

Als Kopfbedeckung ist ein breiter Filzhut „à la Cowboy“ sowie eine Leinenkappe das praktischste. Der platzversperrende Tropenhelm ist bei Expeditionen in diesen Breiten zu verwerfen.

REGIONALE VERBINDUNGEN

Der Westliche Tibesti ist in drei Kreise eingeteilt:

1. Der Kanton von Wur, an der Nordwestspitze des Massivs, dessen Hauptort Wur ein wenig bewohntes Dorf ist.

2. Der Kanton Bardaï, der am stärksten besiedelt ist; er umfasst mit Aozu 32 Dörfer.

3. Der Kanton von Zuar, mit Sherda. Diese drei Hauptorte sind durch Fahrpisten verbunden.

Zuar, Sitz des Dardé, des Führers der Tubu, ist das militäradministrative Zentrum des Westlichen Tibesti und ist Fort Largeau, welches Tibesti und Borku verwaltet, unterstellt. Zuar existierte schon vor der französischen Besetzung. Es war und ist eine zweitrangige Siedelung am Südwestrand des Massivs. Zuar ist mit Wur durch eine Piste verbunden, die das Zuarguéal hinaufführt, die wir auch benützt haben. Man folgt ihr bis zum Enneri Tao, wo sie gegen Norden abzweigt (etwa 170 km bis Wur).

Zuar ist andererseits mit Fort Largeau durch eine Kamelpiste, die auf eine gewisse Distanz dem Fusse des südlichen Abhanges des Massivs folgt, verbunden: 2½ Tage mit dem Auto (250 km).

Endlich führt eine richtige Strasse nach Bardaï durch das Zuartal, die sich beim Enneri Tao von der Piste nach Wur trennt, nach Nordosten sich wendend. Sie lässt am Anfang sehr zu wünschen übrig, klettert auf den Tarso, kommt zum Trou au Natron, wo sie besser wird, bis zum Militär-bordj von Bardaï (980 m Höhe). Von Zuar bis Bardaï sind es 180 km, zwei Tage im Auto.

Dann geht von Zuar aus eine Kamelpiste, die den Weg merklich abkürzt. Sie führt direkt zum Pic Botum und dem Trou au Natron, dem Tal des Enneri Areun entlang. Es ist eine Bergpiste, der nur Kamelkarawanen folgen können. Dies gilt auch für die längere Nordostpiste, die von Zuar über den Enneri Tegaham und den Enneri Forschi das hohe Plateau am Fusse des Ehi Musgu und Bardaï durch den Enneri Musgu oder durch eine kürzere Schräglinie im Westen über das Plateau erreicht. Diesem Weg gab unsere Expedition den Vorzug.

Aozu ist vier Tagesmärsche von Bardaï, am nördlichen Abhang, entfernt. Es ist die Route der Karawanen nach Kufra. Aozu ist ein malerischer Palmenhain, doch nicht sehr gross. Er dient als erstes Relais. Das zweite ist Guezenti, an der Nordwestgrenze des Dohone, und das dritte Uri, ein Tedadorf, am östlichen Abhang des Massivs, nach der Überquerung des Tarsos. Von diesem meist unbewohnten Ort geht die Piste über Auenat nach Kufra oder direkt nach Süden nach Guro, einem anderen Tedadorf, das dem Fort Largeau als Relais dient.

Es gibt auch verschiedene Kamelpisten, von denen ich nur die wichtigsten aufzähle: der Enneri Miski, westlicher Abhang, die Enneri Yebbi und Yeski, nördlicher Abhang, der Enneri Araska, östlicher Abhang, die zum Herzen des Massivs und zu den Weiden der Tubu führen. Die Meharisten-Patrouillen, welche die Überwachung und Kontrolle im Inneren des Landes ausüben, haben sie alle begangen. Abseits dieser Wege (sei es nun der Dohone und sein Ausläufer, der Djebel Eguei, oder die Berge des nördlichen und östlichen Abhanges) gibt es weite Gebiete, die noch zu den unerforschten Regionen gehören. Wir wollen deshalb einen kurzen Überblick über die militärische Besetzung und die Erforschung des Tibesti geben.

Die französische Besetzung des Tibesti

Die Geschichte des Tubuvolkes besteht nur aus Anarchie, inneren Kriegen und Plünderungen, über die keine genauen Berichte vorhanden sind. Mit der Einnahme von Bardaï 1808 durch den vom Bey von Tunis ausgesandten türkischen Kapitän, der den Razzien ein Ende zu bereiten hatte, dann mit der Einnahme Kufras, der „heidnischen“ Zitadelle der Tubu, beginnt eine geschichtlich klarere Periode. Die Türken verwalteten den Tibesti, theoretisch wenigstens, während einer kurzen Besetzung. Sie zogen sich zurück, kamen 1908 wieder und setzten einen Posten in Bardaï, am Nordwestabhang des Massivs, ein, dann einen anderen in Sherda bei Zuar 1911 (Südwestabhang).

Jedoch brachte dieses von Räubern bewohnte Massiv ihnen mehr Auslagen und Kopfzerbrechen als Nutzen ein. So zogen sie sich 1913 definitiv zurück.

Frankreich seinerseits hatte 1899 Bilma besetzt. Tuburazzien, welche die Türken nicht zu verhindern wussten, schnitten damals die Handelsstrasse von Bilma gegen Norden (Fezzan) ab. Djado, das Frankreich um Schutz gebeten hatte, war zwangsmässig Relais der Razzien, die vom Tibesti oder vom Fezzan her den Azbin als Ziel hatten. Darum wurde, nachdem sich die Türken zurückgezogen hatten, die Besetzung des Tibesti beschlossen.

Das Programm bestand aus folgenden drei Punkten:

1. Einen Punkt, um die Razzien zu verunmöglichen, besetzen.
2. Direkte Beziehungen zu Tripolitanien aufrechterhalten und die Bewohner von Djado verteidigen.
3. Dem Handel eine Strasse von Murzuk nach Bilma, über Djado, eröffnen.

Zu der Zeit, da sich das Auto in der Sahara noch nicht bewährt hatte, waren diese Operationen wegen der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten der Verproviantierung auf so grossen Distanzen sehr gewagt. Von Dakar ist Tibesti gleich weit entfernt wie von Brazzaville aus. Dennoch führte die Kolonne Loeffler, die zwei Meharisten-Sektionen zählte, eine Sektion Infanteristen und eine Sektion Artillerie, die Operation aus. Sie brach am 20. November 1913 in Bilma auf und richtete sich am 10. Dezember in Zuar ein. Am 23. Juni 1914 wurde Bardaï durch eine Expedition, die den westlichen Tarso überquerte, besetzt. Ende 1914 hatten sich fast alle Tubu unterworfen, ausgenommen der Derdé Chaffaï, der sich ins Gebirge zurückgezogen hatte.

Zwei Besetzungen überwachten das ganze Land, ausgenommen die Nordostregion und den östlichen Abhang, wo die Tubu in kleinen Gruppen

ihre Raubzüge weiterführten und fast nicht zu fassen waren. Im Krater des Emi Kussi, 3400 m hoch, hatten sich die Räuber sogar häuslich niedergelassen.

Am 7. Dezember 1915 wurde Tibesti unter dem Namen Kuar-Tibesti dem Kuar angeschlossen.

Jedoch der Krieg in Europa feuerte indirekt die Dissidenten an. Die Entfernung von Bardaï ist so gross und die Kosten der Verproviantierung waren so erheblich, dass man in Zinder wie in Dakar sich gezwungen sah, die Räumung des Tibesti, trotz der Opposition in Paris, in Betracht zu ziehen. Die Kampagne der Senussi, die die Italiener gezwungen hatte, sich vom Fezzan und von Tripolitanien bis zur Küste zurückzuziehen, machte die Besetzung des Tibesti immer mehr zu einem Problem. Lt. Lenoir, der sich den drohenden feindlichen Ansammlungen, die im Dezember zur Blockade von Agadez führen sollten, ausgeliefert sah, beschloss, um eine empfindliche Schlappe zu verhüten, am 27. Juli 1916 auf eigene Verantwortung, Tibesti zu räumen und sich nach Bilma zurückzuziehen.

Der Besitz des Tibesti wurde ganz allgemein nicht als ein Geschenk der Götter gepriesen. Die Türken hatten es als erste zu spüren bekommen. Jetzt suchten sich die Befehlshaber der AOF und der AEF gegenseitig die Sorge um Tibesti zuzuschieben.

Endlich fällt Paris den Entscheid und schlug Tibesti zum Tschadgebiet, also AEF.

1917 wurde Bardaï wieder durch eine von Fort Lamy kommende Kolonne besetzt. Der Derdé Chaffaï zog sich einmal mehr ins Gebirge zurück, um den Widerstand zu organisieren. Erst 1920 gab er sich geschlagen und nahm endlich einen definitiven Friedensvertrag an.

Seitdem, und besonders dank den modernen Transportmitteln, ist Tibesti in französischen Händen geblieben. Faya, ein kleiner Flecken Borkus im Südosten des Tibestimassivs, entwickelte sich als Fort Largeau ausserordentlich rasch und ist gegenwärtig der Kommandoposten von Borku und Tibesti. Von hier wie von Zuar und Bardaï ziehen die Meharisten-Abteilungen aus, die das ganze Massiv bewachen. Razzien kennt man keine mehr, wenn auch ausgedehnte östliche und nördliche Gebiete selten besucht werden. Die Gegenden sind so spärlich bewohnt, dass in Ermangelung eines Stützpunktes jede Razzia ausgeschlossen ist.

Tibesti ist jetzt für Afrika ein wichtiger strategischer Punkt geworden, wie es die Operationen der Kolonne Leclerc bewiesen haben. Die Zukunft wird es bestätigen, insbesondere was die Luftverbindungen anbetrifft.

Die Erforschungen des Tibesti

Ein Deutscher, Nachtigal (1833–1885), drang 1869 als erster, dank seinen freundschaftlichen Beziehungen zum türkischen Gouverneur in Murzuk, in Tibesti ein. Von Murzuk aus schlug er die Piste nach Bilma über Gatrun, Tedjeri, Zummo und Afafi ein, von wo aus er dann östlich nach Abo marschierte. Angesichts des westlichen Tarsos liess er es sich nicht nehmen, auf das Plateau hinaufzugehen und den Tussidé zu besteigen, dessen weite Aussicht ihm erlaubte, sich ein Bild der Gestaltung des Massivs zu machen. Statt dass er direkt nach Zuar abstieg, zog er es vor, zum Enneri Tao zurückzukehren, um von dort aus Zuar zu erreichen. Er verweilte jedoch nur kurze Zeit in dieser Ortschaft, welche ihm nichts Interessantes bot, und kehrte ohne Verzug zum Tarso zurück, besuchte den Trou au Natron und erreichte Bardai.

Als emsiger Beobachter und von unermüdlicher Neugier getrieben, liess er sich nichts entgehen. Er verfehlte nicht, die Felszeichnungen an der Piste des Enneri Udingueur hervorzuheben, wie schon sein Landsmann Barth, sowie Duveyrier, die jedoch beide nicht im Tibesti gewesen waren. Nachtigal entäusserte sich fast seiner ganzen Habe, um dem Häuptling von Bardai zum voraus ein Geschenk zu machen. Dieser psychologische Missgriff trug ihm einen herablassenden Empfang ein. Es gelang ihm nicht, seine Notlage zu verbergen, und so verlor er all sein Ansehen. Er scheint sich dieses Irrtums nicht bewusst geworden zu sein.

Als Gast eines Freundes seines Gönners in Murzuk, war er in der Tat ein Gefangener der Tubu, viele Wochen lang; nur unter Mithilfe seines Gastgebers gelang es ihm endlich zu entfliehen. Seine Rückreise wurde zu einem langen Leidensweg, da ihn Hunger und Durst plagten. Er brachte vollständige Aufschlüsse und eine Karte des Tibesti zurück. Seine Schriften sind peinlich genau und werden heute noch zitiert.

Der Franzose Duveyrier (1840–1892) war auch ein erstklassiger Forscher. Er traversierte den Fezzan bis zum Tassili der Adjer. Tibesti jedoch streifte er bloss, sowohl auf seiner Fahrt wie in seinem Bericht. Das gleiche gilt auch von Rohlfs (1830–1896), der die Sahara von Tripoli zum Meerbusen von Guinea traversierte (1866) und 1879 Kufra besuchte.

Auch Barth (1821–1865) war während seiner Fahrten in den Jahren 1850 bis 1855 nicht in den Tibesti vorgedrungen. Nachtigal ist also wirklich der erste Forscher, der zahlreiche, wertvolle Auskünfte zurückbrachte.

Um Aufschluss über diejenigen Teile des Massivs zu erhalten, die Nachtigal nicht hatte besuchen können (nördliche, östliche, südliche Regionen), musste man bis zur französischen Besetzung von 1913 warten.

1915 begann der französische Forscher Tilho Erkundungen, die sich auf mehrere Jahre ausdehnen sollten. Tilho gab sehr genaue wissenschaftliche Berichte und neue kartographische Aufnahmen heraus, die – wenn auch nicht vollständig – so doch sehr bemerkenswert sind.

Es folgten andere französische Expeditionen: 1921 die Mission Rottier im Westlichen Tibesti; 1923 die Mission des Lt. colonel Couturier in der Kemetkette (Nordostecke des Tibesti) und diejenige des Lt. colonel de Burthe-d'Annelet (1930), welche die Verbindungen zwischen Kamerun und Algier herstellte.

Endlich sei auf die wichtige Mission Dalloni (1930–1931) hingewiesen, die eine reiche wissenschaftliche Ernte zurückbrachte und die Tilhokarte verbesserte und ergänzte. Diese Mission durchzog die östlichen und nördlichen Abhänge sowie das Zentrum des Massivs. Kapitän Simon führte Feldmessungen im Guro-Gumeur-Aozi-Uri-Ehi, Bu-Guezenti und Aozu aus, währenddem Kapitän Cance topographischen Aufgaben in der Region des Yono-Uri-Bardaï und des Enneri Miski nachging. So wurden die unerforschten Teile bedeutend verringert. 1932 führte Sixte de Bourbon die erste automobilistische Erforschung im Tibesti, des Bordu und Ennedi aus.

Eine neue Dalloni-Expedition hat die Ergebnisse ihrer Untersuchungen noch nicht publiziert.

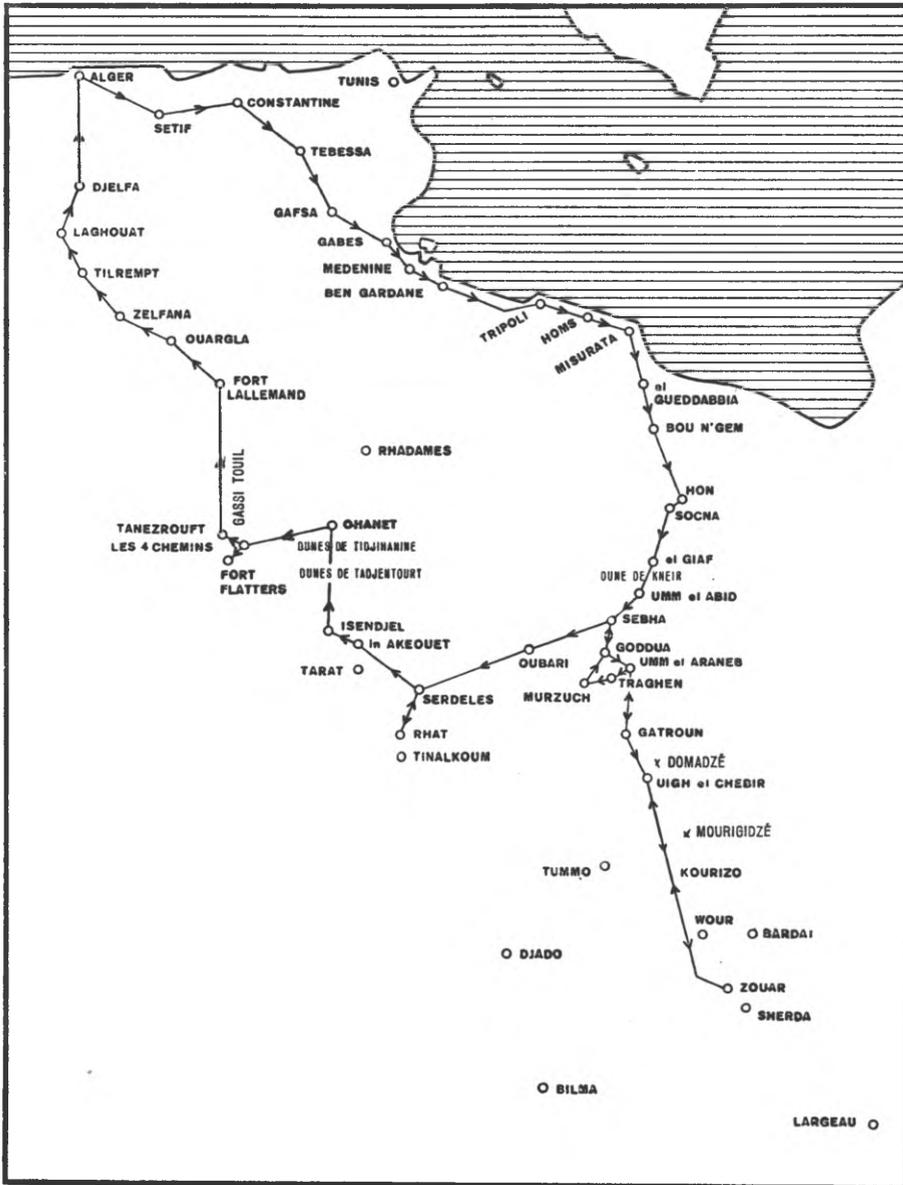
Die Italiener ihrerseits, nachdem sie den Fezzan wieder besetzt und neu organisiert hatten, unternahmen verschiedene Expeditionen im Tibesti.

Von Benghasi aus berührte Monterin 1934 Aguedabbiah und erreichte Kufra. Von dort aus ging er nach den östlichen Gegenden des Tibesti, über Auenat bis nach Tuzugu (Lori) und Uri.

1935 unternahm Major Torelli eine Erkundungsfahrt von Murzuk nach Aozu, über Tedgeri, Uigh el Kebir, den Murigidze und erreichte über den Serir Yedri Aozu. 1930 schon hatte er die Umgebung des Djebel Eguei besucht, um als Vorbereitung der Kampagne von Kufra eine Route auszukundschaften. Er hatte angeben können, dass diese Djebel-Eguei-Kette gut 200 km lang ist. Ihre Gipfel erreichen eine Höhe von maximal 1000 m (dem Djebel Eguei verdankt die Kette ihren Namen, der bis jetzt nur für eine beschränkte Region des Dohone galt).

Mai–Juni 1935: Erkundungsfahrt des italienischen Majors Rolle von Kufra nach Aozu (Nördlicher Tibesti). Rolle folgt der Piste von Monterin von Kufra nach Rebbiana bis zum Ued Baârso; dann wendet er sich dem Fusse des Mont Klinge zu, erreicht Treneca, das Relais der Karawanen von Guezenti und Aozu. Er traversiert den Djebel Eguei, ohne grossen Schwierigkeiten zu begegnen, ausser im ersten Teil, den Torelli schon gegangen war. Er erreicht den Enneri Yebbi, überquert das Gebirge gegen Kajugué

KARTE DER RUNDREISE ALGIER-ZUAR
UND ZURÜCK



und gelangt nach Aozu. Auf der ganzen Strecke, so stellt er fest, hatte er nie an Wassermangel gelitten.

1936 wurde unter dem Befehl des Marschalls Balbo ein Erkundungsflug im nördlichen Massiv des Tibesti ausgeführt, welcher Desio beiwohnte.

1940 führte Desio, immer unter dem Impuls Balbos, die Erkundungen in einer auch mit Flugzeugen ausgerüsteten Expedition zu Ende. Von Murzuk aus ging sie über Uigh el Kebir zum Djebel Eguei, wo die motorisierte Kolonne dank den grossen Rädern eindringen konnte. Diese Kolonne traversierte den Pass zwischen diesem Gebirge und Dohone, erreichte Lori am östlichen Abhang des Tibesti, kam nach Aozu, indem sie dem nördlichen Abhang entlang fuhr und kehrte über Serir nach Murzuk zurück. Diese schöne Expedition wurde durch Flüge in der Region von Guezenti, wovon Desio sehr interessante Photos zurückbrachte, vervollständigt.

Der bedeutende französische Wissenschaftler François-Théodore Monod traversierte 1940–1941 die Nordoststecke des Dohone und folgte dem Nordwestabhang des Massivs bis Guezenti und erreichte Aozu und Bardai.

Die französische Expedition Lelubre-Serizier (1945–1946) endlich umkreiste das Fezzanbecken (von Serir) von Murzuk nach Tedjeri, Uigh el Kebir, Bardai, Aozu, Yedri, von dort längs des nördlichen Abhanges des Tibesti, dann den Djebel Eguei und gelangte nach Uau en Namus und Sebha. In der Zeit von 6 Monaten brachten die beherzten Forscher die Vermessungen der am wenigsten bekannten Gegenden des Dohone und des Djebel Eguei zustande.

Tagebuch der Autofahrt durch die Wüste. Algier–Tripolis–Sebha–Zuar

13. Januar bis 2. Februar 1948

Teilnehmer: Dr. Kurt Tschudi, Marcel Chappot, Herbert Hildebrand, Dr. Ed. Wyss-Dunant.

Am 13. Januar steht alles zur Abfahrt bereit. Wir verlassen Algier auf der schönen Überlandstrasse, welche die algerische Hauptstadt über Setif, Constantine, Tebessa mit Tunesien verbindet. Es sind 640 km; dazu kommen die 660 km über Gafsa, Gabès, Ben Gardane bis Tripolis, endlich 365 km über Homs (Leptis Magna) bis Misurata, wo unser Konvoi am 19. Januar anlangt: 1665 km vortrefflicher Strassen, die jedoch noch zahlreiche Spuren des Krieges tragen. In der Tat erheben sich nach Tebessa auf beiden Seiten der Chaussee packende Visionen, Zeugen, die noch lange hier stehen werden: Angriffs- und Verteidigungsstellen, Schutzwälle,

Gräben, Geschützstellungen, ausser Gefecht stehende Maschinengewehre und Kanonen, Auto-, Tank- und Raupenautogerippe. Die ganze Wüste wird von diesen schaurigen Überresten geschändet. Nach der Mareth-Linie (Medenine) weichen sie zurück und nehmen, wenn man nach Misurata die Littoralstrasse an die Fezzanpiste eintauscht (die von El Gueddabbiah ausgeht und über Bu N'Gem nach Hon und Sebba führt) einen anderen Charakter an. Diese Piste, die vor 10 Jahren eine sehr schöne Strasse war, ist während des Krieges zugrunde gerichtet worden. Auf den 425 km bis Hon müssen wir nach den unbezeichneten Minenfeldern, den noch nicht explodierten Granaten und Schrapnells, die aus dem Sand ragen, Ausschau halten, sobald der Zustand der Piste es nicht mehr erlaubt, sie zu benutzen und wir nebensaus fahren müssen.

Das Land ist leer, ohne auch nur die kleinste malerische Note. Jedoch schenkt die untergehende Sonne ihr eine kurze Glorie. Einige im Sand steckende Palmen bei einem kleinen Fort melden das Dorf Bu N'Gem an. Wir werden mit grösster Freundlichkeit empfangen. Hurtig bringen uns die armen Schlucker den traditionellen Tee... Sie wissen, dass wir uns revanchieren und dass sie dabei nicht den kürzeren ziehen werden!

Am frühen Morgen verlassen wir Bu N'Gem bei einer Temperatur von -5 Grad Celsius. Die Landschaft hat einen winterlichen Anstrich, die Autos zeichnen ihre Spuren im Sand, als wäre es Schnee. Wieder ist der Horizont leer, jedoch 50 km von Bu N'Gem entfernt erhebt sich einsam auf einem steinigem Grat Bu Eta, ein altes türkisches Fort.

Die Piste ist herzlich schlecht bis zum Plateau, wo sie während des Krieges von den Militärkonvois weniger misshandelt wurde. Wir hoffen nun schneller vorwärtszukommen, als plötzlich der Anhänger mit Gekreisch stecken bleibt. Die Reparatur der Federn, deren einzelne Teile wir weit hinter uns auflösen müssen, kostet uns 5 Stunden.

Diese Wüste ist grau; da, wo ein wenig Vegetation Fuss gefasst hat, spielt sie ins Grünspanfarbige. Alles nimmt gigantische Proportionen an. Eine Merkstange, ein Benzinfass erregen von weitem unsere Phantasie. Man schenkt ihnen menschliche Form, oder man glaubt Häuser zu erkennen, deren Distanz man nicht einzuschätzen weiss... In der Totenstille der leblosen Weiten erhebt nur der Wind seine Stimme. Um 9.30 Uhr beginnt es wie ein Schnarchen, genau bei Sonnenuntergang endet es in einem feierlichen Orgelpunkt, als ob das tägliche Phänomen, das Verschwinden der eiförmigen Sonne am Horizont, Tag für Tag erneut zu begrüßen wäre.

Mit angezündeten Scheinwerfern rollen wir weiter, auf ein Zeichen, etwa eine Palme hoffend, die uns die Nähe von Hon ankünden würde. Zuerst zeigt sich, über dem Sande thronend, ein kleines Fort, dann der

Flecken Hon, wo wir um 21 Uhr anlangen, vom Muydir und seinem Polizeichef empfangen, der uns in der Kaserne einquartiert.

Wir sind von Bu N'Gem aus nur 180 km gefahren und doch recht-schaffen müde, so dass wir am nächsten Tag (22. Januar) im ehemaligen Verwaltungssitz des italienischen Fezzan der Ruhe pflegen.

Hon hat 2500 Einwohner; es sitzt inmitten eines Hains von 42 000 Dattelpalmen. Der nahe an der Oberfläche liegende Grundwasserspiegel ermöglichte die Einrichtung zahlreicher, einfacher oder doppelter Ziehbrunnen – „délou“. Kleine Eselchen trippeln die Ziehpiste hinunter, und hinter ihnen tauchen die Wasserschläuche aus dem Brunnen, die sich automatisch in die Verteilgräben entleeren.

Die Italiener haben einen elektrisch betriebenen Brunnen eingerichtet, der die Wasserleitungen der zahlreichen, sehr schönen administrativen Bauten speist sowie die dem Sande abgewonnenen Gemüse- und Obstgärten bewässert.

Es gibt Kartoffeln, Weinreben, Aprikosenbäume, alle Gemüsearten sowie die Zerealien. Hon ist ein Marktflecken; es werden Tee, Zucker, Öl, Baumwollstoffe gehandelt und sämtliche Waren, die von Norden oder Süden kommen.

Die Gegend heisst Giofra, welches auch der Name der Bevölkerung ist. Die wichtigsten Oasen sind Uaddan, Sokna, Zeila, Bu N'Gem. Die 8000 Einwohner besitzen insgesamt 150 000 Palmen.

10 km südlich zeichnen sich die Berge des Filigui ab, hinter welchen der Djebel es Soda liegt, den wir morgen traversieren werden.

Im Januar 1943 hat eine englische Kolonne von Kufra her diesen Flecken besetzt. Sie passierte Zeila einige Stunden vor Ankunft der Kolonne Leclerc.

Frühmorgens, am 23. Januar, liegt die reizende Ortschaft Sokna, 16 km weiter, noch in tiefem Schlaf.

Auf der nicht guten und schliesslich sehr schlechten Fahrpiste passieren wir den Djebel Filigui, um zum Djebel es Soda zu gelangen. Das Wasser greift den Boden stark an. Man kann beträchtliche Erosionen erkennen, die erst seit kurzer Zeit entstanden sind, durch heftige und wie es scheint lokale Wassergüsse ausgefressen. Doch versicherten uns die Eingeborenen in Hon und in Bu N'Gem, dass es bei ihnen lange nicht geregnet hätte. Dieser Erosion durch das Rieselwasser fügt sich die Erosion durch den Wind bei, die sich vor unseren Augen vollzieht: wir sehen eine Felswand, durch Wirbelwind untergraben, in sich zusammenstürzen. Hier und dort stossen wir auf Kriegsspuren; verlassene Camions, Munition, Granaten und andere Geschosse liegen wahllos herum. Kleine Forts bezeugen die italienischen Verteidigungsbemühungen.

Die Wagen werden in dieser chaotischen Steigung zum Plateau des Djebel heftig gerüttelt. Es ist eine „hamada“ von ausgeglühtem Gestein. Die Niederungen nehmen die Form von kleinen Tälern an, wo Gräser, Brustbeerbäume und unglaubliche Massen wilder Koloquinten wachsen. Von weitem könnte man diese kleinen Melonen für Granathaufen halten. Helle Dorcas-Gazellen flüchten vor uns.

Kurz nach Mittag gelangen wir zum Fort El Giaf, das als eine einsame Schildwache auf einem Grat postiert ist. Von da an wechselt der Charakter des Plateaus. Wir finden ein vorzügliches Reg, auf welchem die Wagen rasche Fahrt machen. Haben uns die ersten 80 km des Djebel es Soda 4 Stunden gekostet, können wir hier die verlorene Zeit einholen! Um 17 Uhr sind wir am „Trois Tabelles“ genannten Ort: der Vereinigung der drei Routen von Hon und Ghadamès über Brack und Sebha.

Rechts und links begleiten uns Dünen, die immer näher rücken und sich vor uns zusammenschliessen wie eine Zange. Die Piste schlängelt sich durch und führt an einer Felswand steil hinunter, um am „Testa di Garibaldi“ genannten Punkt auf die Kneir-Düne zu stossen, die den Durchgang versperrt. Dort signalisiert ein Mann lebhaft und schreit uns unverständliche Weisungen zu. Es ist der Wächter der mit Flugplatzblechen ausgestatteten Piste, worauf die Camions sicher fahren können.

Nach der trostlosen Landschaft des Djebel es Soda schenkt uns diese Düne in Abendbeleuchtung so viel Schönheit durch ihre unglaubliche Farbenpracht, gelb, Schwefel bis zum weichsten Lila, dass wir uns nach des Tages Mühen reichlich belohnt fühlen.

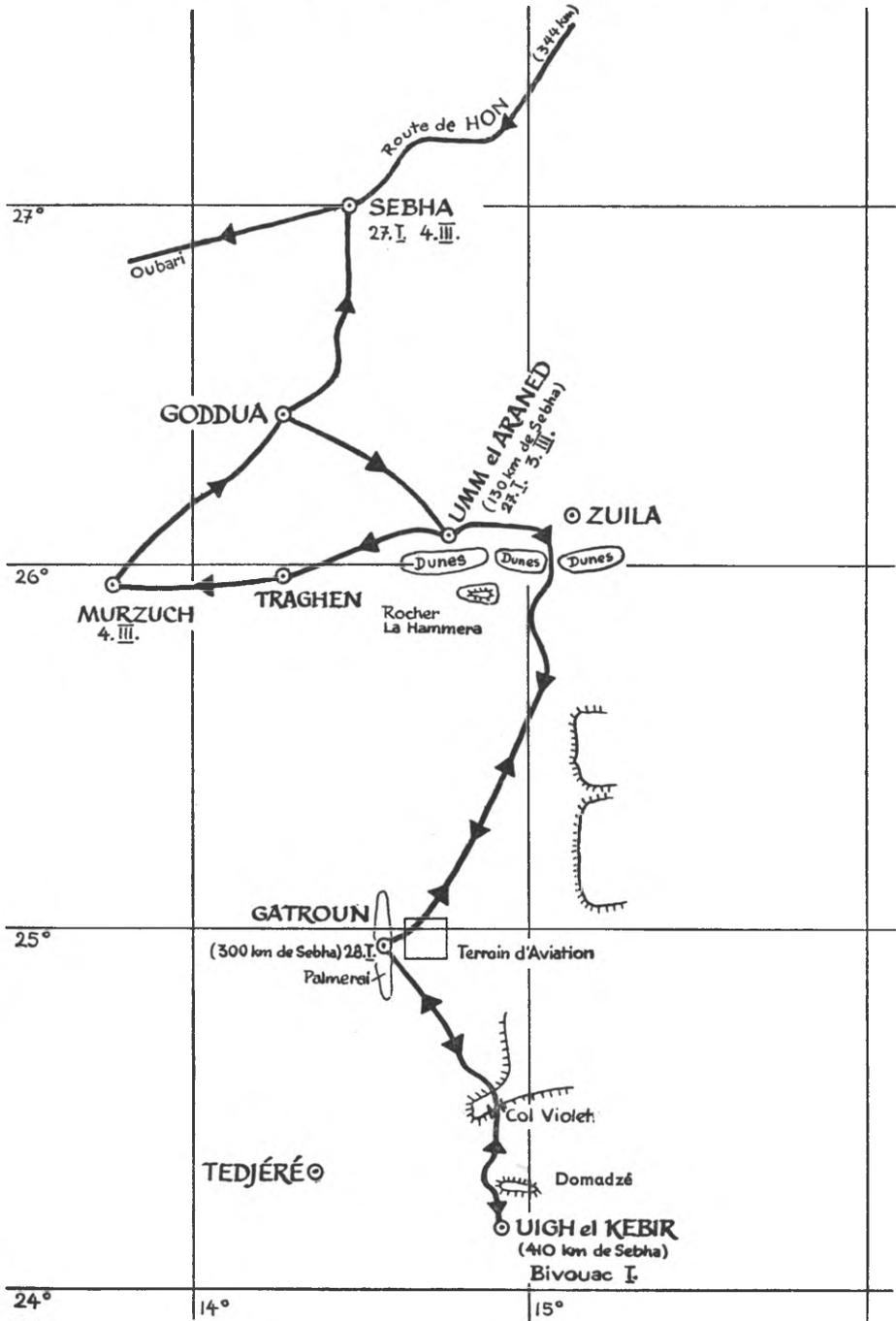
Am Fusse der Düne erhebt sich der Monolith Testa di Garibaldi. Von dort aus wendet sich die Route, die jetzt viel besser ist und ruhig verläuft, direkt nach Sebha. Jedoch holt uns die Nacht schon in Umm el Abid ein (Ort der Sklaven), einem italienischen Fort, das, noch durch unversehrt Tanks bewehrt, von Targui-Meharisten besetzt wurde. Es ist der erste französische Posten im Fezzan. Wir sind heute 240 km gefahren.

Der 24. Januar beschert uns eine sehr kurze Etappe – nur 104 km. Die Strasse läuft durch eine vollkommene Ebene, die eine Reihe Pyramidenhügel quer durchschneidet. Wir schlängeln uns durch. Wir sind an den Oasen Es Zighen und Semnu, endlich auch an Temenhint vorbeigefahren und sehen jetzt das Fort von Sebha mit seinen TSF-Masten vor uns.

Dieses Fort liegt mitten in der Wüste. Die Türken hatten hier als erste, dank dem vortrefflichen Wasser, das es hier gibt, aus dem Nichts heraus eine Zitadelle errichtet. Die Italiener haben sie übernommen, die Franzosen ausgebaut.

Sebha ist administratives Zentrum und Sitz der Regierung des französischen Fezzan, das gegenwärtig zu Südalgerien gehört.

SEBHA NACH UIGH EL KEBIR (Strecke: 410 km)



Der sympathische Kommandant, Gouverneur des Fezzan, empfängt uns und hilft uns, die nächsten Etappen festzusetzen. Es werden die schwierigsten sein: sie überwinden, ohne andere Wegzeichen als die Spuren, welche die Kolonne Leclerc zurückliess, und einige Wegstangen, die 1000 km von Sebha nach Zuar. Wir sind bis hierher 2481 km gefahren. Eine Revision der Wagen ist unerlässlich. Mit Genehmigung der „Direction des Territoires du Sud“ in Algier wird uns alles Notwendige frei zur Verfügung gestellt: Benzin, Öl, Lebensmittel, Unterkunft. Welch ein Kontrast! Währenddem wir in der englischen Zone das Gefühl hatten, in einem kopflos sich selbst überlassenen Land zu sein, finden wir hier die Tatkraft und die legendäre Gastfreundschaft der französischen Saharisten.

Hier sieht man keine Kriegsspuren mehr. Nur der zerstörte Flugplatz und die Flugzeugskelette erinnern an die Bombardierungen. Das Leben ist wieder in seine Rechte getreten, und die Obrigkeit bemüht sich eifrig um die soziale Organisation des Fezzan.

In Sebha lassen wir den Anhänger zurück – ein schweres Hindernis – sowie den Überschuss an Lebensmitteln, die für die Rückkehr über Süd-algerien bestimmt sind. Am 27. Januar verlassen wir Sebha auf der Strasse nach Murzuk, der wir 50 km lang bis zur kleinen Oase von Goddua folgen. Im rechten Winkel biegt dort die „Piste du grand Sud“ ab. 65 km lang folgen wir ihr auf einem vorzüglichen Reg bis nach Umm el Araneb (Ort der Hasen), wo wir beim Einnachten eintreffen. Ein Hase läuft über die Piste, wohl um den Namen der Oase zu rechtfertigen. Eine Springmaus versteckt sich im Dickicht der jungen Dattelpalmen. Die neugierigen Eingeborenen begleiten uns zum Muydir, der uns, die Hände voller Gemüse und Eier, mit seinen Leuten in Empfang nimmt.

Der 28. Januar bringt die erste schwierige Kraftprobe, für uns wie für unsere Wagen: die Überquerung der Düne.

Am Ausgang des Dorfes, östliche Richtung, muss die Düne, um glimpflich hinüberzukommen, stark links angeschnitten werden, reichlich mehr links, als die Wegstangen stehen, die mehr und mehr versanden. Diese Steigung in der Düne (rambla) schneiden wir zu stark rechts an und können uns nur dank der Hilfe Eingeborener aus der Patsche ziehen. Sie sind als Wache dreier festsitzender GMC-Wagen angestellt, denen die Pleuellager ausge laufen sind, als sie den Übergang forcieren wollten.

Es ist die Nachhut einer Auto-Verbindungsmission Tunis-Tschad, die einen Vorsprung von wenigen Tagen hat. Sie wird auf dem Rückweg hinter uns sein, und wir werden ihre Leiter in Sebha kennenlernen. Auf der ganzen Etappe bis Zuar haben wir das Glück, ihren Spuren folgen zu können. Vom Grat der Rambla dehnt sich eine Sandebene aus, die man in

westlicher Richtung traversiert, eine Kurve um die „hammera“ – einen weithin sichtbaren Felsenhügel – legend. Wenn dieser erreicht ist, bringt eine neue Kurve ihn hinter uns, und wir nehmen die direkte Südrichtung über einem tadellosen, fast 140 km langen Reg wieder auf. „Strand“ wäre die passende Bezeichnung; denn die Luftspiegelung täuscht uns auf dieser weiten Fläche das Spiel des Wassers vor, so dass man glaubt, der See entgegenzufahren... einer verzauberten See aber, die sich ständig zurückzieht.

Vor Gatrun, einem kleinen Fort auf einer Düne mitten in einem Palmehain rechts von der Piste, sehen wir ein Flugzeug am Boden. Ist dies wieder eine Luftspiegelung? Doch das Flugzeug verflüchtet sich nicht, rührt sich nicht von der Stelle; sein Fahrgestell ist beschädigt. Die Begrüssung im hübschen Bordj des Sergent-Chefs, dem der Schullehrer von Gatrun beisteht, ist herzlich. Der Flugkapitän leistet ihnen Gesellschaft, in Erwartung der Hilfe und der nötigen Ersatzteile.

Der Sergent-Chef besorgt uns einen fezzanischen Führer, namens „Ferrache“, der wie ein Periskop zuoberst auf dem Dache des Dodge seinen Platz zugewiesen bekommt. Er wird dort oben tüchtig herumgeschüttelt und durchlüftet, was ihn aber nicht im geringsten stört. Er ist unser „boy“, wird aber nicht für uns kochen; denn ein freier Mann aus Fezzan ist für so niedrige Arbeit zu gut. Aus Prinzip ist er übrigens jeder Arbeit abhold. Er ist ein gutmütiger, völlig dummer Bursche, aber ein sicherer Führer und sehr friedfertig.

Unser nächstes Ziel ist Uigh el Kebir. Zuerst führt die Piste 70 km auf gutem Reg den Felswänden des Djebel Gneima entlang, wird dann aber, inmitten von „mesetas“ und Kegeln, immer chaotischer. Ein Engpass öffnet sich auf einem gelben Reg, der eine glasige rote Farbe annimmt; darauf erkennen wir eine lange Reihe ockergelber Büsserinnen, 2 m hoch, auf einem bunten Boden, den schwefelgelbe und rosafarbige Streifen durchsetzen. Der Anblick ist erstaunlich, so wie auch die silbrige Farbe des nachfolgenden Regs, dessen Sand wie Firnschnee in die Couloirs der Djebel Domadzé fließt.

Wahrhaftig, ein kleiner Wildstrubel in der Nähe der Cheops-Pyramide!

Diese Landschaft würde ein wirklich begeisterndes Schauspiel bieten, würden nicht beide Wagen zusammen plötzlich im allzu weichen Boden steckenbleiben. Wir haben die ungünstigste Stelle gewählt, um das Hindernis zu bewältigen. Dazu kommt noch der Umstand, dass der Sand im heissen Mittag weniger gut trägt als frühmorgens oder spätabends; die Sonnenstrahlen dehnen die Sandkörner mitsamt der infiltrierten Luft aus und verringern die Widerstandskraft der Oberfläche.



Oben: Tububehausung in Bardai

Unten: Ersé, unser Obergoumier, ein Tubu



Oben: Tubufrauen

Unten: Tubufrau vor ihrer Behausung

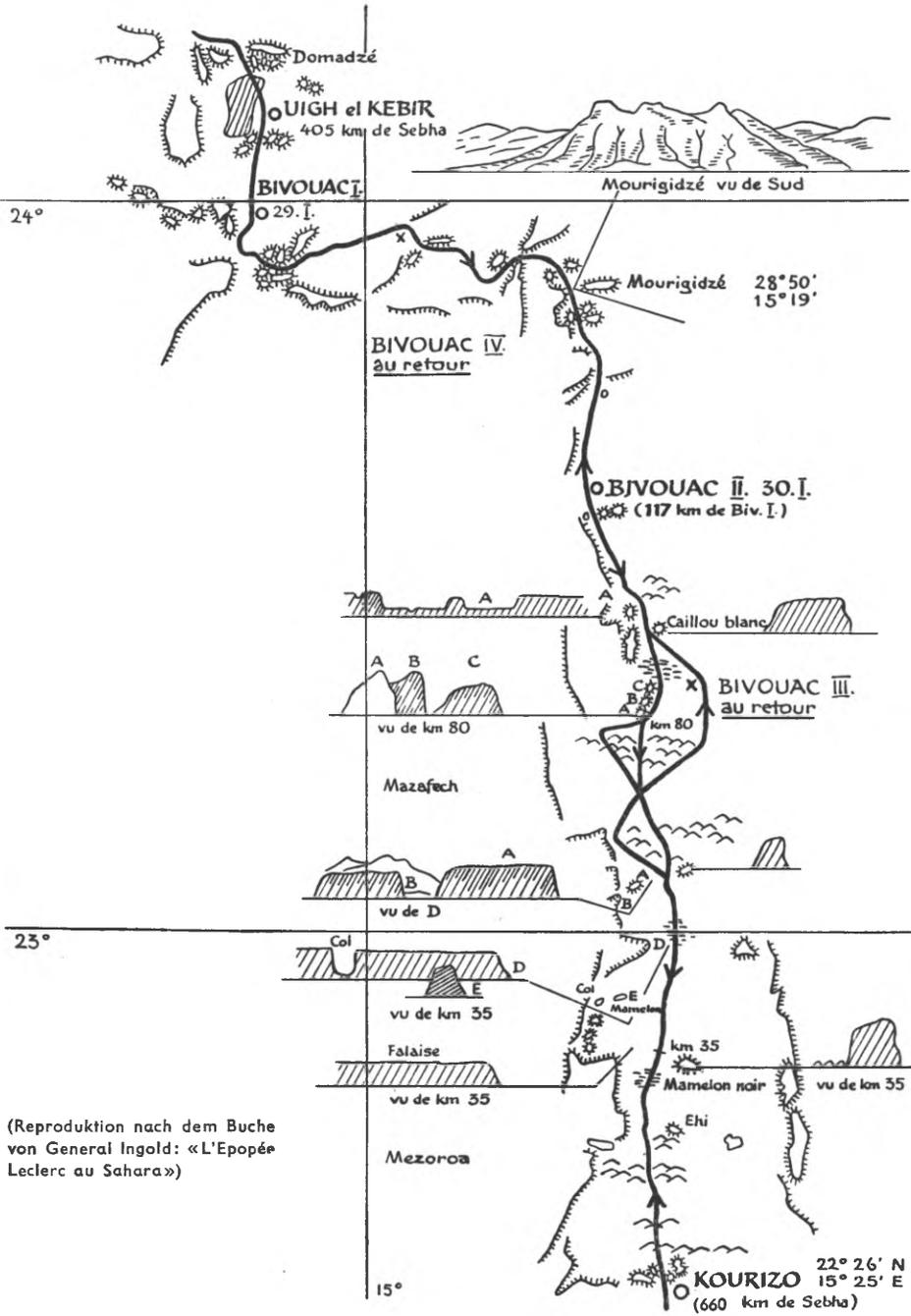


Enneri Tegaham. Einer der seltenen Wasserläufe im Tibesti



Oben: Enneri Forschi. Über 100 m hohe senkrechte Wände grenzen diesen Cañon ab
Unten: Hochplateau von Taringué. Im Hintergrund die Keniugruppe

SKIZZE DER ROUTE VON UIGH EL KEBIR NACH KURIZO



(Reproduktion nach dem Buche
von General Ingold: «L'Épopée
Leclerc au Sahara»)

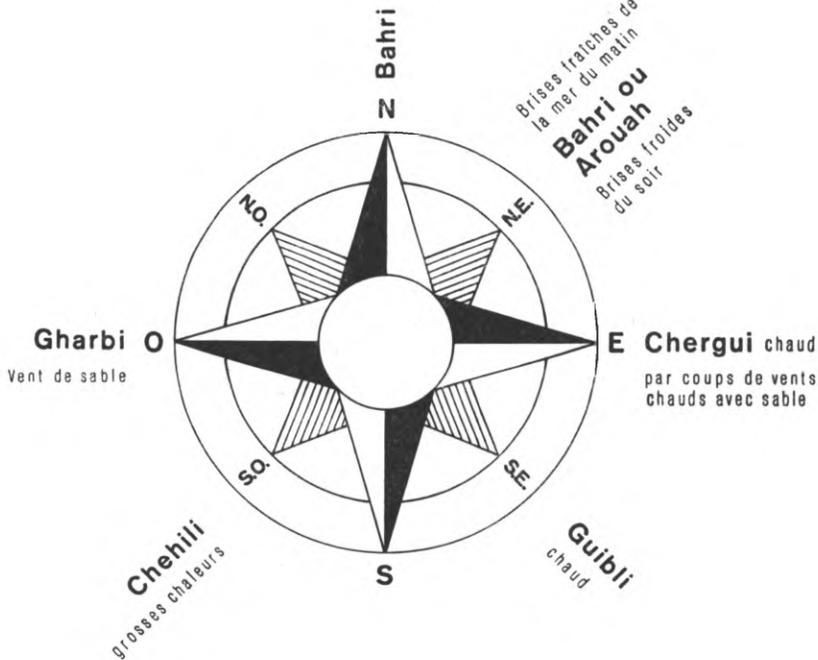
Es wird uns genau 5 Stunden schwerster Arbeit kosten, 6 um 6 m vorwärtskommend (die Länge des Drahtnetzes, das man unter die Räder schiebt), um den leeren Dodge bis zum Höchstpunkt des Firnes zu stossen. Der Niveauunterschied beträgt ganze 15 m. . .

Dem Jeep wird die Sache zu dumm. Er wirft sich halsbrecherisch auf den felsigen Boden links am Hügel; er öffnet sich einen riskanten Weg, der aber unter seinen Rädern standhält. Er schiebt sich vorwärts, verschwindet vor unseren Augen und erscheint plötzlich oben auf dem Hügel wieder. Wir sind verdutzt, verdrossen, unnötigerweise so viel Kraft verschwendet zu haben. Diese Lektion wird nicht vergessen!

Es ist 5 Uhr und höchste Zeit, uns aus diesem unbeschreiblichen Chaos vulkanischen Bodens herauszufinden. Wir entdecken zahllose vulkanische Bomben und „last but not least“ eine Anzahl versteinerte Bäume. Auch hier hat die vulkanische Chemie den Boden bearbeitet, der gelbe Lachen, grüne und violette Steine aufweist. Im 10-km-Tempo rücken wir zum Ausgang dieses Chaos vor, um in eine Feh-Feh-Zone (Faule Erde) zu gelangen. Der Tag geht zu Ende, die Nacht breitet sich aus, während wir auf diesem trostlosen Terrain immer weiter fahren. Endlich taucht die Vegetation des Plateaus von Uigh el Kebir auf; wir schlagen das Biwak auf, nachdem wir gut Sorge getragen haben, die Wagen auf hartem Boden zu parkieren.

Am 30. Januar traversieren wir frühmorgens das Plateau, fahren 35 km über Feh Feh, wo es ratsam ist, Vollgas zu geben und die Fahrt nicht zu verlangsamen! Wir suchen unsern Weg durch ein chaotisches Gebiet, das nicht enden will: Blöcke, Schiefertafeln, Sand. Zwischendurch wackeln die Wagen, vollführen wahre Bocksprünge und neigen sich besorgniserregend! Wir leiden wahrscheinlich gerade so viel wie unsere Pneus, die sich sehr tapfer benehmen. Eine erste Felswand am Ende dieses Höllenackers führt uns über einen kleinen Pass, ein sandiges Couloir, das man besser hinunter als hinauffährt (wir werden es auf dem Rückweg merken). Hierauf folgt eine zweite Feh-Feh-Niederung und das Plateau rouge, ein Reg von leuchtender Farbe. Wir durchqueren es in östlicher Richtung. Dieses Plateau endigt, wie es in der Sahara zur Regel gehört, an einer Felswand. Auch hier ist der Boden vollgesät mit vulkanischen Bomben und buntfarbigem Gestein. Man findet den Gletschertischen ähnliche Formationen. Genau im Osten zeichnet sich das Murigidzémassiv ab, das zweite grosse Hindernis, dem wir mit Sorge entgegensehen, nicht seiner geringen Höhe wegen, aber wegen des wilden Durcheinanders seines Bodens. Es sind 20 km Labyrinth, in 5 bis 6 Stufen unterteilt. Vor jeder Stufe breitet sich weicher Feh-Feh-Boden aus. Die Orientierung ist äusserst schwierig, die Land-

ROSE DES VENTS DU FEZZAN



schaft ausgestorben, ohne Schönheit und Grösse. Die Eingeborenen nennen diese Region „madema“. Es ist uns unverständlich, wie unser menschliches Periskop auf dem Wagendach uns zu lenken vermag. Denn Ferrache zögert nicht, unentwegt richtet er immer wieder unsere Fahrt gegen Osten. Das Durcheinander der Täler, Hügel, Grate ist unfassbar. Schlussendlich ist dieses Murigidzé eine phantastische Anhäufung zertrümmerter Überreste, die wir in aller Musse bestaunen können, da wir mit nur 10 km/h Tempo vorrücken.

Endlich geht es endgültig abwärts. Wir gelangen in ein schwarzes Terrain, dessen Wellen durch einen kleinen Pass, dann durch kaum vorstehende Gneisrücken unterbrochen werden. Die Kolonne Leclerc hat hier zu viele Spuren hinterlassen, man geht leicht fehl. Man darf die Stelle nicht verpassen, wo die Piste sich direkt nach Süden wendet. Wir biwakieren an dieser poesielosen Stelle, nachdem uns während der ganzen 117-km-Etappe Windstöße umbraust haben. Dieser Wind aus Nordosten wird mit zwei Namen bezeichnet: morgens „bahri“ und abends „arouah“, da der letztere kälter ist.

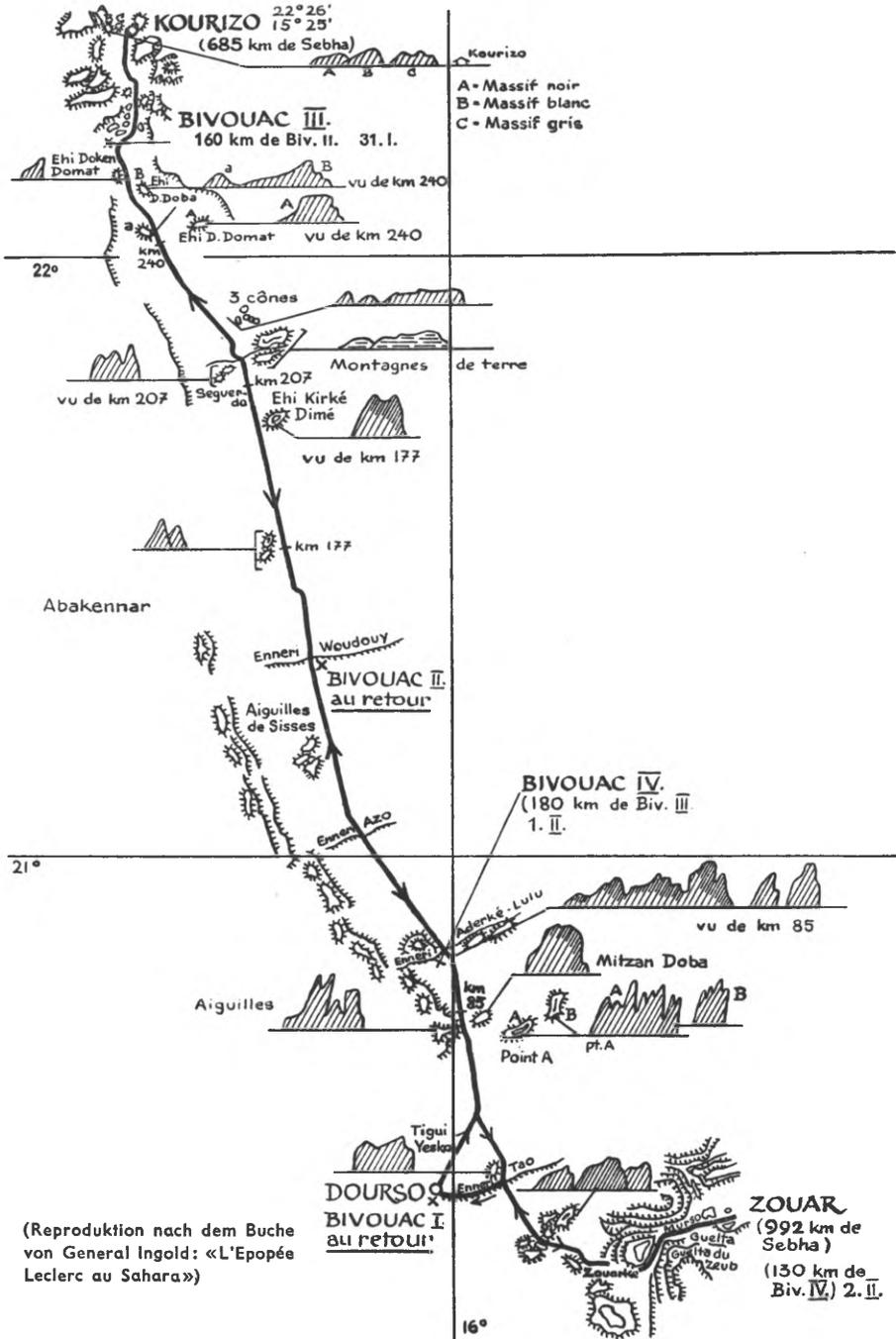
Die Araber haben die Winde nach ihrer Herkunft benannt. Im Fezzan wird der Südsüdostwind „gubli“ genannt. „Chergui“ ist der heisse, sandbeladene Ostwind; „gharbi“, der Westwind, ist wegen der Sandmassen, die er mitführt, gefürchtet; „chehili“, der Südwestwind, bringt übermässige Hitze. Der Nordostwind, der heute kalt und nervenerregend war, ist im Sommer die wohltuende, erfrischende Brise, die die Sonnenglut mildert.

31. Januar. 4 Uhr morgens zeigt ein plötzlicher Windstoss, unvermittelt wie ein Donnerschlag, den „bahri“ an, der den ganzen Tag lang Sand aufwirbeln wird. Djebel und Felswände werden wir nur durch einen Nebel sehen. Wir sind hier 140 km von der berühmten Enge von Kurizo entfernt. Unter den Windstößen fahren wir 30 km eines vortrefflichen Regs in einer Stunde, jedoch verlangsamt sich die Fahrt, als wir uns den Dünen nähern, die sich immer wieder vor uns zusammenschliessen scheinen (eine bekannte Erscheinung hierzulande). Die Rambla sind schwefelgelb, ohne eine Spur oder einen Flecken, unberührt wie frischer Schnee. Wir winden uns zwischen diesen Hügeln durch, um zu guter Letzt dem Fusse einer dritten Düne entlangzufahren. Der Sand spiegelt, je nach den Lichtreflexen, alle Farben wider: Rosa, Gelb, Silber, Gold.

In der Wüste häufen sich die Kontraste. Nach den Dünen weicht der Boden plötzlich zurück, man gerät in lockeren Fech Fech; dann zeichnen sich Wellen ab, Schiefer zeigt sich an der Oberfläche. Wie Pilze schiessen Granitsteine aus einem granitenen Kirchhof, der mit feinem Kiesel, sorgfältig ausgebreitet wie in einem Garten, bedeckt ist. Eine zackige Felsnadel zeichnet sich im Süden ab. Bis jetzt war das Reg vorzüglich, alles ist gut gegangen, aber was kommt nachher? Wieder Dünen und schliesslich eine schöne Gebirgslandschaft mit Graten und Wächten.

Bald lassen wir sie hinter uns und zielen direkt nach dem Felsenkessel des Kurizo, jener Enge, die hinten und vorne durch eine Düne vermauert wird. Hier ist es unmöglich auszuweichen, man muss das Hindernis energisch von vorne angreifen. Major Torelli hat es 1930 als unpassierbar für Wagen bezeichnet. Jedoch vom Tibesti her rückte die Kolonne Leclerc

SKIZZE DER ROUTE VON KURIZO NACH ZUAR (Strecke: 300 km)



(Reproduktion nach dem Buche von General Ingold: «L'Épopée Leclerc au Sahara»)

doch hier vor. Torelli zog eines nicht in Betracht: man kann Dünen an den dem Wind zugewandten Flanken anschneiden. Der Wind packt den Sand so fest zusammen (jedoch nur, wenn es grobkörniger Sand ist), dass schwere Camions sich darauf wagen können. Man muss dann aber einen regelmäßigen, sorgfältig orientierten Kurs fahren, weil in den Bodensenkungen, die vom Wind abgewandt sind, der Sand nicht zusammengepresst ist, so dass sich die Wagen dort todsicher festfahren.

Unser Führer Ferrache ist vom Wagendach heruntergeklettert. Er betastet den Boden, sucht die günstigste Stelle aus, und als er sie gefunden hat, winkt er den Wagen zu, ihm zu folgen. Wie ein Polizist an einer Strassenecke reguliert er Schnelligkeit und Richtung der Wagen, welche die Rambla in vollem Lauf hinaufklettern, sie überschreiten, sie verlassen, auf Fech Fech gelangen, wo ihr Tempo abflaut, und in einer Schlucht, wo ein „radié“ durch die Kolonne Leclerc eingerichtet worden ist, eindringen. Die zweite Düne beschert uns einige Versandungen; wir bringen um so mehr Geduld auf, uns „loszueisen“, als wir das dritte und schwerwiegendste Hindernis glücklich hinter uns gebracht haben.

Wir sind jetzt im Tibesti. Die Landschaft hat sich mit einem Schlag verändert. Afrika zeigt sich immer wieder ganz anders, mit einem völlig neuen Gesicht, urplötzlich, ohne Übergang.

Von Kurizo bis fast nach Zuar, mehr als 300 km, streben Tausende von Basalt-Monolithen (Inselberge) auf, ein malerischer, faszinierender Anblick, der uns bis zum Ende der Etappe begleiten wird. Bald zu Ketten gefügt, bald einzeln, ragen geisterhaft Nadeln, Gipfel und Kuppen aus dem durch den Wind aufgepeitschten Sandnebel. Da finden wir Grotten und geschützte Biwakplätze, auch ein günstiges Terrain für paläontologische Untersuchungen. Wir stöbern neolithische, geschnittene Silex und einen polierten Totschläger auf. Die Tagesetappe beträgt 160 km.

Am Abend im Biwak flammt das Feuer vor einer geräumigen Grotte, deren glimmerndes Gestein das rote Leuchten zurückwirft. Ein unvergessliches Bengalfeuer.

Am 1. Februar durchqueren wir das ganze Plateau (850 m Höhe) auf einen Schlag. Wie gestern bläst der Wind und jagt den Sand empor, den Fuss der Monolithen, deren Gipfel sich leuchtend am blauen Himmel abzeichnen, ausradierend. Dann werden die Monolithen seltener, von einem weichen Reg kommen wir zu der sandigen Niederung des Enneri Wudui, dann wieder auf ein Plateau, wo die Schiefer den Boden durchbrechen. Kalk . . . Sandstein . . . Rechts lassen wir die Sissesnadeln, die vor der Wur-Region Wache halten, zurück. Es ist uns unmöglich, das Land Wur zu besuchen, der Umweg wäre zu gross. Das Plateau neigt sich gegen den Enneri von Ab-

derker Luli. Nach der leblosen Wüste taucht das Leben wieder auf. Zuerst bemerken wir einen Habicht, der sich auf einen kleinen Nager stürzt; ihm folgt ein Wüstenrabe und ein Geier, der, nach Beute spähend, in der Luft kreist.

Allmählich erreichen wir die neuen Dolomiten, die sich, durch den Sand verwischt, unwirklich wie eine Fata Morgana zeigen. Zuletzt stehen wir in einer Apotheose, ein Dekor zu Walküre oder Orpheus im Hades; ein phantastisches Biwak wird uns wieder geschenkt. Wir schlafen im Sand, im Windschutz eines Monolithen, der den Sand mehr oder weniger abhält. Die Müdigkeit, die uns nach den heutigen 180 km in den Gliedern sitzt, wirkt wie das beste Schlafmittel.

2. *Februar*. Heute morgen rauchen die Berge wieder, nicht wie in den Alpen am Gipfel, sondern am Fusse. Kleider, Küchengeschirr, Taschen sind voller Sand; der Wind wütet. Wir verlassen diese romantische Stätte und nehmen die Piste wieder auf zwischen Monolithen, die sonderbare Formen aufweisen: Szepter, Fächer, Mitra, Kathedrale. Endlich taucht das Profil des westlichen Tarsos auf, ein Rücken, der sich weich gegen Zuar neigt, eingerahmt durch den Tussidé und den Pic Botum.

Am Enneri Tao tritt die Vegetation wieder vollständig auf. Bis jetzt haben wir zwischen den Steinen nur Grasflecken und Akazien gesehen. Hier schenkt uns ein prächtiger „tahla“ seinen Schatten. Zahlreiche Vögel flattern in seinem Geäst, und dem ganzen Enneri entlang gibt es viel Gras und Schilfrohr. Bei der Wasserstelle reicht es fast zu einem Wäldchen. Eine Tafel gibt die Richtung an. Gazellen springen im Gras herum. Ferraches scharfes Auge entdeckt höher oben eine weidende Kamelherde.

Wir befinden uns 800 m hoch an einem wichtigen Punkte, von wo die Pisten von Bardai, Wur und Bilma ausgehen. Nun senkt sich der Weg nach und nach und vertauscht das Plateau mit dem Zuarguéta. Hier gerät man erst recht ins Staunen. Es ist ein Enneri mit reicher Vegetation, durch Sandsteinwände flankiert, die je nach der Stunde rot oder rosensfarbig sind. Wäre die Piste nicht in solch miserablen Zustand, welche reine Augenfreude böte dieser erste Kontakt mit dem wahren Tibesti! Wir rücken mit 5–10 km Schnecken-tempo vor. Tubu, die ihre Ziegen weiden, bieten uns Zicklein und Eier an. Wir kreuzen einen assagaibewehrten Tubu, der mit seinen Eseln von Zuar kommt. Paviane springen beim Herannahen der Wagen auf die Strasse und flüchten in die Felsen.

Am Ausgang des Tales steht endlich Zuar mit seiner Savanne vor uns. Drei Goumiers, die man uns entgegengesandt hat, springen von ihren Kamelen und weisen den Befehl vor. Sie haben Weisung, uns zu suchen und mit Wasser zu versorgen. Dieser unerwartete Abschluss unserer Reise lässt die Sorge der Militärbehörde um die Sicherheit der Karawanen erkennen.

Sebha und Fort Largeau zugleich haben unsere 24stündige Verspätung gemeldet; sofort wurden die nötigen Massnahmen getroffen, um uns bei einer eventuellen Panne helfen zu können. Dem „capitaine, chef de poste“ sprechen wir als erstes unseren warmen Dank aus.

Die Tagesetappe betrug 130 km. 3426 km trennen uns heute von Algier.

Zusammenfassung der Etappen der Route Algier–Sebha. 13. Januar: Algier–Tebessa, 640 km. 15. Januar: Tebessa–Tripoli, 660 km. 18. Januar: Tripoli–Misurata, 365 km. 20. Januar: Misurata–Bu N' Gem, 245 km. 21. Januar: Bu N' Gem–Hon, 180 km. 23. Januar: Hon–Umm el Abid, 240 km. 24. Januar: Umm el Abid–Sebha, 104 km. Total 2434 km.

Zusammenfassung der Etappen der Route Leclerc. Algier–Sebha über Tripoli, 2434 km. 27. Januar: Sebha–Umm el Araneb, 125 km. 28. Januar: Umm el Araneb–Gatrun, 170 km. 29. Januar: Gatrun–Uigh el Kebir, 110 km. 30. Januar: Uigh el Kebir–Biwak 140 km vor Kurizo-Enge, 117 km. 31. Januar: Biwak–Kurizo, 160 km. 1. Februar: Kurizo–Abderker Luli, 180 km. 2. Februar: Abderker Luli–Zuar, 130 km. Total 3426 km.

Tagebuch eines Kamelrittes im Gebirge des Westlichen Tibesti

Besteigungen des Ehi Musgu, des Ehi Timi, des Pic Botum,
der Aiguille Botum

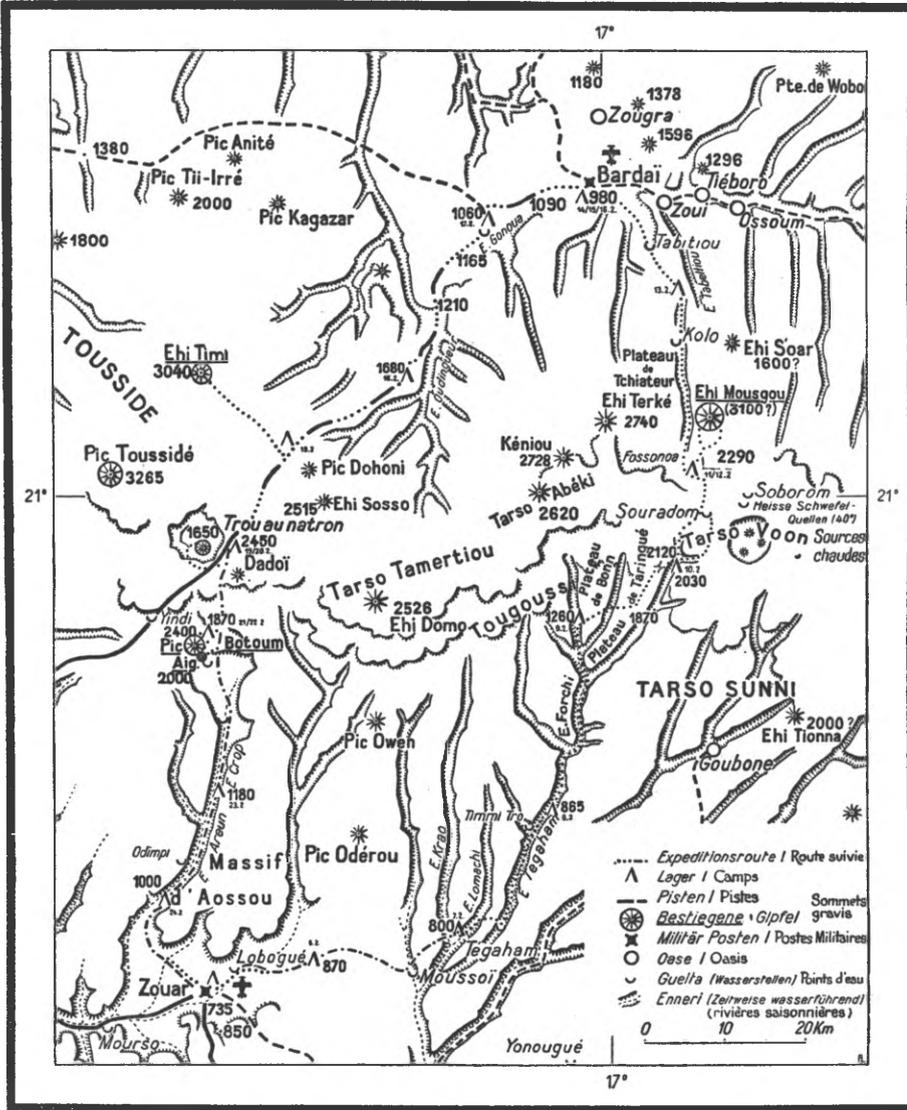
6. Februar bis 25. Februar 1948

Nach der langen Wüstenfahrt bleibt uns nur die knappe Frist von 3 Wochen, um unseren ursprünglichen Plan zur Ausführung zu bringen. Die kurze Zeitspanne, über die wir verfügen, zwingt uns, den Bergen des Tieroko, des Guezenti, des östlichen Abhanges zu entsagen, so auch dem Dohone. Das alles ist für uns entschieden zu weit entfernt. Wir müssen uns auf einen Rundgang im westlichen Teil des Massivs beschränken.

In Zuar suchen wir, über die Karte gebeugt, den Weg zu ermitteln, der uns ermöglichen wird, unsere alpinen Erforschungen auszuführen und zugleich den anthropologischen Studien nachzugehen.

Der „capitaine, chef de poste“ von Zuar und sein Leutnant sind bereit, uns wertvolle Ratschläge zu geben. Aber die Meharisten gehen mehr den Kamelpisten nach, als dass sie Wege versuchen würden, um in die Gebirge einzudringen. Für sie, wie für die Tubu, ist dies zwecklos. Wie auch könnten sie verstehen, aus welchem Grund uns dieser Berg mehr interessiert als

KARTE DES WESTLICHEN TIBESTI



jener andere? Vom Tal aus kann man sie ja doch nicht sehen, da sie sehr entfernt über hohen Plateaus stehen.

Für unseren Zweck bildet die Karte die einzige Basis zur Diskussion. Wir setzen unsere Route folgendermassen fest: Aufstieg zum hohen Plateau von Soborom über die Enneri von Tegaham und Forchi und Ab-

stieg gegen Bardai über den Enneri Musgu, nachdem wir die heissen Quellen besucht und den Ehi Musgu bestiegen haben werden. Dann Rückkehr auf der Route des Trou au Natron, mit Besteigung des Ehi Timi erstens, des Pic Botum zweitens, und über die Kamelpiste des Enneri Areun nach Zuar.

In 18 bis 20 Tagen soll dieses Programm ausgeführt werden, das noch in Zuar und Bardai die Untersuchung von je 100 Tubu, Männern und Frauen, vorsieht sowie Gräberaushebungen in der Nähe von Bardai. Natürlich werden wir im Gebirge, im Rahmen des Möglichen, botanische Proben und zoologische Arten sammeln.

Um unsere Reise bequemer zu gestalten, hat uns die Militärbehörde in entgegenkommender Weise 4 Goumiers und 4 schwarze Tirailleure unter Befehl eines Leutnants zur Verfügung gestellt. Am 6. Februar verlässt die Karawane Zuar in ostnordöstlicher Richtung. Nach Lobogué öffnet sich das sandige Tal (Enneri Lomachi), das zum Enneri Tegaham führt. Die 4 Goumiers eröffnen immer den Marsch, die 4 schwarzen Tirailleure bilden die Nachhut. Der Leutnant führt den Konvoi. 2 Kamelführer nehmen sich der 5 Lasttiere an. Die Karawane zählt also 17 Männer und 22 Kamele. Chef Erzé führt die Goumiers. Er ist ein Tubu mittlerer Grösse, lebhaft, intelligent, weitsichtig, absolut ehrlich – eine Ausnahme bei diesem Nomadenvolk, dessen Leumund in den Nachbarländern nicht ohne Grund schlecht ist.

Die 3 anderen Goumiers heissen Boghar, Mertikor, Mahamat Barkaimi. Sie stehen als Persönlichkeiten weit unter Erzé. Diese Leute kennen die wichtigsten Pisten des Tibesti, die Weiden, die Tarsos, die Wasserstellen. Die vier haben das ganze Massiv bewandert und können erschöpfend Auskunft geben, nur einzig und allein über den Punkt, der uns am meisten interessiert, nicht: über die Beschaffenheit der Berge. Ihr Leben lang sind sie ihnen nach Möglichkeit aus dem Weg gegangen – sie können nicht verstehen, was uns zu ihnen zieht.

Wir biwakieren im Enneri Lomachi, auf 870 m Höhe. Tags darauf, am 7. Februar, überquert die Karawane mehrere Felsgrate und ist mittags in Mussoi. Es ist eine kleine Dum-Palmen-Oase, wo sich ein alter Garten befindet, der zum Teil noch bebaut wird. Ein Ziehbrunnen, mit Schaufeln und Gegengewicht ausgestattet, bewässert einige Gemüse- und Kornfelder. Trockengemauerte Silos, deren Steine durch Schlamm festgehalten werden, dienen als Proviantmagazine in der Nähe der Behausungen, welche einige wenige Bewohner, die ziemlich verblödet aussehen, beherbergen. 3 Stunden lang steigen wir den Enneri Mussoi hinauf. Seine Sandsteinflanken sind mit Tamarisken, Akazien und Dum-Palmen bewachsen. Die Tubu lösen den Kern aus der steinharten Nuss der Dum-Palme als Esel- und Ziegenfutter. Die Tiere beissen sich fast die Zähne daran aus.

Am Zufluss des Enneri Kraho (800 m Höhe) finden wir eine günstige Terrasse, auf welcher wir biwakieren.

Am 8. Februar geht der Marsch in Richtung Tegaham-Oase weiter. Von hier aus steigen die Felswände nicht mehr direkt vom Boden aus an; sie erheben sich auf einem Einsturzsockel und sehen schon wie richtige Berge, Festungen und Dome aus. Sie erreichen jedoch nicht die Höhe des Tarsos. Bevor wir zur reizenden Dattel- und Dum-Palmen-Oase von Tegaham gelangen, müssen wir noch zwei Felsgrate passieren. Ein Weiher, von Schilf und Tamarisken eingerahmt, von Wildenten und Wasserhühnern bewohnt, erscheint. Wir haben Mühe zu glauben, dass es diesmal keine Luftspiegelung ist. Der Bergkranz um diesen Paradiesgarten erhöht den Reiz der Station noch, die wir zu einer Badestation stempeln. Wir baden und waschen uns so ausgiebig, dass wir uns beim Essen nachher über den übeln Geschmack des Wassers aufhalten. Es schmeckt nach Seife! Die eingeborenen Köche schöpfen, um sich Mühe zu sparen, immer das nächstliegende Wasser – also selbstverständlich das gebrauchte Badewasser.

In 3 Marschstunden gelangen wir, dem Enneri Tegaham entlang, zum Dorf Timi Toro, wo man uns Butter und Milch anbietet und ein junges Mufflonschaf schenkt, das lebendig gefangen wurde. Diesen reizenden Wildling werden wir auf dem Rückweg in Zuar wiederfinden.

Die Raben kommen zum Lager, nicht um am Festmahl teilzunehmen, sondern um sich an den Zecken gütlich zu tun, die sie sich von den Rücken der Kamele pflücken. Im Notfall begnügen sie sich damit, aus einer Wunde ein Stück lebendigen Fleisches zu reissen.

Das klare Wasser des Enneri Tegaham fließt der Piste entlang, bildet Weiher (guelta), Becken, wo zahlreiche Fische fröhlich herumschwimmen. Einen solchen Fang darf man sich nicht entgehen lassen. Im Nu ist aus dem Moskitonetz ein Fischernetz geworden, in dem sich genügend kleine Barsche finden, die gebacken herrlich schmecken.

Im Laufe des Tages (9. Februar) sind wir den Enneri Tegaham hinaufmarschiert. Das Tal zieht sich zu einer Schlucht zusammen, die sich auf besorgniserregende Art verengt – es ist eine richtige Mäusefalle. Hohe Wände umgeben uns; ein einziger Lichtstrahl gelangt bis zu uns in diesen dantischen Dekor hinein. Wir wundern uns, wie es da weitergehen soll. . . Plötzlich treten wir in einen noch engeren Cañon: den Enneri Forschi. Hier hat es kein Wasser, keine Fische mehr, keine Vegetation. In sommerlichen Regenzeiten haben wilde Wasser den harten, grünen Felsen erodiert und zahlreiche Mühlen gegraben. Wir folgen unserem Virgil, dem Führer Erzé, der auf einmal stillsteht: eine ganze Bergflanke ist abgestürzt und schliesst die Schlucht ab. Die Nacht naht; es ist unmöglich, hier zu biwakieren, wir

müssen also um jeden Preis durch. Die Kamele brüllen, die Wände lassen ihre Proteste widerhallen. Im Gänsemarsch bindet man sie aneinander und geht in Gottes Namen los. Es ist wunderbar zu sehen, wie die Kamele über diese unförmigen Geröllhaufen klettern. Eine Kamelstute jedoch macht nicht mehr mit. Was gilt's, 4 Tubu packen sie an, stellen sie auf die Beine und schieben sie langsam weiter. Kein Schrei, kein Schimpfwort. Welch Beispiel unerschütterlicher Ruhe geben die Sahara-Leute den immer nervösen, unruhigen, sorgenvollen Europäern!

Die Kolonne ist glücklich hinübergelangt, gerade zur rechten Zeit. Schon senkt sich die Nacht in den Cañon. Dunkelheit umhüllt uns. Ein phosphoreszierendes Leuchten geht von den hellen Gegenständen aus. Die Mehari des Leutnants scheint weiss geworden zu sein, mein Tier ist ein halber Albino. Stunden und Stunden lang gehen wir weiter, ohne Rast und Ruh, bis endlich die Wände wie Theaterkulissen zurückweichen und unserem Blick den afrikanischen Himmel mit seinen leuchtenden Sternschnuppen offenbaren. Wir sind auf einer Terrasse: Bonn, 1260 m. 125 km mussten wir marschieren, um sie zu erreichen. Jetzt erst geht die Besteigung los. Der Berg hat uns sein Geheimnis noch nicht preisgegeben.

Am 10. Februar sehen wir, während wir steigen, das Tal und die Schlucht, die uns 3 Tage gekostet haben, unter uns sich schliessen. Bald ist nur noch ein hässliches Wundmal zu erkennen.

Ein Ausblick öffnet sich: wir sehen den Pic Botum und den Tussidé sehr weit weg, im Westen. Mittags erreichen wir auf dem trostlosen Plateau von Taringué eine Höhe von 1870 m. Am gleichen Tag überqueren wir noch einen Pass, 2120 m, der uns zum Enneri Suradam hinunterführt (2030 m).

Links haben wir ein Massiv zurückgelassen, das auf der Karte nicht bezeichnet ist. Es ist eine Kette von Domen und Nadeln, von einem dem Pic Ilaman ähnlichen Gipfel überragt. Wir begnügen uns damit, Distanz und Zugänge abzuschätzen; denn das Hingehen würde uns 5 Tage kosten. Wichtigere Aufgaben erwarten uns am hohen Plateau.

Mufflonschafe und Gazellen gibt es in Scharen auf diesem Tarso, der je nach dem Lichtwinkel schwarz oder braun ist. Diese ganze lavabedeckte Fläche ist durch das Regenwasser stark erodiert. Die Kamelpiste ist als weisse Spur gezeichnet, die sorgfältig den Bodenunregelmässigkeiten ausweicht. Wir überholen eine Tubufamilie, die nach Bardai geht. Die blinde Mutter sitzt wartend, bis der Sohn den Esel fertig gesattelt hat. Die junge Frau treibt etwa 20 Ziegen vor sich hin. Wie der gute Brauch es will, grüsst uns der Tubu artig und gibt jedem von uns die Hand. Der Gruss lautet: „Kalahari“ (Guten Tag); die Antwort ist „Lahanizzata“ (Gute Sonne, guten Tag). In dieser Jahreszeit brennt die Sonne noch nicht so sehr, dass die Formel:

„Entogudden“ (Hast du die Sonne gut vertragen?) angebracht wäre. Zum Gute-Nacht-Wünschen (Dogisalaba) ist es noch zu früh am Tag.

Wir gelangen abends bei Sonnenuntergang zum Enneri Suradam (2030 m). Am 11. Februar geht der Marsch auf dem nackten Tarso weiter, den heißen Quellen von Soborom zu, unweit des Kraters von Voon. Wir überqueren drei Pässe von 2400, 2450 und 2500 m. Das Gebirge ist trostlos und die Vegetation äusserst spärlich, sogar in der Nähe einer natronhaltigen Quelle, wo wir uns nicht aufhalten.

Schon vormittags sehen wir den Ehi Musgu links über dem Plateau auftauchen. Rechts finden sich die Solfatare und die heißen Quellen von Seborom. Wir halten unterhalb in einem Tale an. Ein Pfad führt zum vulkanischen Terrain... und plötzlich wird der Dekor phantastisch, wir sind zu einem anderen Kreis der „Göttlichen Komödie“ hinuntergestiegen. Die Erde wälzt sich in Konvulsionen. Hexenkessel voll grauem Schlamm brodeln, Geschwüre zernagter Krater brechen aus, Fumarole steigen aus den Schwären der Erde; zu grässlichen Formen gefolterter Körper verrenkt sich die ausgeworfene Masse. Dunkle Geister haben mit ihrer Riesenchemie die ganze Region durchwühlt und verunstaltet.

Jedoch einer Felsenhöhle entspringt die wundervolle, heilige Quelle der Tubu und füllt ein natürliches Becken, in das wir mit Wonne tauchen. Das Wasser ist 39 Grad Celsius warm. Erst als wir aus dem Wasser steigen, begreifen wir seine Kraft. Unsere Haut ist welk und runzlig geworden durch diese zu kräftige Beize. Eine vortreffliche Kur gegen Hautkrankheiten! Wir vergessen nicht, einige Datteln ins Bächlein zu werfen, die obligatorische Opfergabe der Tubu für den Geist, der diese heilige, erquickende Stätte beschirmt.

Bei beissend kaltem Wind kleiden wir uns an und gehen zum Lagerplatz hinunter, den wir bald verlassen, um am Fusse des Ehi Musgu einen „Fossonoa“ genannten Punkt zu erreichen, dort, wo die Seborompiste mit derjenigen von Bardai zusammentrifft (2290 m).

DIE BESTEIGUNG DES EHI MUSGU

12. Februar

Auf der 1:1 000 000-Karte ist die Höhe dieses Vulkans mit 3100 m angegeben. Der Gipfel befindet sich 140 km von Zuar und 45 km von Bardai entfernt, östlich der Linie zwischen beiden Punkten bei den heißen Quellen von Seborom.

Sein Fuss ruht auf dem Plateau auf einer Höhe von 2200 m. Seine wirkliche Höhe ist 900 m. An seiner Südostflanke hat er einen Nebengipfel von 2900 m Höhe aus schroffgeschnittenem, eruptivem Gestein. Der Hauptgipfel trägt eine Basaltkrone.

Die Flanken dieses Vulkans breiten sich weit aus, sie sind von zahlreichen Tälern durchschnitten, die senkrecht zu den Cañons auf das Sandsteinplateau auslaufen.

Das wirkliche Relief sowie die Entfernung vom Plateau sind schwer zu schätzen, da man keine Merkzeichen hat, wie dies meistens in Afrika vorkommt. Da das Auge den Horizont aus Bodenhöhe betrachtet, vergrößert sich diese Schwierigkeit noch. Man kann sich da nicht anders helfen, als dass man die ersten Hindernisse auf gut Glück anpackt und darauf achtet, die Visierwinkel nicht zu verlieren. Auf diesem harten Boden, der jede Fussbekleidung unbarmherzig zerstört und die Fusssohle auf harte Probe stellt, haben die Mufflons ihre Pfade gezeichnet, die vorzügliche Pisten darstellen. Man wird unser Staunen verstehen. . . wir sehen, wie ihre scharfen Hufe in die glatten Wände der Cañons regelmässige Stufen geschnitten haben. Wir benützen sie um so lieber, als wir keine Eispickel haben, die hier sehr nützlich wären. In diesen Labyrinth ist es nicht möglich, beieinander zu bleiben. Marcel Chappot folgt dem ihm zusagenden Cañon, der ihn gegen den Westgrat führt. Herbert Hildebrand und ich gehen, bald getrennt, auf den Ostgrat zu und treffen uns an dessen Fuss nach 2 1/2 Stunden wieder. Der Ostgrat bietet keine Schwierigkeiten bis zur Schulter, die eine kompakte, durch Erosion glattgeschliffene Basaltklippe vom Gipfel trennt. Wir untersuchen mehrere Kamine, bis wir denjenigen finden, der es uns erlaubt, über die Ostkante durch Hinaufklettern zum Gipfel zu gelangen. Marcel Chappot kommt nach 5stündigem Marsch gleichzeitig an. Er ist dem Westgrat gefolgt und hat den Nebengipfel bestiegen. Unsere Höhenmesser zeigen 2900 m an, statt 3100 m, welche die Karte angibt. Die Aussicht vom Gipfel des Ehi Musgu ist wertvoller als die beste Geographiestunde über das Tibestimassiv.

Im Osten, in der Fluglinie 90 km entfernt, sticht die Tierokonadel empor (2910 m). Sie ist sehr verlockend, aber um hinzugelangen, hätten wir das Miskital hinaufgehen müssen, was unseren Rundgang erheblich verlängert hätte.

Hinter dem Tieroko zeichnen sich verschiedene Grate auf dem breiten Rücken des Emi Kussi (3415 m) ab, in der Luftlinie 220 km von uns entfernt.

Im Westen stösst das Auge auf den Terké (2740 m) und die Massive Sosso (2515 m) und Keniu (2728 m) im Südwesten.

75 km entfernt sehen wir den Tussidé (3240 m) und seinen Nachbarn, den Ehi Timi (3040 m), die höchsten Punkte des Tussidé-Tarsos, der in den Dolomiten von Wur (Ehi Orobo, 1200 m, Ehi Tagué, 1200 m) abklingt.

Von speziellem Interesse ist die Kette der Inselberge, der wir von Kurizo nach Zuar gefolgt sind und die wohl die natürliche Fortsetzung des Wurgebirges ist. Der durch Wasser erodierte Tarso ist verschwunden und, wie nach einem Rückzug der Gletscher, sind allein die harten Basaltfelsen zurückgeblieben.

Von diesem Belvedere aus studieren wir natürlich emsig die beiden Pics Botum, die wir besteigen wollen, sowie den Ehi Timi, der sich nahe beim Tussidé befindet.

Zwischen diesen Bergen zeigen sich die erodierten, zerbröckelnden Plateaus wie mächtige Gletscherflächen, deren Ausläufer, wie die Firne unserer Alpen, in die Täler hineingreifen. Doch der Schein trügt. Von oben gesehen, nimmt man an, dass alle diese weiten Ausdehnungen flach seien; in Wirklichkeit aber sind es Labyrinth, die von Kamelen nicht begangen werden können.

Unzählbare Krater, die Blattern des Tibesti, wühlen überall den Boden auf.

Viele andere Gipfel, die zum Nordost-Tibesti gehören, sind verdeckt. Jedoch können wir uns, dank unserer Besteigung, ein Bild von der ausserordentlichen Kompliziertheit der Geographie des Tibesti und der Zugänge zu den verschiedenen Gipfeln machen.

Wie wir über den Westgrat des Ehi Musgu herunterkommen (Chappot steigt über den Ostgrat ab), finden wir unter den Basaltfelsen Granitreste, grosse, gesprungene Platten, inmitten eruptiven Gesteins. Nun passieren wir den Fuss des Nebengipfels, den Chappot über den östlichen Abhang erklimmt hat. Wir umgehen ihn und erreichen den Sammelplatz, den wir mit unserem Kameraden auf einer gelben Düne vor dem Spaltenlabyrinth vereinbart hatten.

Bei Sonnenuntergang, während Berg und Land in Ocker und Kupferfarbe getaucht sind, traversieren wir zu dritt die Tälchen, Schluchten und Klippen und erreichen um 18.30 Uhr das Lager.

NACH BARDAI

Am 13. Februar nimmt die Karawane vom Ehi Musgu Abschied, indem sie ihn im Süden, dann im Südwesten umgeht. Vom Plateau herunterkommend, schlüpft die Piste in einen Cañon ein, eine der zahlreichen Schluchten, die das Wasser zwischen zwei Höhenstufen gebildet hat. Tatsächlich öffnet sich der Cañon bald auf einem Plateau aus rosa Sandstein, dort, wo unsere Piste die direktere nach Zuar erreicht. Wieder geht es steil hinunter; die Piste führt in einen neuen Cañon, der schnurgerade einge-

schnitten ist. Dieser Hohlweg ist so malerisch, dass wir hier gerne biwakieren würden. Als wir auf dem Gipfel des Ehi Musgu den Zugang zum Terké studierten, hatten wir gehofft, am Ausgang dieser Schlucht das Massiv erreichen zu können. Doch fehlt das Wasser, das man tiefer unten holen muss; eine gute Ausrede, welche die Goumiers um so lieber wahr haben wollen, als sie nicht die geringste Lust verspüren, sich mit den Kamelen in unbekanntes Gebiet zu wagen. So verringern sich die Möglichkeiten, die uns bleiben, unser Projekt auszuführen, je mehr Stunden der Suche nach einer Guelta geopfert werden müssen. Diese Tatsache verbessert unsere schlechte Laune keineswegs, während wir durch die unendliche Weite ausgeglühten Gerölls marschieren, welches das Tchiateurplateau bedeckt.

Auf den Zauber der Schluchten folgt die Ernüchterung der nackten, trostlosen Wüste. Um 18 Uhr gelangen wir endlich, mit arg mitgenommenen Füßen, zum Enneri Tabeltiu, wo wir das Biwak errichten.

Die Akazien weggedacht, hat das Tälchen genau das Aussehen eines Firns, der höher oben auf einen Gletscher stösst. Es fehlen weder die Spalten, noch die Firnnadeln, noch das Abendrot.

Unterwegs sind die Goumiers ausgezogen und holen uns mit reichlicher Wasserreserve ein, die sie in den Bosama-Gueltas geschöpft haben, die – durch einen glücklichen Zufall – mitten in der Steinwüste, die wir traversiert, liegen.

Am 14. Februar geht der Marsch auf einer regelmässigen Geröllhalde weiter, Richtung Bardai, sodann längs des Enneri Musgu und endlich quer zum Sandplateau von Bardaïgué. Ein mächtiger Monolithenhalbkreis kündigt die Palmenhaine von Zui an. Im Osten zeichnen die Berge von Aozu ihre vollkommenen Silhouetten in den Himmel.

Endlich tauchen die Palmen, an wilde Mauern gelehnt, auf. Kleine Gärten, von Ziehbrunnen bewässert, und Tububehausungen bilden die erste Siedlung. Man muss jedoch noch eine halbe Stunde weiter gehen, um durch einen Felseinschnitt den Militärbordj Bardai, ein altes türkisches Fort, zu erreichen.

IN BARDAI

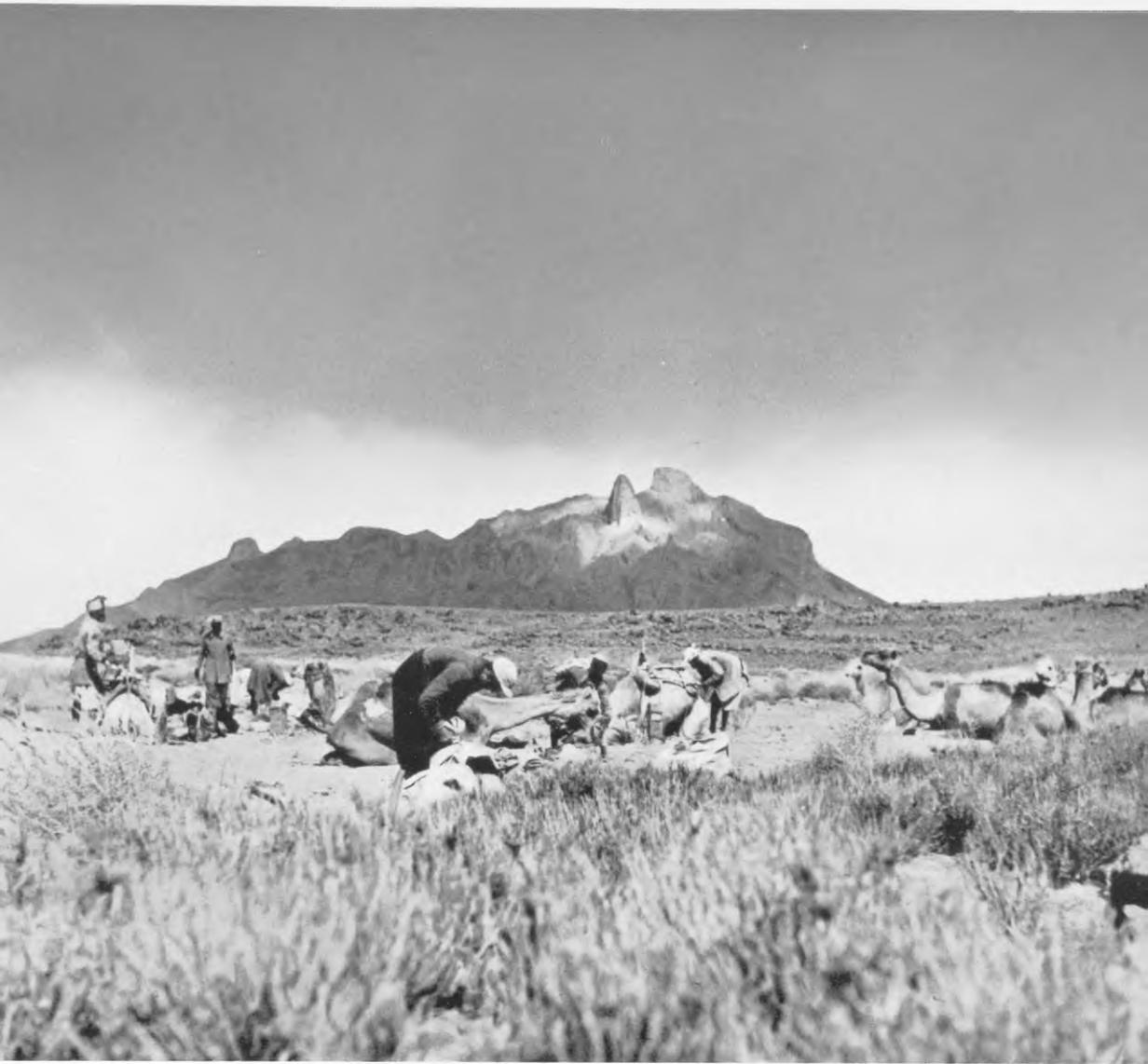
Bardai ist ein reizender Wohnort. Seine Höhe (980 m), sein Klima, seine Palmenhaine und Gärten, von Quellwasser und Ziehbrunnen gespeist (der Grundwasserspiegel liegt nicht tief), würden es zum Land des Überflusses machen, wenn sich die Eingeborenen dazu entschliessen könnten, zu arbeiten. Doch für die Tubu ist das Nomadenleben die goldene Freiheit, und Arbeit bedeutet für sie Sklaventum.



Bardai



Oben: Umgebung von Bardäi
Unten: Soborum. Brodelnde Schwefelmasse



Ehi Musgu (2900 m) vom Lagerplatz



Ehi Timi (2980 m)

Man zählt in einem Umkreis von 7 bis 8 km 8 Dörfer. Es sind Zui, Armanschibé, Dugué, Cerdegué, Budi, Yuyur, Teski und Zugra. Mit Aozu zusammen umfassen sie ungefähr 5300 Einwohner.

Die meisten Einwohner des Bardaigué führen ein Nomadenleben. Nur zur Dattelernte steigen sie von den Tarsos herunter. Wir finden jedoch genügend Männer und Frauen vor, um unsere anthropologischen Messungen vorzunehmen. Ich hatte in Zuar schon mehr als hundert Eingeborene gemessen; hier werden mir, dank dem Entgegenkommen des „sergent, chef de poste“, noch 80 als Zusatz anvertraut.¹ Die meisten sind alte Leute, die im Dorf geblieben sind, um Gärten und Felder zu besorgen.

Während ich die alten Tubu untersuche, fällt mir einer auf, der ein besonders schlaues und witziges Gesicht hat. „Er ist ein Spezialist der Razzien“, erklärt mir der „chef de poste“. „Spezialist im Schneiden der Achillessehne...“

Der Tubu ist immer noch kriegerisch, er hat die Razzien nicht vergessen, und der Wunsch lebt in ihm, dass es dereinst wieder losgehen möge. Glücklicherweise hat die Kolonisierung diesen Raubzügen ein Ende gemacht.

In der Umgebung von Bardaï, am Fusse einer Felswand, befinden sich die alten Tubugrabstätten, die noch vor der Zeit der Islamisierung datieren. Es sind steinerne Grabhügel; die einen haben einen Durchmesser von 6 bis 8 m und sind 3 m hoch, die anderen einen Durchmesser von 2,5 m und eine Höhe von 1 bis 1,5 m. Dank der Mitarbeit eines Dutzends schwarzer Tirailleure, die man uns zur Verfügung gestellt hat, ist es uns möglich, etwa 10 dieser Gräber zu öffnen und die Skelette zu exhumieren. Sie liegen alle zusammengekauert auf der rechten Seite. Unter dem Einfluss des Klimas und der Trockenheit sind sie äusserst zerbrechlich geworden und nicht alle in gutem Zustand. Bei der leichtesten Berührung zerfallen sie zu Staub. Keinem dieser Gräber sind Gebrauchsgegenstände oder Waffen beigelegt, die es erlauben würden, auf das Alter der Gräber zu schliessen.

ZUM EHI TIMI UND DEM TROU AU NATRON

Mit Bedauern verlässt die Karawane am 17. Februar Bardaï, um auf der Piste, der sie bis zum Trou au Natron folgen wird, nach Zuar zurückzukehren.

Ein heftiger Wind, Vorläufer der Hitze, hat sich erhoben. Die Palmen beugen sich unter den Windstössen; Staubwolken wirbeln zum Himmel empor.

¹ Siehe Dr. Ed. Wyss-Dunant. *Recherches anthropologiques dans le Tibesti Occidental*. Archives suisses d'Anthropologie générale. Tome XIII.

Der Ausgang aus Bardaï ist ebenso malerisch wie der Eingang: der Weg führt durch ein Tal, das reichlich bewachsen ist; Schilfrohr bildet einen richtigen Dschungel, in welchem die Kinder, wie es scheint, „Indianerlis“ spielen. Erzés wachsamem Auge entgeht nichts: hier fehlt eine Gerte, dort eine Decke, und dreimal schon bringt er mir mein Taschentuch wieder, das der Wind fortgeblasen hat. Das herrlich grüne Tal öffnet sich plötzlich auf dem Tarso, der für die Tubu typischen Steinlandschaft. Auf diesem Plateau, das Felswände einrahmen, sind eine unglaubliche Anzahl Gräber zerstreut.

Unsere Männer haben die Ruhetage in Bardaï genossen und freudig den Heimweg angetreten. Nur zwei verspäteten sich beim Abschied von ihrer Liebsten in Bardaï. Abends im Biwak wird Erzé den einen bestrafen, weil er desertiert ist, den anderen, weil er 8 bis 10 Liter Merizé, das ist Palmenwein des männlichen Baumes, getrunken hat, was seine Verspätung hinreichend erklärt.

Am 18. Februar gelangt die Kolonne zum Hohlweg von Oudingueur (1200 m Höhe), der durch seine Felsenzeichnungen, auf die schon Duveyrier und Rohlf's aufmerksam gemacht haben und die Nachtigal als erster erforschte, bekannt ist. Diese Zeichnungen stellen zahlreiches Rindvieh, die Hörner nach vorne gekrümmt, einen Elefanten, einen Krieger mit rundem Schild und Waffe und eine Jagdszene dar. Eine der Tierzeichnungen ist sehr alt, was man an ihrer Vollkommenheit erkennt. Die anderen sind zu den lybisch-berberischen Zeichnungen zu zählen, die jüngeren Datums sind und im Tibesti in grosser Zahl gefunden werden. Die Kamelszenen andererseits müssen als relativ modern angesprochen werden.

Nach Oudingueur steigt der Weg allmählich gegen den Tarso hinauf, der von Lava und Bimsstein bedeckt ist. Wir haben das Terkémassiv hinter uns gelassen, ebenso den viereckigen Turm des Sosso und den Keniu, der mit seinem dreispitzigen Grat von hier aus schlanker und unruhiger aussieht.

Zur Rechten zeigt sich der Ehi Timi, und gerade uns gegenüber steht der Tussidé. Beide Vulkane hat die untergehende Sonne ockerfarbig übermalt. Um 18 Uhr schlagen wir unser Biwak an einer windgeschützten Stelle auf.

Am 19. Februar steigen wir den Tussidé-Tarso weiter hinauf bis 1½ Marschstunden vor dem Trou au Natron. Der Ehi Timi steht rechts von uns im Nordwesten; wir schätzen die Distanz auf 10 bis 15 km. Chappot und ich bleiben bei den Kamelen, einem Goumier und einem Bella, während der Rest der Karawane Richtung Trou au Natron weiterzieht. Wir sind 2360 m hoch; bis zum Gipfel des Timi sind es also noch 700 m. Mit dem Feldstecher können wir kein störendes Hindernis entdecken, doch können wir den Zugangsweg nicht erkennen. Wir setzen Merkzeichen fest, um uns über unseren Rückweg zu orientieren, können dabei aber unmöglich die Marschzeiten be-

stimmen. Immerhin glauben wir, dass der Berg in einem Tag zu machen wäre. Unser Goumier Boghar hört uns schweigend zu; er ist nicht dazu zu bewegen, seine Meinung zu äussern. Im Grunde genommen ist ihm unser Vorhaben völlig unbegreiflich.

DER EHI TIMI (3040 m)

20. Februar

Wir hofften, in 3 Stunden den Fuss des Timi zu erreichen, brauchten aber deren gut fünf.

Zuerst gehen wir über eine durch Vegetation gestützte Dünenzone, dann über mehrere flache Enneri, wo Gazellen sich tummeln, die bei unserem Anblick heftig erschrecken. In der herrlichen Morgenfrische kommen wir rasch vorwärts. Auf die unendlichen Wellen des Sandbodens folgt ein nicht weniger ausgedehntes, von eruptivem Gestein bedecktes Plateau. Hier gibt es keine menschlichen Spuren. Jedoch, in einer Niederung, wo die Vegetation dichter wird, entdecken wir aus Trockenmauern gebaute Rundhütten; es ist fast ein Weiler. Die Tubu kennen also diese Weide, obwohl die Goumiers es uns verschwiegen haben – wahrscheinlich kannten sie die Weide selber nicht. Wo aber ist Wasser? Wir finden weder Quelle noch Guelta. Der Ort kann demnach nur während der Zeit der Sommerregen bewohnt werden. Wir finden keinen einzigen Gebrauchsgegenstand, kein Gerät, doch lässt der Zustand der Hütten darauf schliessen, dass die Nomaden vor noch nicht langer Zeit hier waren. Oder sind es Meharisten gewesen?

Nach diesem Weiler legt sich uns eine erste Schlucht in den Weg. Sie ist sehr tief. Wir steigen in den Cañon hinunter und folgen ihm eine Zeitlang, bis wir eine günstige Stelle finden können, um über die Klippe wieder zum Plateau hinauf zu gelangen. Mufflonschafe beobachten uns. Sie verschwinden urplötzlich und äugen höher oben im Fels misstrauisch zu uns hinunter. Ein völlig deplaciertes Misstrauen, da wir ja keine Gewehre mitgenommen haben! Übrigens wäre es uns in unserer gegenwärtigen Lage nicht möglich, eines dieser mächtigen Tiere, die bis zu 100 kg wiegen, auf die Schultern zu laden.

Da dringen deutlich Gewehrschüsse zu uns herüber. Es sind unsere Kameraden, die am Trou au Natron unseren Speisezettel bereichern möchten.

Wir gehen immer weiter, glauben zu steigen und sind doch etwa 100 m tiefer gekommen. In einer neuen „barranca“ würden wir steckenbleiben,

kämen uns nicht die Pfade der Wildschafe zu Hilfe. Als wir uns jedoch herausfinden, wächst unsere Unschlüssigkeit noch: wir stehen, wie Alpinisten, vor Firnnadeln und Spalten. Links geht ein breiter Rücken in einen Hügel über, der einen Sporn bildet. Diesen „Hoger“ (um einen den Bergsteigern bekannten Ausdruck zu gebrauchen) über gähnende Lücken zu erreichen, ist unser erstes Problem. Das zweite: auf einem Umweg zum breiten Rücken zu gelangen, um uns, koste es, was es wolle, aus diesem Chaos zu befreien. Und dabei wissen wir nicht, ob es vielleicht noch schlimmer wird, wenn wir uns dem Fusse des Timi nähern. Von Firnnadel zu Firnblock über die Spalten setzend, gelangen wir zum „Hoger“, wo der Boden von besserer Beschaffenheit ist.

Ein weiterer Umweg bringt uns zum Steinrücken, den wir nur verlassen werden, um direkt auf den Fuss des Vulkans zuzusteuern. So marschieren wir schon ganze 4 Stunden. Wir sind 2200 m hoch und können uns noch keine Rechenschaft darüber geben, wie lange es noch dauern wird, bis wir zum Südgrat gelangen.

Allmählich öffnet sich der Weg. Wir staunen zwei Steinmännchen an, die sich auf beiden Seiten der Schlucht, da, wo sie am tiefsten ist, gegenüberstehen. Dies wird ein Merkzeichen für den Rückweg sein.

Endlich, nach 5 mühseligen Stunden, sind die Schwierigkeiten überwunden; wir stehen am Fuss des Timi. Ein rascher Blick ringsherum überzeugt uns, dass es wirklich keine anderen Hindernisse mehr gibt.

Der Timi ist nicht, wie der Musgu, basaltgekrönt. Er ist derart verwittert, dass der Fels vollständig zerbröckelt. Am Südgrat sind es Granit- und Eruptivsteinsplitter, die die Füße während der 3 Kletterstunden stark ermüden. Um 5 Uhr vom Biwak weggegangen, erreichen wir um 13 Uhr den Gipfel. Der Höhenmesser zeigt 2980 m.

Der Tussidé steht in Greifnähe, etwa 10 bis 15 km südwestlich von uns entfernt. Wir betrachten seine sanften Hänge und denken an Nachtigal, der ihn 1869 bestiegen hat. Seine Besteigungen haben ihm ja erlaubt, sich ein überaus klares Bild des Tibestimassivs zu machen. Er hat eine Karte zurückgebracht – die erste. Die Nordost- und Südostgebiete, die er nicht sehen konnte, sind ungenau. Aber der Westliche Tibesti ist getreu abgebildet.

In der Luftlinie sind der Ehi Musgu und der Ehi Timi nur 80 km entfernt. Das östliche Gebirge ist jedoch schon viel undeutlicher zu erkennen. Der Rundblick vom Musgu aus war unvergleichlich schöner.

Der Pic Botum und seine Nadel lächeln uns bestrickend an. Ihnen werden unsere nächsten Versuche gelten.

Diese Region bietet einen sonderbaren, sehr anziehenden Anblick, besonders durch das wilde Wogen der Inselberge (mit den Aiguilles des Sisses),

die in einen blauen Schimmer getaucht sind und dieser Welt entrückt scheinen. Wir atmen aus Herzenslust die frische Luft ein; wir befinden uns in einem Zustand der Euphorie, was jeder Alpinist verstehen wird, auch wenn er weiss, dass die Besteigung unseres Berges keine besonderen Leistungen verlangt hat.

Die Zeit ist knapp bemessen; wir wollen nicht in den Labyrinthen der Schluchten von der Nacht überrascht werden. Wir bauen einen Steinmann und schlagen um 15 Uhr den Rückweg ein, diesmal über den Westgrat. Auf dieser Seite ist es bedeutend steiler. Wir sind gezwungen, das Couloir links aufzusuchen, wo der Steinschlag den Felsen hart gezeichnet hat. Während wir in den Basaltgleitschienen uns abmühen, hoffen wir inbrünstig, dass die Mufflons über uns nicht Steine ins Rollen bringen werden... In einer Stunde gelangen wir zum Fuss des Timi und suchen einen Weg, der uns erlauben würde, die tieferen Cañons zu meiden. Am Rand des tiefsten finden wir die Steinmännchen des Aufstiegs wieder und stehen unschlüssig da, den Riesensprung bedenkend, den es brauchen würde, um über die Schlucht auf die Gegenseite zu gelangen. Ein mächtiger Mufflon betrachtet uns und fragt sich wohl, ob wir den Sprung wagen werden? Als er sieht, dass wir uns zurückziehen, blökt er uns seine Verachtung zu und entfernt sich mit Luftsprüngen.

Die Sonne geht in einer Glorie lebhafter Farben unter, die die ockerfarbigen Sandsteinklippen aufleuchten lassen. Dann, wie in einem Zauber-spiel, erscheint der Mond.

Knapp vor dem Einnachten haben wir das Plateau und den verlassenenen Weiler wiedergefunden. Wasser und Esswaren sind schon längst aufgebraucht. Es bleibt uns nichts übrig, als rastlos weiterzugehen, unseren Merkzeichen entgegen. Fusssohlen und Gesicht brennen höllisch, doch aus sehr verschiedenen Gründen. Im Gewirr der Dünen verschwinden unsere Merkzeichen; wir gehen aufs Geratewohl, nach Spuren suchend, die wir überall zu finden glauben; auch meinen wir Hügel, Akaziengruppen und Weiden wieder zu erkennen. Ehrlich gesagt: wir irren herum.

Nächtliches Phänomen: alles ist schneeweiss. Sand, Kreide- oder Sandsteinbänke schimmern phosphoreszierend.

Endlich hören wir Rufe. Es ist die ferne, besorgte Stimme von Boghar. Er hört unsere Antwort nicht. Er entzündet mit Hilfe des Bella ein grosses Grasfeuer, ein sichtbareres Zeichen als die von uns ausgesuchten Hügel. So finden wir unsere Kameraden wieder. Um 21.45 Uhr sind wir alle um das Feuer vereint.

Erst als wir, wie gewohnt, im Sand uns schlafen legen, spüren wir die empfindliche Kälte dieser klaren Nacht. Wir sind aber sehr müde und schlafen bald ein.

DER TROU AU NATRON

Der Weg von Bardai nach Zuar führt über den Trou au Natron. Wir haben ihn bis zum Krater begangen, werden ihn aber hier verlassen, um die Piste zum Pic Botum zu benützen, eine Abkürzung, die sich nach Süden wendet und den Westwinkel der Route schneidet.

Frühmorgens, am 21. Februar, holen wir die Karawane ein.

Hildebrand und Tschudi haben den gestrigen Tag im Krater verbracht. Ersterer ist bis zu den vier Kegeln hinuntergestiegen, die mit schwarzen Schlacken bedeckt sind, der zweite hat Mufflons gejagt und ein sehr schönes Exemplar zurückgebracht. Der Krater misst in der Peripherie nach den Angaben des Kapitäns Cance 20 bis 25 km (1930–1931). Am Nordnordostrand beträgt die Tiefe des Kraters 650 m, am südlichen Rand jedoch 500 m, was die Angaben Rottiers bestätigt.

Zuunterst ist das Loch mit schneeweissen, kohlen-sauren Kalkplatten ausgelegt, welche die Eingeborenen manchmal ausheben.

Unsere Kameraden sind durch die intensive Sonnenreflexion verbrannt und ausgedörrt, durstig wie noch nie im Leben, vom „Trou“ zurückgekommen. Sie haben aber eine wertvolle Fleischreserve mitgebracht.

10 Uhr morgens kehrt die Kolonne dem Trou au Natron den Rücken und nimmt die Richtung zum Pic Botum auf. Nach vierstündigem Marsch auf dem geneigten Plateau finden wir am Fuss des Pics einen Bodenschlund, der als Schutz für das Biwak dient (1870 m). Uns gegenüber erhebt sich die vollendete Silhouette des Pic Botum, einer breiten Pyramide, die auf einem Sockel ruht. Im Osten steht sein Ebenbild, das wir Aiguille de Botum taufen. Es ist noch schöner, strebt steiler hinauf, und sein Sockel ist niedriger. Leider scheint es der zu nahe Pic zu erdrücken; das ist sein einziger Fehler.

Mit dem Feldstecher studieren wir die West- und Ostgrate sowie die Nordflanke des Pic Botum. Die Westseite, deren hinterer Teil uns verdeckt ist, bietet eine begehbare Flanke; der Ausgang auf dem Grat scheint aber seine Tücken zu haben. Wir wenden uns dem Ostgrat zu, der aus gutem Fels besteht. Seine geschnittene Nase endet in gezackten Türmen. Dieser Grat ist sicher begehbar; wahrscheinlich kann man die Türme südöstlich umgehen, sicher ist es aber nicht.

Schliesslich studieren wir die Nordwand, die ein Kamin durchzieht, der oben breit, unten aber eingengt ist. Zwei übereinanderstehende Überhänge beherrschen die Grundmauer. Eine schöne Kletterpartie. . .

Chappot und ich wählen diese Route; Tschudi und Hildebrand hingegen wollen ihr Glück an der Südostflanke probieren.

BESTEIGUNG DES PIC BOTUM (2400 m)

22. Februar

Beide Seilschaften benützen bis zum Fuss des Gipfels den gleichen Weg. Dann biegt die eine links gegen Osten ab, die andere rechts gegen die Nordwand. Wir stossen sofort auf die etwa 30 m hohe Wand und suchen ihren schwachen Punkt. Man muss von Anfang an in die Spalte steigen, die das Wasser, das aus dem Kamin fliesst, gegraben hat. Sie verbreitert sich weiter oben. Die Griffe sind winzig, da sie erodiert sind, doch die Kletterschuhe leisten auf dem glatten Fels vortreffliche Dienste. Chappot, der führt, versucht, aus der Spalte herauszuklettern, um dem ersten Überhang auszuweichen. Doch bald sitzt er fest. Auf dem glatten Felsen gibt es wohl einige Kratzer für die Füsse, aber keine Griffe für die Hände. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als den Überhang anzugreifen. Ich stemme mich in die Spalte hinauf, jeden möglichen Halt mit Ellbogen und Füssen ausnützend, dann schwinde ich mich empor und tauche über dem Hindernis auf, wo ich eine bequeme Plattform finde, um Chappot zu sichern.

Über der Plattform verwandelt sich die Spalte zu einem tiefen Kamin, der durch einen mächtigen, überhängenden und eingeklemmten Felsblock abgeschlossen ist. Ähnliche Passagen sind mir nicht unbekannt; sie sind oft für den Vorangehenden, der sich hineinwagt, unangenehm. Der Brocken wackelt, von der Spalte lösen sich Steine... und alles endet mit einem prächtigen Purzelbaum. Besser wird es sein, sich an die Wand zu halten, die, wenn auch senkrecht, gute Griffe zu bieten scheint. Misstrauisch riskiere ich es; aber sie sind fest, ich gewinne an Höhe und achte sorgfältig darauf, ja keine Steine zu lockern, da Chappot im Kamin nur notdürftig geschützt ist. Plötzlich gelange ich auf eine Plattform; der Kamin öffnet sich zu einem breiten Couloir, das uns zu den Basaltzungen direkt unter dem Gipfel führt.

Zuerst links, dann rechts haltend, um dort die Fortsetzung des Kamins aufzunehmen, erreichen wir den Fuss des letzten Vorsprungs. Unsere Kameraden jubeln uns zu, sie sind über die Südostflanke bereits zum Gipfel gelangt. Noch einige heikle Passagen in mittelmässigem Fels, und auch wir stehen um 10 Uhr, nach 3 Stunden Marschzeit, auf der Spitze.

Es war eine feine Übung, die uns sehr befriedigt.

Unsere Kameraden erklären uns ihre Route. Nachdem sie den Sporn des Ostgrates unter den gezackten Türmen umgangen hatten, fanden sie eine sehr gut begehbare, südöstliche Wand, die sie schräg von rechts nach links, gegen den Südgrat, bestiegen. Mehrere aufeinanderfolgende Kamine erlaub-

ten ihnen, den Grat zu erreichen, der mit leichten Felsen zum Gipfel führt. So haben sie in bloss 2½ Stunden die Spitze erreicht.

Der stolze Pic Botum zeigte sich bei der Besteigung bequemer, als wir es uns vorgestellt hatten.

Wir befinden uns in der Nähe der Sossoketten und des Keniu im Osten sowie der Tamertiukette im Süden. Wir können sie hier oben besser denn je betrachten. Sie erinnern an die Waadtländer Alpen, wo sehr einfache Spazierberge und schwierige Kletterberge nahe beieinander stehen. Wir suchen einen Zugang, finden aber keinen; der sicherste Weg liegt wohl hinter der Kette.

Wir stehen am Rande des westlichen Tarsos, der steil gegen die Südwesttäler abfällt, die durch erkaltete Lavaströme, welche aus dem Trou au Natron flossen, ausgefüllt sind. Der Anblick erinnert an unsere Gletschertäler.

Unter uns ist die Aiguille de Botum durch ein Joch vom Pic Botum getrennt. Es ist wirklich eine sehr schöne Nadel, die wir morgen besteigen wollen.

Ein grauer, gelbschnabliger Falke ist über unsere Anwesenheit, wie wir nach seinen die Luft durchpfeifenden Sturzflügen vermuten können, erbost und besorgt. Er wird wohl sein Nest hier in den Felsen haben.

Wir haben einige violette und rosarote Kreuzblütler und schwefelgelbe Disteln gesammelt, die zu den Pflanzen, die wir auf dem Musgu und dem Timi gefunden haben, gelegt werden.

Der Bau eines Steinmannes beendet unsere Erkundung des Pic Botum.

Hildebrand und Tschudi gehen ihren Aufstiegsweg zurück. Chappot und ich wählen den malerischen Ostgrat. Es ist eine sehr nette Kletterei, die ersten Stufen sind sehr steil, doch sind die Griffe gut; ohne uns abzuseilen, erreichen wir die gezackten Türme. Ein schmaler Tunnel unter einem eingeklemmten Felsblock wird zum amüsanten Durchgang. Mit einem Vierzigmeterseil wäre es möglich, von dort aus direkt nach links abzuseilen. Wir haben aber nur ein 25 m langes und leichtes Seil mit uns und müssen deshalb leider gegen die Südostflanke, in abscheulichem Geröll, absteigen und der Route unserer Kameraden folgen.

Um 16 Uhr erreichen wir das Lager und bereiten uns zur morgigen Besteigung der Aiguille de Botum vor.

Unsere Kameraden gehen lieber mit der Karawane weiter. So verabreden wir, dass wir sie – wie beim Timi – im Biwak einholen werden, um nicht die ganze Kolonne aufzuhalten... die Goumiers und Tirailleure benehmen sich wie Rosse, die Stallluft wittern – sie freuen sich ungeduldig wieder auf Zuar.

BESTEIGUNG DER BOTUMNADEL (2000 m)

23. Februar

Das Plateau, von welchem aus wir den Pic Botum bestiegen haben, ist 1870 m hoch; das Fundament der Nadel liegt ungefähr 300 m tiefer.

Chappot und ich brechen lange vor der Kolonne auf und steigen die Kamelpiste, östlich dem Pic Botum entlang, hinunter. Diese Piste entfernt sich von der Botumnadel. Dort, wo sie gegen Osten abbiegt, auf 1540 m Höhe, verlassen wir sie, um den Fuss der Nadel zu erreichen. Wir traversieren zwei „barrancas“, die zweite ist eine tiefe, mauerbewehrte Schlucht. In einer Schluchtengasse entdeckt Chappot eine Guelta, ein Becken mit klarem Wasser, gross genug, um darin zu schwimmen. Das ist ein prächtiger Fund, und wir werden nicht verfehlen, auf dem Rückweg hier haltzumachen. Nach einer Marschstunde stehen wir unmittelbar vor der Nadel, deren eindruckliche Fassade wir eingehend studiert haben.

Die Nadel hat die Form eines abgebrochenen Zuckerhutes, deren Spitze abgeglitten und auf dem Osthang aufliegt. Ihre zugespitzten West- und Nordränder bilden jetzt den Gipfelgrat.

Die Oberfläche des Rutsches ist so schief, dass sie gegenwärtig zufolge der Erosion mit der Ostwand vereinigt scheint.

Eine mächtige, glatte, fast schartenfreie Wand verteidigt den Sockel der Nadel.

Unsere Erfahrungen am Pic Botum zunutze ziehend, suchen wir östlich und südöstlich die schwachen Stellen. Tatsächlich durchziehen an der Ostwand drei Couloirs das schräge, parallele Relief der Felsplatten. Eines nur gelangt bis zur Ostsüdostschulter, die über die Grundmauern zur Südostwand führen könnte. Auf diesem Steilhang ist es die einzig mögliche Route. Wir halten genau die Ostrichtung ein, steigen dann in nordöstlicher Richtung weiter und gelangen, abbiegend, zum ausgewählten Couloir. Der Weg ist gut, wir kommen im festen Felsen schnell vorwärts. Die Schulter hält eine angenehme Überraschung für uns bereit. Nach einem kurzen Abstieg nach Süden greifen wir rechts einen felsigen Vorsprung an; dieses Manöver hat uns zu einem Schlangenweg geführt, und wir können eine Steinhalde erreichen. Da finden wir im Basalt eine sehr tiefe Spalte und gewinnen Höhe. Links leicht abbiegend, traversieren wir zwei glatte, schwarze Platten, die uns zu senkrechten Orgelpfeifen führen. Bei der luftigen Kletterei können wir – nicht ohne Genugtuung – unsere Kamelkarawane auf der Piste nach Zuar beobachten.

Doch wir befinden uns erst auf halber Höhe. Über uns erhebt sich ein Wirrwarr von Kaminen, Couloirs, Türmen und Türmchen. Welchen Weg

sollen wir einschlagen? Den Gipfel sehen wir immer noch nicht. Wir folgen einer aus Kaminen und Vorsprüngen bestehenden Formation und gelangen in gerader Linie zum höchsten Turm. Unseren komplizierten Weg haben wir sorgsam mit Steinmännchen markiert. Die physische Kraftanstrengung war bis jetzt beträchtlich, doch bleibt uns immer noch die Südostgipfelwand zu erklimmen. Die Wand strebt jetzt noch senkrechter hinauf, der Wirrwarr von Kaminen, Vorsprüngen und Couloirs bleibt sich aber gleich. Den Gipfel erspähen wir erst, als wir aus der Wand heraussteigen. Wir erreichen ihn nach 4 Marschstunden.

Meine Kletterschuhe sind in kläglichem Zustand; es ist mein drittes und letztes Paar. Die Schuhe Chappots, mit Sohlen aus synthetischem Gummi, sind noch gut. Meine beschlagenen Schuhe, die ich am Musgu und Timi getragen habe, sind nicht mehr zu gebrauchen. Von Beschlag ist keine Rede mehr; das ausgetrocknete und eingeschrumpfte Leder hält die Nägel nur noch am Rande fest. Übrigens nehmen die Nägel auf diesen Steinen die Fusssohlen zu stark her, so dass ich ihnen nicht nachtrauere, viel eher den Kletterschuhen, die ich nicht ersetzen kann, oder dann höchstens durch „samara“, die Ledersohle der Tubu, die an der grossen Zehe befestigt wird. Sämtliche Tibestiforscher haben gleiche Erfahrungen gemacht – alle wussten über den raschen Verschleiss der Schuhe zu berichten.

Vom Gipfel der Nadel ist der Horizont beengter als vom Pic aus. Das Panorama hat seine Erhabenheit verloren, jedoch wird uns ein interessanter Ausblick auf den Zuargué geschenkt, wo die Piste auf beträchtlichen Umwegen den Lavafeldern ausweicht. Vom Joch aus, das die Aiguille de Botum vom Pic trennt, wäre die Besteigung über die Nordwand wohl zu riskieren. Von oben gesehen, scheint diese Route begehbar zu sein. Vom Nordostgrat kann man dies nicht behaupten; ein heikler Kamin und die Beschaffenheit des Felsens haben uns abgehalten, ihn auszuprobieren. Unser Misstrauen war berechtigt.

Der Südostgrat zeigt mächtige, wenig einladende Vorsprünge. Was den Südgrat anbetrifft, mehr Kamm als Grat, könnte er über unseren Zugangsweg bestiegen werden.

Die Sonne brennt. Wir haben die grossen Höhen verlassen, wo die Luft frisch und belebend ist.

Unsere Kamele erwarten uns an der Piste; heute abend noch müssen wir die Karawane im Biwak einholen. Wir können nicht lange weilen und müssen unbedingt den kürzesten Weg wählen. Das ist unsere Aufstiegsroute, die wir mit Steinmännchen bezeichnet haben. Wir bleiben ihr also treu, rutschen, an den Rauheiten der Vorsprünge abbremsend, die Kamine hinunter bis zu den Orgelpfeifen, wo wir eine „Wendeltreppe“ finden, die

uns erlaubt, sie rechts zu umgehen. Rasch gelangen wir zur Schulter, gleiten das Couloir hinunter und erreichen, sonnverbrannt und durstig, unsere Säcke, die wir unvorsichtigerweise unten gelassen hatten. Die Guelta aber haben wir nicht vergessen; wir rasten hier ausgiebig, trotz den Zurufen unseres ungeduldigen Goumiers. Soll er schreien, soll er rufen... einstweilen löschen wir den Durst wonniglich mit Zuckerwasser.

Vögel fliegen herzu, um sich zu erlaben. Im klaren Wasser folgen wir dem Treiben vieler zierlicher Käfer.

Wir müssen noch 5 Stunden gehen; die Nacht wird uns mitten im Lavagewirr einholen... es ist uns vollständig gleichgültig; die Stunde ist zu schön und will genossen sein.

Der nicht sehr gescheite Mahamat, der unser wartet, begrüsst uns; in seiner Höflichkeit liegt Missbilligung. Er ist sichtlich nervös und belädt die Kamele hastig, ohne uns recht Zeit zu lassen, etwas Nahrhaftes aus dem Proviantstasche zu holen. Dann, wie Kinder, welche die Schule geschwänzt haben und dabei erwischt wurden, fügen wir uns reumütig. Der hastige Schritt des Tubu und sein Schweigen sind bedeutsam. Als die Piste endlich ihre Schleifen aufgegeben hat, bindet Mahamat die drei Kamele im Gänsemarsch aneinander. „Aufgesessen, ihr Herren!“

Er selber geht seinen langen, ausgiebigen Tubuschritt, dem wir, und übrigens auch die Kamele, nicht folgen können. Wir lachen, verstehen aber seine Sorge vor der einfallenden Nacht. Reisst Mahamat vor dem Dämon des Berges aus? Oder fürchtet er eine üble Begegnung? Wohl eher das letztere.

Wir ziehen den Lavaflüssen entlang, die wir schlussendlich traversieren müssen. Hinter uns verschiebt sich die Aiguille de Botum langsam; sie deckt den Pic zu und nimmt ihren endgültigen Platz auf der anderen Seite ein. Der Vollmond geht auf, die Kamele stolpern in den Bechern, Schalen und Waschbecken, die das Regenwasser ins Lavagestein gegraben hat. Endlich gelangen wir zum anderen Ufer, in einen Enneri, wo die Vegetation wieder zu ihrem Recht kommt. Das orangene, warme Leuchten, das sich an den Felswänden des Enneri Crop spiegelt, erhöht noch unsere Freude und Erleichterung. Der vorsichtige Tubu lässt die Kamele anhalten. Wie ein Wolf schleicht er sich hinter den Akazien vorwärts, um auszukundschaften. Bald kehrt er befriedigt von seiner Inspektion zurück. Es ist wirklich das Lager unserer Karawane und nicht dasjenige unerwünschter Nomaden.

Welche Wohltat, den Durst zu stillen; und wie wohlig man am Feuer sitzt! Wir schlafen beim Gezirp der Grillen und Zikaden ein... was für ein Kontrast zum toten Schweigen auf den hohen Plateaus, die wir gerade verlassen haben!

RÜCKKEHR NACH ZUAR ÜBER DEN ENNERI AREUN

Unser Biwak am Enneri Crop liegt 50 km von Zuar entfernt. Um nicht am 24. Februar abends allzu spät anzukommen, biwakieren wir noch einmal unterwegs und werden morgen tagsüber unsere Kolonne dislozieren. Wir rufen dem Pic Botum und der Nadel, die majestätisch das Tal abschliessen, ein letztes Lebewohl zu. Die grauen Sandsteinwände schliessen wieder die Enneri ein und bilden eindrucksvolle Schluchten. In anderen Ländern wären diese Schluchten berühmt; die Liebhaber malerischer Romantik oder dantischer Szenerien würden sie aufsuchen. Es gäbe Eintrittsbillette, kleine Brücken über Schlünde und Abgründe und luftige Pfade den senkrechten Wänden entlang. Hier sind die Schluchten so zahlreich, dass man sich daran gewöhnt; das Interesse, das man ihnen anfangs zuwendete, flaut ab. Nicht aus Gleichgültigkeit; denn solche Schauspiele genießt man immer wieder, sondern aus Gewöhnung. Während der Regenperiode ist das Schauspiel wohl viel eindrucklicher, wenn tobende Sturzbäche alles mitreissen oder zügellose Kaskaden, den porösen Felsen zernagend, die Wände hinunterstürzen, Türme unterschwemmen und Monolithen umstossen. Man kennt Kaskaden von 500 m Höhe.

Nach diesem wilden Tal ist die Guelta von Odimpi ein ergreifender Kontrast, ein Nest im Grünen. Dem Felsen entspringt eine Quelle. Alles Lebendige der ganzen Region findet sich in diesem Eden ein. Die Menschen trinken im oberen Becken, einer natürlichen Aushöhlung des Felsens, die Tiere im Ausflussbecken; Esel, Vögel, Insekten treffen sich hier, um ihren Durst zu löschen.

Es fliesst nur wenig Wasser, das aber klar und vorzüglich ist. Die Tubu haben es nicht unterlassen, ihren Besuch durch eingekritzte Zeichnungen im Felsen zu verewigen. Ungeschickte Hände haben Kamele gezeichnet. Diese neueren Felsenzeichnungen sind in ganz Tibesti sehr verbreitet. Es ist ein naiver Zeitvertreib der Hirten an den Wasserstellen und auf den Weiden.

Die Sonne brennt unverschämt. Wir messen an unserem Körper die Höhenunterschiede! Wir gehen im engen Tal weiter, das sich jedoch bald zu einer grünen Landschaft, dem Enneri Areun, öffnet. Mit der Nacktheit der Plateaus kontrastierend, wirkt diese Gegend wie ein paradiesischer Garten. Man möchte fast von „Akazienwäldern“ schwärmen (in der Eingeborenen-sprache „tahla“). Es ist die Savanne des Zuargué, wo wir im Schutze einer mächtigen Akazie unser letztes Biwak aufstellen. Das Laub der Bäume scheint unter dem diffusen Licht des Mondes aufzublühen, während es von unten von den Biwakfeuern beleuchtet wird: das Feuer der Tirailleure, das

knistert und Flammenzungen aufwirft, das Feuer der Goumiers, das orange leuchtet, und unseres endlich, das knackt und knallt.

Die Stimmung der Leute ist vorzüglich; in die Unterhaltungen mischen sich Lachsalven. . . Morgen wird in Zuar gefestet!

Der 25. Februar ist unsere letzte Etappe, ein Spaziergang von 15 km in weichem Sand, der den Füßen wohltut. Dieser Marsch ist nach dem rauhen Boden der Tarsos eine wahre Erholung. Bald sehen wir zwischen den Tahlas die administrativen Bauten des Bordj auftauchen, schon strecken sich Freundeshände aus. . .

Wir sind zurück und haben eine Fülle herrlicher Erinnerungen mitgebracht.

ÜBERSICHT DER BESTEIGUNGEN

Besteigung des Ehi Musgu, 12. Februar: Marcel Chappot, Herbert Hildebrand, Dr. Ed. Wyss-Dunant. *Aufstieg*: Westgrat und Nebengipfel: Marcel Chappot; Ostgrat und Ostkamin: Herbert Hildebrand und Dr. Ed. Wyss-Dunant. *Abstieg*: Westgrat und Couloirs: Herbert Hildebrand und Dr. Ed. Wyss-Dunant; Ostgrat: Marcel Chappot. Aufbruch vom Lager: 7 Uhr. Fuss des Grates: 9.30 Uhr. Gipfel: 12 Uhr. Aufbruch vom Gipfel: 13.30 Uhr. Ankunft im Lager: 16.30 Uhr.

Besteigung des Ehi Timi, 20. Februar: Marcel Chappot und Dr. Ed. Wyss-Dunant. *Aufstieg*: Südgrat. *Abstieg*: Westgrat, Westkamine und Couloirs. Aufbruch vom Lager: 5 Uhr. Fuss des Grates: 10 Uhr. Gipfel: 13 Uhr. Aufbruch vom Gipfel: 15 Uhr. Ankunft im Lager: 21.45 Uhr.

Abstieg in den Trou au Natron (Tiefe 650 m), 20. Februar: Herbert Hildebrand.

Besteigung des Pic Botum, 22. Februar: Marcel Chappot, Dr. Ed. Wyss-Dunant, Dr. Kurt Tschudi, Herbert Hildebrand. *Aufstieg*: Nordwand: Marcel Chappot und Dr. Ed. Wyss-Dunant. Südostflanke: Dr. Kurt Tschudi und Herbert Hildebrand. Nordwand: Aufbruch vom Lager: 7.15 Uhr. Fuss Kamin: 8 Uhr. Gipfel: 10 Uhr. Südostflanke: Aufbruch vom Lager: 6.45 Uhr. Fuss Südostflanke: 7 Uhr. Gipfel: 9.30 Uhr. *Abstieg*: Ostgrat: Marcel Chappot und Dr. Ed. Wyss-Dunant. Südostflanke: Dr. Tschudi und Herbert Hildebrand. Ankunft im Lager: Marcel Chappot und Dr. Ed. Wyss-Dunant: 15.30 Uhr. Dr. Kurt Tschudi und Herbert Hildebrand: 14 Uhr.

Besteigung der Aiguille de Botum, 23. Februar: Marcel Chappot und Dr. Ed. Wyss-Dunant. *Aufstieg*: Ostgrat, dann Südostwand. *Abstieg*: gleiche Route. Aufbruch vom Lager: 7.15 Uhr. Fuss Nadel: 8.30 Uhr. Gipfel: 11 Uhr.

Rückkehr nach Algier über Südalgerien

27. Februar bis 17. März 1948

Am 27. Februar ist die Kolonne zum Abmarsch bereit. Jeep und Dodge sind in gutem Zustand. Wir fahren auf der Piste nach dem Zuargué, in der entgegengesetzten Richtung, bis zum Enneri Tao, wo man die bewohnte Welt gegen die Leere der grossen Wüste eintauscht. Die Fahrt von Sebha nach Zuar hatte 6½ Tage gedauert. Die Rückfahrt geht rascher. Unsere

Spuren sind noch klar in den Sand gezeichnet, so dass uns alles zeitraubende Suchen erspart bleibt und wir leichter vorwärts kommen. Zudem greifen wir die Hindernisse von Kurizo und Domadzé nicht mehr von der Kehrseite, sondern von der bequemerer Seite an. Jetzt verstehen wir, wie die Kolonne Leclerc mit ihrem ganzen Material dieses damals noch wenig erforschte Gebiet passieren konnte.

Unsere Route ist also auf dem Rückweg die gleiche wie auf dem Hinweg, ausgenommen eine Ost-Nordost-Variante, die wir, nachdem die Kurizoenge ohne Zwischenfälle überwunden wurde, einschieben.

Wir hofften, auf jener Piste besseres Terrain zu finden, doch zeigt sich die Hoffnung als trügerisch. Diese Piste ist nicht besser als die Westpiste, auf die wir vor dem Murigidzé wieder stossen. Dieses Massiv zeigt sich auch jetzt nicht freundlicher als auf dem Hinweg, um so mehr auch, als die brennende Sonne von Zuar ganz unerwartet von schneidender Kälte abgelöst wird. Der Himmel ist grau, der Nordwind hat uns den ganzen Tag lang gepeitscht. Jedoch stellen wir kein einziges Mal das Zelt auf, das Schlafen unter freiem Himmel sagt uns mehr zu.

Einige Schnupfen ausgenommen, sind alle bei guter Gesundheit, besser sogar als vor der Abfahrt von Algier.

Nach Murigidzé finden wir wieder die zwei Felswände mit ihren versandeten Couloirs. Das erste nehmen unsere Wagen spielend, wie tüchtige Bergler, denen die steilsten Hänge ein Kinderspiel sind. Die zweite Felswand jedoch kann nicht umgangen werden; wir müssen sie durch das Sandcouloir gewinnen. Die Ausbrüche des Dodge sind zuerst besorgniserregend, wie er sich der Felsflanke entgegenwirft, dann beängstigend, als er von Hügel zu Hügel zu hüpfen anfängt, dabei gefährlich seitlich abgleitend, so dass man ihn schon umgestürzt sieht . . . begeisternd aber, als er im Triumph den Scheitel der Klippe erreicht. Tschudi, der furchtlose Fahrer, ist mindestens ebenso erstaunt wie wir über das Gelingen eines Unternehmens, das ebensogut zu einer Katastrophe hätte führen können.

Was den Domadzé anbetrifft, so ist seine Nordsüdüberquerung ereignislos. Bevor wir jedoch auf einem wunderbaren Reg, welcher die Wagen immer schneller werden lässt, nach Gatrun gelangen und uns dem Fortin nähern, stellt ein tückischer Zwischenfall die Camionette auf eine harte Probe. Während der Nacht hatte der Wind kleine, wenig sichtbare Dünen von der Höhe eines Treppentrittes quer über die Piste gelegt. Mit unserem 50-km-Tempo ist es uns nicht möglich, das Hindernis zu umgehen. Diese kleine, grobkörnige Sanddüne ist felsenhart und stellt ein richtiggehendes Sprungbrett dar.

Der Dodge und sein Periskop Ferrache führen, jeder auf eigene Rechnung, 2 m hohe Kunstsprünge aus, bevor sie den Boden berühren. Der

Fahrer Tschudi und ich selber, im Innern des Wagens, stehen, mehr als uns lieb ist, mitten im Konflikt des harten Inventars: Küchengeschirr, Werkzeug, Kisten, die sich bemühen, das Gesetz der Schwerkraft einzuhalten.

Der Zwischenfall endet mit einem Ferrache spendierten Stärkungstrank... er blutet an den Lippen und findet, dass es Allah nicht gut mit ihm meine, gerade jetzt, wo er in Gatrun seine Frau wiederfinden wird. Der Dodge führt sich übrigens am nächsten Tag, bei der Traversierung der Ummel-Araneb-Düne, sehr tapfer auf, obschon uns diese einige gefährliche Versandungen bereithält.

Wir gelangen in neues Land. Wir wollen Fezzan nicht verlassen, ohne die Oasen von Murzuk, das Tal des Ued el Ajal und Rhat im Tassili der Adjer besucht zu haben. Von da aus werden wir Algier über Südalgerien erreichen.

Von Umm el Araneb geht ein Weg über Traghen nach Murzuk.

Traghen ist eine reizende Oase, deren Häuser aus grüner Stampferde gebaut sind. Die Franzosen haben drei artesische Brunnen gebohrt; sie haben das kulturreife Land den Einwohnern, auf der Basis von 625 m² pro Kopf, überlassen. Wir haben diese fruchtbaren Gärten besucht, die ihre neuen Besitzer kaum richtig zu schätzen wissen; sie trauern noch zu sehr dem süßen Nichtstun nach, als sie noch gewohnt waren, die Arbeit den Sklaven zu überlassen.

Die Abschaffung der Sklaverei hat in diesen entarteten Ländern ein soziales Problem geschaffen, dessen sich die neuen Kolonisatoren sehr ernsthaft annehmen. Gärten und Palmenhaine sind schlecht gepflegt. Es braucht unendliche Geduld und Arbeit, um die Bevölkerung dazu zu bringen, die Vorzüge einer rationellen Bodenbearbeitung zu verstehen.

Die Fezzan-Dattel ist gut, sehr süß, aber nicht schmelzend wie diejenige von Südalgerien. Sie kann aber durch bessere Pflege der Bäume sehr verbessert werden. Die heutige Bevölkerung ist nicht imstande, dies zu verstehen. Die sich selbst überlassenen Bäume wachsen ohne Nutzen buschartig auf, da die Wildschösse nie entfernt werden. Die abgelebten, trägen Eingeborenen, die von Sarazenern, Türken und dann von den Senussi ausgebeutet wurden, haben allen Glauben an die Zukunft verloren. Sie müssen von Grund auf neu erzogen werden. Es genügt, diese misstrauischen, geschlossenen Gesichter, diese matten Augen, diese armseligen Erscheinungen zu sehen, um den Umfang des auszuführenden Werkes zu verstehen. Denn, es muss betont werden, diese Leute sind sesshaft, keine Nomaden, bei denen die sozialen Probleme ganz anderer Natur sind.

Murzuk, das alte Handelszentrum Fezzans, das im letzten Jahrhundert fast 10 000 Einwohner zählte, hat stark an Bedeutung verloren. Heute zählt es noch 2500 Einwohner. Die Karawanen zogen einst von allen vier Him-

melsrichtungen heran, um ihre Waren einzutauschen und Sklaven zu verkaufen. Der Verkehr war äusserst lebhaft.

Murzuk ist der Treffpunkt einer ausserordentlichen Sprachmischung geblieben: Berber, Haussa, Araber, Targui, Tubu sprechen alle ihr eigenes Idiom; arabisch ist jedoch die Hauptsprache geblieben. Murzuk ist eher eine Stadt als ein Flecken. Der Militärbordj – Fort Colonna d’Ormano genannt, zu Ehren eines französischen Obersten, der bei der Eroberung von Murzuk 1941 fiel – überragt sie.

Die 85 Weiler des südlichen Fezzan, die zusammen 25 000 Einwohner zählen, gehören zu den Oasen von Chati, des Ued el Ajal, des Uadi Etba und der Niederungen von Murzuk, von Hofra oder von Cherguia, wo die Stämme die Namen der von ihnen bewohnten Gegenden tragen. Sonst gibt es im Fezzan nur Wüste, Djebel und Dünen. An den wichtigsten Punkten dieser Oasen haben die Italiener sehr schöne administrative Bauten aufgestellt, die gut erhalten sind. Eine vorzügliche Strasse verbindet Murzuk mit Sebha über Goddua, wo wir auf dem Hinweg nach Umm el Araneb abzweigten.

Wir finden unseren Anhänger wieder, vollbeladen mit Lebensmitteln; aber da er in den südalgerischen Dünen völlig unbrauchbar ist, lassen wir ihn in Sebha zurück. – Wir sind gerade zur Abfahrt bereit, als die Tunis-Tschad-Mission, die uns auf dem Hinweg um einige Tage voraus war, eintrifft. Der ansehnliche Wagenkonvoi ist auf dem Rückweg unseren Spuren ebenso treu gefolgt, wie wir den ihrigen nach Zuar. Wir freuen uns, ferne Reisegefährten hier zu treffen und kennenzulernen.

Am 4. März verlassen wir Sebha und schlagen die Route nach Rhat ein. Den ganzen Weg entlang von Sebha nach Ubari folgen sich grüne Palmenhaine, in denen sich die zahlreichen Dörfer einnisten. Zum kräftigen Grün der Kornfelder und Gemüsegärten gesellen sich das Graugrün der Palmen und die schillernden Farben der Dünen, die den Horizont rechter Hand abschliessen. Die Landschaft erstrahlt in einer prächtigen Farbenskala.

Wir passieren Djerma, die frühere Kapitale der Garamanten, wo römische Überreste den Durchgang der Legion, die Rhat besetzte, bezeugen.

Ubari zeigt das Ende der Palmenhaine an. Die Strasse geht darauf bis Serdelès durch leeres Land, das der Djebel Ubari links abgrenzt. Später nennt er sich Djebel Iranen, ohne dass sich seine „meseta“-Natur im geringsten geändert hätte. Dahinter befinden sich die „hamada“ von Murzuk und dann der grosse „edeyen“ (Wüste) von Murzuk.

Wir begegnen einer Karawane: einigen Eingeborenen mit 5 Kamelen. Sie kommen vom Sudan und gehen nach Kufra – eine tüchtige Reise!

Die Strasse fällt stufenartig. . . und plötzlich zeigt sich in der Kurve bei Serdelès das Profil der ersten Erhebungen des Tassili der Adjer.

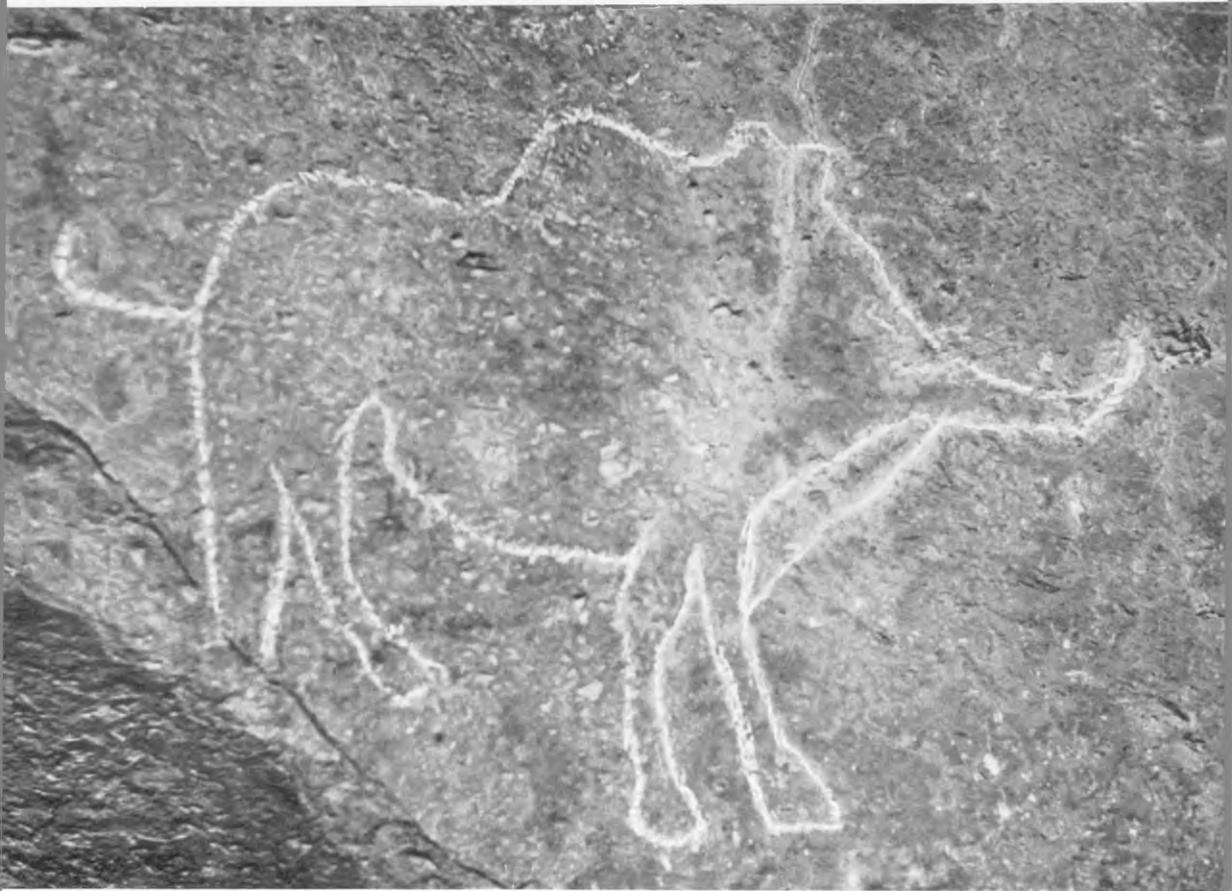


Oben: Trou au Natron, im Hintergrund der Toussidé (3200 m)

Unten: Pic Botum (2400 m)



Aiguille de Botum



Felszeichnungen aus dem Hohlweg von Oudingueur



Felszeichnung aus dem Hohlweg von Oudingueur

In Serdelès, wo wir die Nacht verbringen, trennen uns 447 km von Sebha.

Die Piste nach Südalgerien gegen Fort Flatters, das 800 km entfernt liegt, geht von hier aus. Wir müssen aber vorher noch in Rhat Benzin tanken (120 km).

Die Strasse, die diese zwei Zentren verbindet, ist malerisch. Sie durchfährt die geographische Grenze zwischen Fezzan und dem Tassili. Ein Grenzstein wäre höchst überflüssig, der Übergang springt einem sofort ins Auge. Die Route überwindet eine Enge, wo sich Dünen und schwarze Felsgebirge, die Türme und fingerförmige Basaltmonolithen überragen, gegenüberstehen. Auf der einen Seite der Route haben wir die ganze Phantasmagorie der farbenschillernden Dünen, auf der anderen das wilde, strenge Gesicht der Felswände und trauernden Dome. Ein Ued trennt diese zwei Welten. Wir sind in den Tassili eingetreten. Das plötzliche Erscheinen von Rhat ist eine andere wundervolle Überraschung. Wie in Traghen, sind die Häuser aus grüner Stampferde gebaut. Sie stehen, eng aneinandergeschmiegt, in einer Bucht zwischen Palmenhainen und Hügeln. Eine imposante Zitadelle aus gelbem, geschnittenem Stein überragt sie.

Ein Merkstein gibt die Entfernung an: 2340 km nach Algier.

Wir kennen die zu erwartenden Schwierigkeiten und beginnen uns wegen der Pneu's des Jeeps Gedanken zu machen. Sie haben ausgedient. Der Versuchung, nach Djanet, der „Perle der Oasen“ durchzubrechen, werden wir deshalb wohl widerstehen müssen. Darum werden wir heute abend noch nach Serdelès zurückfahren, nachdem wir uns im Militärbordj mit Benzin versorgt haben.

Am 7. März beginnt die endlose Durchquerung der Wüste.

80 km nordwestlich von Serdelès traversieren wir die erste Düne von Takiunet, „Dune 80“ genannt, nicht ohne mehrmals im Sand stecken zu bleiben. Das macht uns aber nicht viel aus, wir sind daran gewöhnt. 65 mal haben wir seit Beginn der Reise ähnliches erlebt. Auf ungefähr 40 km folgt dann unregelmässiger Feh-Feh-Boden, dann kommt „sebkra“ (ausgetrockneter Moorboden), auf welchem die erleichterten Motoren wieder auf volle Touren gehen. Abends halten wir am Akéuet-Brunnen, unter dem lieblichen Schutz der Tamarisken, nachdem wir links die Piste nach Fort Tarat hinter uns gelassen haben. Wieder sind wir 200 km gefahren.

Am 10. März wird die Piste besser. Wir lassen bald die Piste nach Fort Polignac, kurz vor dem Isendjel-Brunnen (80 km), hinter uns, wo ein Kühlschrank unsere Aufmerksamkeit fesselt, der wohl die warme Jahreszeit abwartet, um in Funktion zu treten. Uns stört die Wärme sicher nicht. Es ist kalt, der Himmel ist grau. Der Eiskasten kann uns also nicht im geringsten nützlich sein. Dem Brunnen entsteigen Verwesungsdufte. Besser,

wir fahren trotz der Zuvorkommenheit der zwei Eingeborenen, die uns so ehrerbietig an diesem stinkenden Brunnen empfangen, gleich weiter.

Unser Konvoi geht in nordwestlicher Richtung weiter. Um 17 Uhr steht er vor der Tadjenturt-Düne, die zu unserer Freude sachgemäss mit einem gutverankerten Drahtnetzteppich ausgestattet ist. Die Wagen kommen prächtig hinüber; wir gewinnen Zeit. Die Landschaft ist düster – wir haben die schöne Farbenpalette des Fezzan zurückgelassen und eine andere Erregung der afrikanischen Natur gefunden, den Rhythmus der unendlichen Weiten, die von den Reisenden eine unerschütterliche Ruhe und jene ausgeglichene Gemütsart, die allen saharischen Völkern eigen ist, verlangen.

Heute, am 11. März, hat die Herrschaft der Winde und Unwetter begonnen. Der Himmel ist bedeckt, drohend sogar. Vor uns schliessen die Tidjikanine-Dünen den Horizont. Sie sind violett gefärbt; wir selber rollen auf granatfarbener Sebkra. Schwarze Wolken ballen sich zusammen. Sonderbares Schauspiel: es regnet, und die Scheibenwischer treten in Funktion, während wir in vollem Lauf gegen die erste Düne anstürmen. Das Manöver der Camionette gelingt nicht auf den ersten Anhieb; wir lassen jedoch nicht locker und stehen endlich auf dem über 20 km langen Sandplateau, an das sich am Horizont die letzte Ohanet-Düne reiht. Ihre seitlichen Kalkklippen scheinen verschneit zu sein. Der Jeep patrouilliert fröhlich, der Dodge jedoch klappert... schliesslich geht ihm der Schnauf aus... er bleibt im Sande, gerade am Fuss der Düne, stecken.

Einen Augenblick lang verlieren wir den Mut angesichts der neuen Anstrengungen, die unser harren. Doch die Wüste hält Wunder für uns bereit. Menschliche Silhouetten erstehen plötzlich, wie aus der Erde gezaubert; und unter ihnen ist ein guter Mohammed, der sich erinnert, vor 12 Jahren Tschudi in Tuggurt begegnet und ihm als „Cicerone“ gedient zu haben.

Es genügt – 10 kräftige Arme packen den Dodge, heben ihn aus seinem Loche und schieben ihn die gefürchtete Düne hinauf. Jetzt sind die grösseren Schwierigkeiten hinter uns; wir atmen auf – ahnen dabei aber nicht, welche Mühseligkeit uns noch erwartet... Bis zum Fort Flatters sind es 252 km einförmigen, steinbedeckten Bodens, auf dem wir mit 10–15 km/h „Tempo“ rollen. Es ist eine trübe Strecke, die unsere Nerven auf eine harte Probe stellt, von den Schwierigkeiten mit den hart mitgenommenen Pnues des Jeeps ganz zu schweigen. So ziehen wir langsam im Steingeröll dem Abend entgegen. Wir sind immer noch 80 km von Fort Flatters entfernt.

Am 12. März gehen wir unseren Leidensweg auf einem Terrain weiter, das man weder als Ebene noch als Tal oder Plateau bezeichnen kann. Sagen wir ein „Zwischenplateau“, da am Punkt „Quatre Chemins“ die Piste sich zu einer schönen Corniche umwandelt, einer 12-km-Akba, die in das Sand-

becken hinuntersteigt, in welchem, von Dünen umwozt, Fort Flatters steht. Wir erkennen die zwei TSF-Maste; wir nähern uns dem Bordj, erreichen die administrativen Gebäude und halten am Aerodrom, um Benzin zu tanken. Ein Flugzeug landet, das von Tamanrasset (über Djanet und Rhat) herflog. Es entsteigen ihm sympathische Gestalten, denen wir wenige Tage früher in Rhat begegneten.

Nach dem Land der Steine kommen wir in das Land des Sandes; die Sahara verwandelt sich einmal wieder wie der Proteus der hundert Gesichter.

Nachdem wir die Akba hinaufgegangen und den „Quatre Chemins“-Punkt hinter uns gelassen haben, treten wir in neues Land ein: den grossen orientalischen „erg“, den wir morgen auf 300 km Breite im seltsamen Couloir des Gassi Tuil traversieren werden. Wir finden den Tanesruft-Brunnen ausgetrocknet; beim Pujat-Brunnen befindet sich eine Schutzhütte, bestehend aus einem Wohnwagen, den zwei Eingeborene betreuen. Bei einem heftigen Sandorkan wäre eine solche Unterkunft wohl einladend; diesen prächtigen Abend jedoch verbringen wir lieber im Freien. Unser Biwak am Fusse einer Düne des Gassi Tuil wird uns unvergesslich bleiben.

13. März: Der grosse Erg ist eine Offenbarung. Man stelle sich, mitten in der Wüste, die Vision rosaroter, auf dem Wasser schwimmender Eisberge vor, so weit entfernt, dass sie wie Luftspiegelungen auftauchen. Je näher wir kommen, desto mehr zieht sich das Wasser zurück, und die Eisberge wandeln sich in Schneeberge, deren Grate, Wächten und Lawinen 80 bis 100 m hoch sind. In diesem Chaos hat sich sonderbarerweise das Couloir erhalten, ohne seit Menschengedenken je durch Sand verstopft zu werden.

Seine Breite variiert zwischen 10 und 30 km. Die Wagen können in der ersten Hälfte, die vollkommen eben ist, 50–60 km Geschwindigkeit einhalten. In der zweiten Hälfte aber ist der Boden weicher und verlangt auf seinen 130 km behutsameres Fahren, um das Versanden zu verhüten. Unter diesen Zuständen sind die 376 km, die uns von Fort Flatters trennen, schnell durchfahren.

Wir begegnen einem Militärkonvoi, der sich nach Sebha begibt. Es ist der dritte, den wir kreuzen. Wie es sich in der Sahara gehört, plaudert man miteinander und packt Neuigkeiten aus, nicht ohne sich gegenseitig über das Wohlergehen erkundigt zu haben. Man will vom vorfahrenden Konvoi hören und gibt Aufträge für den nachfolgenden. Da wir in entgegengesetzter Richtung fahren, stellen wir die Verbindung zwischen den verschiedenen Kolonnen her.

Gerade nach Fort Lallemand beginnt eine asphaltierte Strasse. Ein phantastisches Gefühl nach den Tausenden von Kilometern Naturboden!

Leider ist es aber nur eine trügerische Hoffnung. Die Wagen tanzen bald wieder auf der schlechten Piste herum. Staubwolken, die in der untergehenden Sonne unwahrscheinliche Farben annehmen, wirbeln auf.

Wir biwakieren im Schutz der letzten Düne und schlafen so fest, dass Fenneke und Schakale uns unbestraft besuchen können und sogar unsere Schlafstätte beschnüffeln. Beim Aufwachen geht ein schönes Donnerwetter los, als wir ihre Visitenkarten gerade unter unserer Nase entdecken. Die neugierigen Tiere haben wohl wissen wollen, ob wir tot oder lebendig seien. Oh, herrlich tiefer Schlaf der Wüste!

Am 14. März ist die Etappe kurz, aber schlecht, und teilweise versandet. Wir kommen ermüdet in Uargla an, einer luxuriösen Stätte in einem Palmengarten, wo uns nach dem wochenlangen Nomadenleben alles als Überfluss, Komfort und Luxus erscheint. Doch ist unsere Odyssee noch nicht zu Ende; denn die Wüste wahrt ihre Rechte, trotz den Telegraphenstangen, die uns versichern wollen, dass wir uns in zivilisierten Gegenden befinden.

Die Piste Tuggurt–Biskra ist so miserabel, dass wir lieber diejenige von Gardaia nach Laghuat einschlagen; nicht, dass sie viel besser oder kürzer wäre, doch hoffen wir weniger Zufällen ausgesetzt zu sein. Wir fahren wieder los. Die Landschaft ist leer, die aufdringliche Reihe der Telegraphenstangen bezeugt wohl, dass die Zivilisation diese Gegenden erobert hat, aber deswegen ist die Piste keineswegs besser geworden.

Den ganzen Tag lang hüpfen, springen und tanzen wir im Chaos bis zum Moment, wo der Dodge die beunruhigenden Symptome einer gebrochenen Feder zeigt. Was nun? Die Nacht wird bald hereinfallen... ein eisiger Wind peitscht uns. Der einzige Trost in dieser jämmerlichen Landschaft ist der Telegraphenstangenwald... Er wird zur fixen Idee. Als Schutz gegen den Wind ist er nutzlos, als Zerstreung weniger als Null... Wir entschliessen uns, so lange als möglich, langsam weiterzufahren.

Man sagt, die Nacht bringe Rat. Ganz genau dies erfahren wir; denn plötzlich zeigt sich ein Wunderzeichen am Horizont, wohl das Leuchten eines uns unbekanntes Gestirns. Beim Näherkommen geht dieses Sterngebilde in Flammen auf; wir schliessen auf ein Biwakfeuer. Doch nein, jetzt ist das Licht zu einem Kirchturm geworden – besser noch zu einem Kasino... Wenn es schliesslich ein Aerodrom wäre? Wir fahren in gerader Linie darauf zu. Am Himmel leuchtet der Abendstern mit sonderbar rotem Licht. Er geht über unserem leuchtenden Rätsel zur Ruhe, wie der Stern von Bethlehem... Es ist ganz einfach die Station von Zelfana, wo auf „Wasser“ oder Petrol gebohrt wird, wo wir Gastfreundschaft und „last but not least“ eine Reparaturwerkstatt finden. Die Ersatzfeder ist bald eingesetzt. Jedoch schlägt jede Hoffnung fehl, einen Pneu für den Jeep aufzutreiben; das gibt

es hier ebensowenig wie in Uargla. Der Jeep muss also noch 665 km ohne Ersatzrad und mit zwei Pneus, die aussehen, als hätten sie den Mumpf auf-gelesen, weiterrollen.

Ich will gleich sagen, dass wir gut angekommen sind. Laghuat einmal erreicht, war die Partie definitiv gewonnen. Die wunderbare, 464 km lange Chaussee, die dieses Zentrum mit Algier verbindet, gestaltete unseren letzten Reisetag zu einer herrlichen, in höchstem Komfort genossener Spazierfahrt durch den Tell-Atlas und die wunderbaren Schluchten der Chiffa.

So hat die Schweizer Expedition im Tibesti die Rundreise von 7500 km (3500 km davon auf dem Hinweg und 4000 km auf dem Rückweg) abgeschlossen.

Und jetzt, da der Bericht beendet ist, wollen wir den sympathischen Gestalten, die uns in der Sahara begegnet sind, einen tiefempfundenen Gruss schicken und den französischen Zivil- und Militärbehörden, die so grosszügig am Gelingen unserer Expedition mitgewirkt haben, unseren herzlichen Dank aussprechen.

BIBLIOGRAPHIE

- Blaizot R., capitaine. *Le Tibesti d'hier et de demain*. Renseignements collectifs supplémentaires à l'Afrique française. Nol, janvier 1921, p. 6-14.
- Burthe d'Annelet, De. *Du Cameroun à Alger*. II, Paris 1932, p. 843.
- *Du Sénégal au Cameroun, par les confins libyens*. II, Paris 1939, p. 745-1549.
- Gagnier, lieutenant. *Le Tibesti*. Essai d'études géographiques, mars 1932, p. 69.
- Cance R. *Travaux topographiques de la Mission Dalloni au Tibesti*. I, 1934, p. 27-37.
- Dalloni M. *Académie des Sciences de l'Institut de France*. 1935, tomes I et II.
- Desio A. *Le nostre conoscenze geologiche sulla Libya sino al 1938*. Istituto di Geologia, Paleontologia e Geografia fisica dell'Università di Milano. Ser.-G. Publ, n° 10, 1939.
- *Una ricognizione nel Tibesti settentrionale*. Estratto dal «Bollettino R. Società geografica italiana», Roma, agosto-settembre 1941. XIX, p. 401-408.
- *Il Sahara italiano. Il Tibesti nord-orientale*. Società italiana Artigrafiche. Roma 1942.
- Lacroix A. et Tilho J. *Esquisse géologique du Tibesti, du Borkou, de l'Erdi et de l'Ennedi*. C. R., Académie des Sciences. 168, 16 juin 1919.
- *Les volcans du Tibesti*. C. R., Académie des Sciences. 168, 23 juin 1919.
- Lœfler, chef de bataillon. *La pacification du Tibesti*. Renseignements collectifs supplémentaires à l'Afrique française. N° 7, juillet 1916.
- Monod Th. *Notes sur le Dohone* (Tibesti). Travaux de l'Institut des recherches sahariennes. Université d'Alger (sous presse).
- Monterin U. *Attraverso il Deserto libyco fino al Tibesti*. Universo XVI, 1935, n° 10.
- *L'esplorazione del Tibesti settentrionale e delle Zone confinarie del Sud libyco*. Atti della XXVa riunione della Società italiana per progresso delle Scienze, a Tripoli, 1936. Roma 1937.
- Nachtigal G. *Sahara und Sudan*. Berlin, I, 1879, XXII.

- Requin, lieutenant. *Les ressources vivrières du Tibesti et leur répartition*. Journal des Colonies et de l'Armée coloniale réunis. 27^e année, n° 725, 16 novembre 1935 et 30 novembre 1935.
- Rottier, capitaine. *Etude sur le Tibesti*. Bulletin commercial et historique scientifique. A. O. F., 1922, n° 1.
- commandant. *Une mission au Tibesti*. Octobre 1926–mars 1927. Renseignements collectifs supplémentaires à l'Afrique française. 1928, n° 7.
- Schneider J., capitaine. *Le Tibesti*. Publications occasionnelles recherches congolologiques. Brazzaville 1939.
- Sixte de Bourbon. *La première exploration automobile du Tibesti, Borkou et Mordja (Ennedi)*. Renseignements collectifs supplémentaires à l'Afrique française. 1932. N° 10, octobre 1932.
- Tilho J. *Une mission scientifique de l'Institut de France en Afrique centrale (Tibesti, Borkou, Ennedi)*. C. R., Académie des Sciences. 168, 19 mai et 2 juin 1919.
- *Du lac Tchad aux montagnes du Tibesti*. Paris 1926.
- Torelli A. *Ricognizione eseguita da Uaou-El-Kebir in direzione del Oasi di Tazerbo*. Bollettino geografico della Cirenaica, n° 12, 1931.
- Lelubre M. *Le Tibesti septentrional*. Esquisse morphologique et structurale. Académie des Sciences collectives. Cr. teanus, 5 et 19 juillet 1946, VI.
- Wyss-Dunant, D^r Ed. *Recherches anthropologiques dans le Tibesti occidental*. Archives suisses d'anthropologie générale. Tome XIII.

CORDILLERA-BLANCA-EXPEDITION 1948 DES AKADEMISCHEN ALPENCLUBS ZÜRICH

VON ALI DE SZEPESSY SCHAUREK

Expeditionsdaten

25. April 1948. Abfahrt aus Antwerpen auf der „Breda“, KNSM. Frachtschiff (10 060 t) mit einigen Passagierkabinen.
2. Juni 1948. Ankunft in Lima. Vorbereitungen. Zusammentreffen mit Marmillod.
9. Juni 1948. Abfahrt von Lima nach dem Standortquartier Monterrey, 3100 m.
12. Juni 1948. Traversierung des Cerro San Cristóbal, 4505 m, mit allen Expeditionsteilnehmern; Aufnahme eines geologischen Profils. Erstbesteigung des Nevado Carhuac, 5110 m, Lauterburg, Marmillod, Sigrist, Schmid. Rückkehr nach Monterrey.
14. Juni 1948. Einrichten des Basislagers auf Cáshan Pampa, Quebrada Jauna.
17. Juni 1948. Erstbesteigung des Nevado Cáshan, 5723 m, Lauterburg, Marmillod, Sigrist, Schmid. Durch die tief verschneite und zerschundene Gletschermulde von Westen bis zum Gipfelaufbau; die steile Eispyramide über den exponierten Nordwestgrat.
19. Juni 1948. Rückkehr nach Monterrey.
22. Juni 1948. Abfahrt zur Quebrada Honda, Basislager am östlichsten Ende von Viñoja Pampa.
25. Juni 1948. Versuch, den Nevado Pucaranra über eine Rippe der Ostwand zu besteigen. Wegen Steilheit und schlechter Verhältnisse abgebrochen.
27. Juni 1948. Rückkehr nach Monterrey.
29. Juni 1948. Aufbruch zum Bayo Kocho, Cuchillo Kocho der Einheimischen, in der Quebrada Quilcayhuanca. Wegen Schlechtwettereinbruchs längere Wartezeit im Basislager.
5. Juli 1948. Erstbesteigung des Nevado Pucaranra, 6147 m, über den steilen und schwierigen Südgrat. Biwak im Abstieg auf etwa 6000 m, Lauterburg, Marmillod, Sigrist, Schmid. Trägerchef: Szepessy. Erst-

- besteigung des Nevado Bayo, 5415 m, über den sehr stark verwächten Westgrat; Szepessy und M. Soini, Lima.
7. Juli 1948. Rückkehr nach Monterrey.
 12. Juli 1948. Fahrt zur Hacienda Colcas, nach Besuch des Cañon del Pato. Anschliessend langwieriger Anmarsch zum Basislager; im Hintergrund der Quebrada de los Cedros nordöstlich des Nevado de Santa Cruz.
 19. Juli 1948. Angriff auf den Nevado de Santa Cruz in zwei Seilschaften, deren eine den Nordgrat und die andere die Nordostflanke versucht. Wegen des miserablen Wetters wird nach Durchsteigung der steilen und schweren Flanke eine Seillänge unter dem Gipfel biwakiert.
 20. Juli 1948. Erstbesteigung des Nevado de Santa Cruz, 6259 m, durch Marmillod und Szepessy. Abstieg ins Hochlager.
 22. Juli 1948. Verlegen des Hochlagers an den Südwestfuss der Aguya Alpamayo. Sehr stark verschundeter Gletscher, wilder Eisbruch. Trägerchefs: Marmillod, Szepessy.
 24. Juli 1948. Besteigungsversuch des Nevado Alpamayo, etwa 6000 m. Wird durch den Abbruch eines riesigen Wächtenstückes, das die Seilschaft mit sich 200 m in die Tiefe reisst, abgebrochen. Sigrist renkt sich die Schulter aus, Schmid stösst sich die Pickelspitze in die Unterlippe, Lauterburg hat Prellungen.
 30. Juli 1948. Ankunft in Monterrey. Sigrist muss nach Lima ins Spital, Marmillod kehrt zu seiner Arbeit zurück. Retablieren.
 5. August 1948. Aufbruch in die Quebrada Parron. Zwischenlager wegen Absturzes eines Mulis.
 6. August 1948. Basislager am Parronsee. Rekognoszierung.
 8. August 1948. Versuch, den Nevado Carás, 6025 m, über den Südgletscher und den Ostgrat zu besteigen. Muss nach siebenstündiger Anstrengung bei etwa 5300 m im hüfttiefen Pulverschnee aufgegeben werden.
 10. August 1948. Rückkehr nach Monterrey. Entlassung der Träger, Verpacken des Expeditionsmaterials. Da nun auch noch der Leiter, Lauterburg, aus geschäftlichen Gründen die Expedition verlassen muss und eine Zweierseilschaft ohne „Rückendeckung“ zu schwach wäre, muss die Expedition abgebrochen werden.
 16. August 1948. Alle Expeditionsteilnehmer wieder in Lima, von wo dann später die Heimreise erfolgt.

Leiter: Bernard Lauterburg, Ingenieur, AACZ; Arzt: Ruedi Schmid, Dr. med., AACZ; übrige Teilnehmer: Fritz Sigrist, Dr. ing. geol., AACZ; Ali de Szepessy Schaurek, Ingenieur-Geologe, AACZ; Frédéric Marmillod, Dr. chem.



Oben: Der Nevado Pucaranra, 6147 m, von Südwesten

Unten: Die Expeditionsteilnehmer im Standquartier Monterrey; von links nach rechts: Dr. F. Marmillod, Dr. R. Schmid, A. de Szepessy Schaurek, B. Lauterburg und Dr. F. Sigrist



Der Nevado Alpamayo von Nordwesten

Getreu seiner Tradition hat der Akademische Alpenclub Zürich auch diese Expedition zum Grossteil aus eigenen Mitteln und unter Mitarbeit von Klubmitgliedern finanziert und organisiert. Die Expedition verfolgte rein alpinistische Zwecke, was natürlich nicht hinderte, dass Geologen, Arzt und Ingenieur ihre Beobachtungen machten. Die Vorarbeiten erstreckten sich bis auf das Jahr 1946 zurück. 1947 konnte das Unternehmen wegen der hohen Fahrpreise noch nicht gestartet werden und musste darum auf 1948 verschoben werden.

Die Überfahrt von Antwerpen bis nach Curaçao verlief ohne Zwischenfall, wie auch die weitere Reise durch den Panamakanal bis nach Buenaventura an der Westküste Kolumbiens. Wegen der Nachwehen der Revolution musste dort das Schiff „Breda“, das Teilnehmer und Material transportierte, 10 Tage vor Anker liegen, bevor die Fahrt nach Lima angetreten werden konnte.

Nach einem kurzen Aufenthalt in der Hauptstadt Perus, wo die Expedition von der Schweizer Kolonie und besonders von unserem Gesandten, Herrn Dr. A. Berger, aufs tatkräftigste unterstützt wurde, bezog sie ihr Standquartier in Monterrey auf 3100 m Höhe. Dieses Dörfchen liegt 7 km nördlich von Huarás, der Hauptstadt des Departements Ancash im nördlichen Peru, das von der Cordillera Blanca durchzogen wird.

Vor der Expedition des AACZ haben schon drei Kundfahrten des DÖAV dieses Gebirge durchstreift, photogrammetrisch aufgenommen, und auch viele Gipfel bestiegen. Diese Expeditionen hatten ihr Standquartier 55 km weiter im Norden, in Yungay, einer grösseren Ortschaft des Santatales, in Peru Callejón de Huailas genannt. Dieses Tal wird im Osten von der Cordillera Blanca und im Westen von der aberodierten Cordillera Negra begrenzt. Die Expedition des AACZ zog es vor, ihr Standquartier in Monterrey aufzuschlagen, weil die „verruca peruana“, eine für Peru typische Krankheit, die im zweiten Stadium durch viele, bis zu erdbeergrosse Warzen gekennzeichnet ist und durch Mücken oder Zecken übertragen wird, oberhalb dieses Gebietes auf ungefähr 3000 m nicht mehr vorkommt.

Während des ersten Aufenthaltes im Standquartier wurden vier einheimische Träger angeheuert, die von der Expedition ausgerüstet wurden (teilweise mit Material der KMV, das in lebenswürdiger Weise als Leihgabe zur Verfügung gestellt worden war) und mit einem Transportunternehmer ein Abkommen getroffen, wonach für die Expedition die nötigen Pferde und Mulis sowie ein „arriero“, das heisst Maultiertreiber, bereitstehen sollten. Zwischendurch erfolgte die erste Bergtour auf den 5110 m hohen Nevado Carhuac (Erstbesteigung), wobei der Cerro San Cristóbal (4505 m) traversiert wurde.

Endlich sind alle Formalitäten erledigt, und die Expedition kann mit Sack und Pack aufbrechen. Mit dem Lastwagen wird das Material bis zur Quebrada Jauna transportiert und dort auf die wartenden Mulis verladen. Am gleichen Tag kann im Hintergrund der Quebrada auf der Cáshan Pampa das Basislager in 4300 m Höhe zwischen den blauen Büschen der Lupinen aufgeschlagen werden. Der nächste Tag vergeht mit der Rekognoszierung des Weges, der die Teilnehmer zum Hochlager bringen soll, das am 16. Juni auf 5000 m errichtet wird. Bei strahlendem Wetter wird am folgenden Nachmittag der 5723 m hohe Gipfel des Nevado Cáshan betreten. Die Neuschneefälle der letzten Tage erschweren die auch technisch nicht leichte Besteigung aufs äusserste, so dass die Seilschaften erst nach 15stündiger Abwesenheit wieder bei den Zelten eintreffen, wo sie am nächsten Morgen vom Trägerchef mit seinen Schützlingen geholt werden.

Kaum sind frische Vorräte eingekauft und das Material revidiert, wird auch schon ein neues Ziel in Angriff genommen: der 6147 m hohe Nevado Pucaranra, was auf Ketschua, der dort gesprochenen Indiosprache „Roter Fels“ heisst, also ein etwas vergrösserter „Six Rouge“. Wegen der schlechten Verhältnisse und der wirklich ausserordentlichen Steilheit – der berühmte Spruch: „Wo Schnee liegt, können wir auch durch“, ist nur bedingt richtig – musste auf die Besteigung von der Ostseite her verzichtet werden. Nach nur eintägigem Aufenthalt in Monterrey bricht die Expedition sofort wieder auf, um die erlittene Schlappe auszuwetzen. Diesmal führt sie ihr Weg durch die Quebrada Quilcayhuanca auf die Westseite des Pucaranra. Im 4600 m hoch gelegenen Basislager werden die Bergsteiger vom schlechten Wetter einige Tage aufgehalten, können aber endlich am 4. Juli, nach Überwindung eines steilen und tief verschneiten Gletschers, das Hochlager auf ungefähr 5300 m einrichten. Trotz dem wieder schlechter werdenden Wetter gelingt am nächsten Tag die erste Besteigung des schwierigen Gipfels über seinen Südgrat. Der Aufstieg erforderte nahezu 12 Stunden, und die beiden Seilschaften wurden deshalb zu einem Biwak auf ungefähr 6000 m gezwungen. Am gleichen Tag gelang es dem Trägerchef mit einem Gast aus Lima, den verwächten Westgrat des Nevado Bayo, 5415 m (Atunmontepuncu der Karte des DÖAV, Südblatt, 1939), zu durchsteigen und somit auf einem vierten jungfräulichen Gipfel die Wimpel der Schweiz und des Akademischen Alpenclubs Zürich zu hissen. Am 6. Juli wird das Hochlager wieder abgebrochen, und sämtliche Teilnehmer sind nochmals im Basislager versammelt, von wo aus am nächsten Tag das Standquartier erreicht wird.

Eine längere Rast in Monterrey ermöglicht es, eine grössere Reise vorzubereiten. Ein Lastwagen transportiert Teilnehmer, Träger und Material bis zum Seilbähnchen, das, statt einer Brücke, die Hacienda Colcas über den

Rio Santa hinweg mit der Strasse verbindet. Dort werden Träger und Expeditionsgut zurückgelassen, während die Señores noch den Cañon del Pato besuchen. Diese grossartige Schlucht, durch die der Rio Santa fliesst, wird nun zum Bau eines Kraftwerkes benützt, was zu interessanten Vergleichen Anlass gibt. Den Abend verbringt die Expedition in der Hacienda, wo sie mit echt peruanischer Gastfreundschaft bewirtet wird. Am nächsten Tag wird bis zu 4100 m aufgestiegen – die Hacienda liegt auf 2200 m! – und dort ein Zwischenlager errichtet. Zwei weitere Tage führen zum nächsten Zwischenlager und bis zu den Hütten von Alpamayo in der Quebrada de los Cedros. Dieses Tal ist im Westen durch eine vollkommen ungangbare Schlucht abgeschlossen und zwingt darum zu grossen Umwegen über einen 4900 m hohen Pass, bis man den fast ebenen Talboden bei ungefähr 4000 m wieder erreicht. Von Alpamayo wird noch bis in den Hintergrund des Tales geritten und dort ein provisorisches Basislager aufgebaut. Da die Tiere der steilen Moränenhänge wegen nicht mehr weiter können, muss das ganze Basislager mit Hilfe der Träger 500 Meter weiter hinaufgebracht werden. Drei der Expeditionsteilnehmer bleiben mit dem Material oben – ungefähr auf 4800 bis 4900 m –, um am anderen Morgen den Weg zum Hochlager zu erkunden, während die beiden anderen Señores an diesem Tag mit den Trägern den Rest des Materials hinauftransportieren. Endlich kann das Hochlager zwischen 5500 und 5600 m Höhe gerade oberhalb eines Gletscherbruches auf einer schmalen Terrasse am Fusse der Nordostwand des Nevado de Santa Cruz, 6259 m, errichtet werden.

Über Nacht hellt das Wetter vollständig auf, und um 6 Uhr in der Frühe trennen sich die Seilschaften, um jede ihren Weg zu versuchen. Die vereisten und steilen Felsen des Nordgrates zwingen die eine Gruppe um 15 Uhr bei etwa 5900 m Höhe zur Umkehr, und nur langwierige Abseilmanöver helfen ihr wieder in das Lager zurück. Die andere Partie durchstieg währenddessen die Nordostwand und erreichte den Nordgrat auf etwa 6050 m. Das Wetter war seit Mittag wieder schlecht; es schneite, und dicke Wolken umgaben den Berg, so dass beschlossen wurde, knapp unter dem Gipfel zu biwakieren und die Spitze erst am nächsten Morgen mit der voraussichtlichen Aufhellung zu besteigen. In einer Spalte des kleinen Gipfelplateaus wird in die Wand ein Loch gegraben und in diesem im Zdarsky-Sack eine gute Nacht verbracht. Bei strahlendem Sonnenschein kann endlich am Morgen des 20. Juli in einer knappen Viertelstunde vom Biwak aus der höchste Punkt um 8.30 Uhr erreicht werden. Nach einem kurzen Aufenthalt, während dessen die Wimpel der Schweiz und des Akademischen Alpenclubs Zürich auf 6259 m flattern und einige Aufnahmen gemacht werden, beginnt der Abstieg. Noch eine Pause am Biwakplatz, um alles zu-

sammenzupacken, und sofort geht es in den vortägigen Spuren wieder hinab. Das Wetter hat sich nochmals verschlechtert; schon vormittags gesellen sich zum starken Wind Nebel und Schneetreiben. Viermal muss über die schwierigsten Stellen abgeseilt werden – jedesmal an die 45 bis 50 m; abends 6.15 Uhr trifft die Seilschaft endlich im Hochlager ein.

Der nächste Tag sieht die ganze Expedition im Basislager vereint, von wo aus, erneut bei schlechtem Wetter, aufgebrochen wird, um ein neues Hochlager am Nevado Alpamayo zu errichten. Der Zugang ist langwierig; zuerst muss man zu einem kleinen Pass, 5300 m, aufsteigen, und darauf bis zu 5000 m hinabgehen, wo der Gletscher betreten werden kann. Er ist äusserst zerschundet und zwingt zu schwierigen Manövern, bis eine Mulde erreicht wird, in der das Hochlager aufgebaut werden kann, 5300 m. Da es unverantwortlich wäre, die Träger nur mit einem der Expeditionsteilnehmer als „Bergsachverständigen“ durch diesen chaotischen Gletscherbruch zu schicken, werden sie diesmal von zwei der Señores begleitet. Während die eine Dreierseilschaft sich durch den tiefen Neuschnee bis zum Einstieg des Nordgrates des Nevado Alpamayo einen Graben anlegt, wird das Basislager bis zu dem für Mulis gangbaren Gelände disloziert. Der nächste Tag sieht die Seilschaft früh unterwegs, und es gelingt ihr schon um 11 Uhr auf dem phantastisch verwächteten und steilen Grat eine Höhe von mehr als 5700 m zu erreichen, als sich plötzlich ein riesiges, vereistes Wächtenstück, schätzungsweise an die 3000 m³, unter ihr löst und die Seilschaft mit sich in die Tiefe reisst. Gleichzeitig wird noch eine Neuschneelawine in Bewegung gesetzt, und erst 300 m weiter unten kann der Schaden überblickt werden. Alle haben Prellungen und Schürfungen davongetragen; zum Glück ist nur einer eigentlich verletzt: er hat sich die rechte Schulter ausgerenkt. Der zweite hat sich beim Absturz die Pikelspitze in die Unterlippe gestossen, während der dritte mehr oder weniger heil davonkam.

Es vergehen weitere 6 Tage, bis die Expedition wieder in Monterrey versammelt ist. Trotz der ärztlichen Pflege am Unfallort muss die ausgerenkte Schulter in einem Spital nochmals mit Röntgenstrahlen untersucht werden, und ein weiterer Teilnehmer muss aus geschäftlichen Rücksichten zu Tal, so dass nur mehr drei Mann im Standquartier verbleiben.

Kaum ist die durchstochene Lippe wieder halbwegs ausgeheilt, bricht der Rest der Expedition nochmals auf; ein Camion führt Herren, Träger und das gesamte Material nach Norden. Der Anmarsch durch die Quebrada Parron wird durch den Absturz eines Mulis verzögert. Es muss ein Zwischenlager errichtet werden, und erst als am nächsten Morgen das Tier aus seinem unfreiwilligen „Stall“ befreit worden ist, kann bis zum Basislager am Paronsee, 4200 m, weitermarschiert werden. Nach langwierigem und müh-

seligem Anmarsch, der in ständigem Auf und Ab über endlose Schutthalden führt, wird das Hochlager in 4900 m Höhe aufgeschlagen. Der anbrechende Tag sieht die Seilschaft schon wieder in Bewegung. Über einen fast 5100 m hohen Pass, mit starkem Abstieg auf der Ostseite, gelangt sie zum Gletscher, der vom Sattel zwischen den beiden Gipfeln des Nevado Carás, 6025 m (Westgipfel) und 6000 m (Ostgipfel), gegen Süden fließt. Nach 7 Stunden muss der Anstieg auf ungefähr 5300 m sowohl des allzu tiefen Neuschnees als auch der Ungangbarkeit des Gletscherbruches wegen abgebrochen werden.

Nach dieser letzten Tour musste nun auch der Expeditionsleiter in die Schweiz zurückkehren (und eine Zweierseilschaft ohne bergsteigerische Rückendeckung ist in einem so wilden, weitläufigen Gebiet zu riskiert). In Monterrey wird alles verpackt, und die Expedition tritt die Heimreise an.

Die Cordillera Blanca hat noch viele schöne, unbestiegene Gipfel, von denen etliche über 6000 m hoch sind. Der Grossteil ist schwer zu ersteigen, doch finden sich in der 5700-m-Gruppe auch leichtere Berge.

Als beste Tourenzeit gilt der tropische Winter der Südhalbkugel, also Juni, Juli, August, der mit der Trockenzeit übereinstimmt. Auf der Ostseite des Gebirges muss man sich allerdings auch den ganzen Winter hindurch auf heftigen Wind und Niederschläge gefasst machen. Von der zweiten Julihälfte an ist es aber auch auf der Westflanke der Kette von Mittag an meistens bewölkt.

Eine für die Alpen ausreichende Tourenausrüstung genügt unter normalen Umständen auch in der Weissen Kordillere. Voraussetzung ist natürlich eine gewisse Übung im Zelten und Biwakieren mit dem dazugehörigen Material. Dazu kommen noch Säcke, Koffer und Körbe für den Transport auf den Mulis. Das Packmaterial wird dabei sehr strapaziert. Über die photographische Ausrüstung viel zu sagen, dürfte wohl überflüssig sein. Jeder Apparat mit einer guten Optik ist gut – wenn man an ihn gewöhnt ist. Man sollte unbedingt neben dem Kleinbild auch mit Normalfilmen arbeiten, besonders bei Nahaufnahmen von Pflanzen und Menschen. Wichtig ist bei der Kamera vor allem eine möglichst einfache Handhabung: man fotografiert draussen in oft schwierigen Stellungen, bei Wind und Kälte und nicht im geheizten Raum. Dazu kommt noch, dass man meistens wenig Zeit hat.

Verpflegen kann man sich zum Grossteil im Land selber. Nur für die Hochlager muss der gewohnte leichte Tourenproviant mitgebracht werden, sowie einige Spezialartikel (Suppen, Schokolade, leichtes Brot).

Das Santatal kann heute sowohl von Süden als auch von Norden her mit dem Auto erreicht werden, das auch im Tal selber praktisch die einzige

Fortbewegungsmöglichkeit ist. Die Expedition des AACZ besass sehr gute Last-Maultiere. Die Tiere tragen bis zu 150 und mehr Kilos auf den unmöglichsten „Wegen“, sollten aber bei der ungenügenden Nahrung, die sie in den Talhintergründen finden, nicht mit mehr als 100 kg beladen werden; für die Teilnehmer standen Pferde zur Verfügung. Träger, das heisst abenteuerlustige Talbewohner, meist Cholos (Mischlinge aus Weissen und Indios), kann man an Ort und Stelle anwerben. Die Indios selbst sind unzuverlässig – so wie sie etwas Geld haben, laufen sie ihren Herren davon –; sie sollten darum nur als „Hilfstrupp“ eingesetzt werden, wenn es unumgänglich nötig ist. Die Träger unserer Expedition und scheinbar auch schon diejenigen der drei deutschen Kundfahrten waren sehr gelehrt, an der Sache interessiert, willig und stark. Es gab keinen nennenswerten Streit. Vor unserer Abreise wurde jedem Muchacho ein „Trägerbüchlein“ mit Foto und Fingerabdruck des Besitzers mitsamt der Aufzählung seiner Taten in die Hand gedrückt, das sie mehr freute als kostspieligere Geschenke!

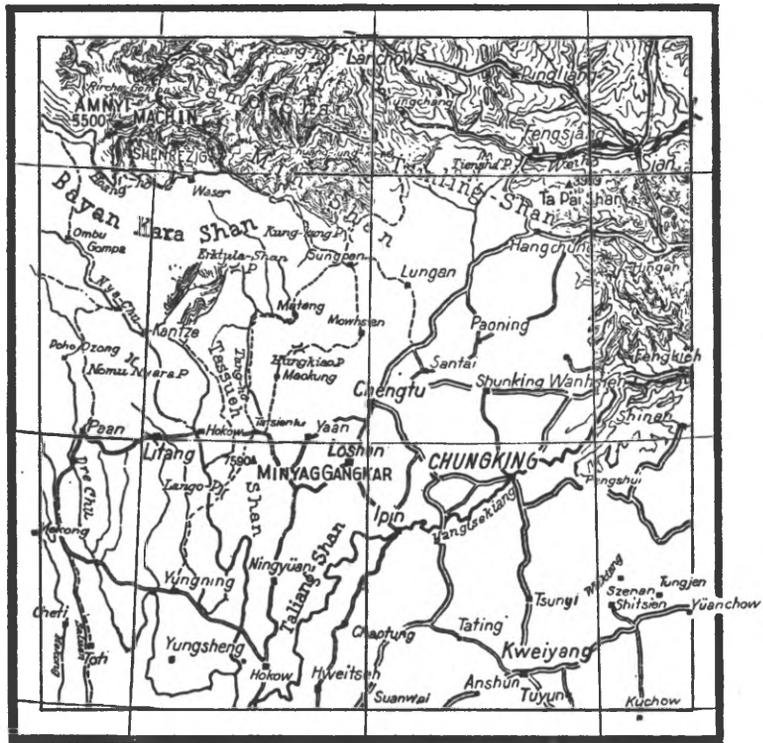
Doch das Wichtigste bei jeder Expedition, beim Akademischen Alpenclub Zürich selbstverständliche Voraussetzung, ist Freundschaft und gute Kameradschaft unter den Teilnehmern.

DIE REYNOLDS-EXPEDITION NACH DER AMNYI-MACHIN-BERGGKETTE IN DER PROVINZ CHINGHAI, WESTCHINA

Diese Expedition, die ein früheres Marine-Transport-Flugzeug verwendete, wurde von Milton Reynolds, einem Füllfederfabrikanten und Millionär von Chicago finanziert. Die amerikanischen Teilnehmer waren – ausser Herrn Reynolds selbst, den Piloten William Odom und Carroll Sallee und dem Funker Edward Lear – die Wissenschaftler Bradford Washburn, Korrespondent der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen, Dr. Walter McKay vom Technologischen Institut Massachusetts als Radarexperte, Richard P. Goldthwait von der Staatlichen Universität Ohio als Geologe, Grant Ross von der Bostoner Universität als Photograph und Major Jack T. Young als Dolmetscher, den die Armee für diesen Zweck beurlaubt hatte. Major Young war bereits Mitglied der Minya-Konka-Expedition 1932 gewesen, welcher die Erstbesteigung des 7590 m hohen Minya Konka (durch Terris Moore und Richard Burdsall) gelang.

Der Reynolds-Expedition wurden noch fünf chinesische Wissenschaftler und fünf Vertreter des chinesischen Verteidigungsministeriums beigezogen. Zweck dieser Expedition waren die Höhenberechnungen der Amnyi-Machin-Bergkette in Westchina und ein möglichst umfassendes Studium der ganzen Gegend aus der Flugperspektive.

Die Expedition musste wiederholt wegen Schwierigkeiten mit dem Flugzeug verschoben werden. So musste man anfangs März 1948 nach einem Flug nach Schanghai infolge Leckwerdens der Gastanks wiederum nach Los Angeles zurückkehren. Ende März wurde die Expedition in Peiping durch Herrn Reynolds zurückbeordert, weil ein Bruch des Landungsgerätes den Weiterflug nach Lanchow verunmöglichte. 2 Tage später hatte ein unangemeldeter und unregistrierter Flug Reynolds mit Odom, Sallee und Lear, der 13 Stunden dauerte, die chinesische Regierung in grosse Unruhe versetzt. Reynolds machte geltend, dass der Flug die erste Etappe seines Rückfluges nach den USA über Kalkutta gewesen sei. Er habe aber nach Schanghai zurückkehren müssen, nachdem er entdeckt habe, dass er für eine Landung in Indien keine Visa besitze. Die chinesische Regierung und Brad. Washburn wiesen ihrerseits darauf hin, dass dieser Flug merkwürdigerweise



genau soviel Zeit beansprucht habe, wie sie für einen Rundflug über die Amnyi-Machin-Gruppe von Schanghai aus notwendig sei. 3 Monate später gab Reynolds in drastischer Weise zu, dass er eben diesen Rundflug damals ausgeführt habe.

Die chinesische Regierung verlangte, dass Reynolds in China bleibe, bis alle seine unbezahlten Rechnungen beglichen seien, und die Rückkehr von sieben chinesischen Expeditionsteilnehmern gesichert werde, die in Lanchow aus Mangel an Mitteln gestrandet waren. Reynolds versprach öffentlich, dies zu erfüllen, entwich aber tags darauf, am 4. April, heimlich über Tokio und Hawaii nach den USA, indem er die chinesischen und amerikanischen Expeditionsteilnehmer sowie Schulden im Betrage von \$ 150 000 000 (CNC) zurückliess.

MOON-CHIN-FLUG ÜBER DAS AMNYI-MACHIN-MASSIV

Das Interesse am Amnyi Machin war inzwischen durch das Abenteuer Reynolds so rege geworden, dass ein Zivilpilot auf dem registrierten Rückflug von Chinesisch-Turkestan (Tihwa) nach Lanchow Mitte März seinen

Weg über die Amnyi-Machin-Gruppe nahm und berichtete, dass er den höchsten Gipfel dieser Gruppe in einer Höhe von 22 500 Fuss überflogen habe und dass dieser Gipfel viel tiefer gelegen sei. Weil dieser Flug ohne amtliche Bewilligung ausgeführt wurde, kann der Name dieses Piloten nicht genannt werden.

Kurz nach der plötzlichen Flucht Reynolds aus China organisierte Moon Chin, Vizepräsident und Chefpilot der Zentral-Lufttransport-Vereinigung (CATC) eine informative Expedition, um ein für allemal die Höhe des Amnyi Machin abzuklären. Eine Standard-C-46-Maschine wurde bereitgestellt; die Partie bestand aus einer Anzahl amerikanischer und chinesischer Zeitungsreporter und Photographen. Kein amerikanischer Wissenschaftler nahm an diesem Flug teil, weil das chinesische Komitee in der kurzen Zeit, die ihm eingeräumt wurde, nicht schlüssig werden konnte, ob es einen chinesischen Wissenschaftler zur Teilnahme bestimmen solle. Brad. Washburn lehnte die Einladung zur Teilnahme ab, weil kein chinesischer Wissenschaftler beteiligt war.

Der Flug von Schanghai nach Lanchow erfolgte am 15. April 1948. Am 16. April, nachmittags, wurde ein 7stündiger Flug durchgeführt, um die Landschaft in der Umgebung des oberen Bogens des Gelben Flusses zu rekognoszieren. *Der höchste Gipfel des Amnyi Machin, von dem behauptet wurde, dass er 7600–9000 m hoch sei, erwies sich weniger als 6000 m hoch und gar nicht eindrucksvoll.* (Die ganze Gegend, sogar die Talsohlen, übersteigen kaum 3000 m.) In der Karte nicht eingezeichnete Gipfel von 6100 bis 6400 m Höhe gehören zur Ugutu- und Bayan-Kara-Kette nordwestlich und südlich des Amnyi Machin.

Am nächsten Tag flog Moon Chin von Lanchow nach Chengtu über Kantse und Minya Konka, um nach etwaigen weiteren Gipfeln Ausschau zu halten, die vielleicht der vortägigen Rekognoszierung entgangen sein mochten. Es wurde aber keine Höhe über 20 000 Fuss gesichtet; es besteht deshalb nicht der geringste Zweifel, dass Minya Konka mit seinen 7590 m der höchste Gipfel Chinas ist. Auch steht ausser Frage, dass der gesichtete Gipfel der Amnyi Machin war, da die beim ersten Flug von Moon Chin aufgenommenen Photographien kürzlich von Dr. Joseph Rock, einem der wenigen Weissen, die diesen sagenhaften Berg gesehen haben, genau identifiziert worden sind.

Unerklärlich bleibt nur, wie solch erfahrene und fähige Forscher, wie General Pereira (1922) und Dr. Joseph Rock (1926), die Höhe dieses schönen, aber verhältnismässig unbedeutenden Gipfels derart überschätzen konnten.

Ein grosser Bergsteiger

VALENTINE J. E. RYAN

VON GEOFFREY WINTHROP YOUNG¹

Es hat wohl keinen anderen grossen Bergsteiger gegeben, über den so wenig bekannt ist, wie Ryan. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts betätigte er sich ein paar Jahre lang mit einer beinahe fieberhaften Energie und grossem Mut. Und den ganzen Rest seines Lebens zeigte er nicht nur kein Interesse mehr für Berge und Bergsteigen, sondern schien sogar eine Abneigung zu haben gegen jeden, der dies tat, oder ihn in seiner bergsteigerischen Jugend gekannt hatte. Schreiben war ihm verhasst; seine Notizen waren ungenau und oft auch unvollständig; es war ihm gleichgültig und kaum der Erinnerung wert, wie etwas erreicht worden war, sobald die Tour vollendet war. Da er nun mit niemandem Touren unternahm ausser mit Josef Lochmatter, der kurz nach ihrer letzten Saison verunglückte, oder mit Franz Lochmatter, der nicht das geringste Interesse an Tourenberichten hatte, oder ein paar Male auch mit Gabriel Lochmatter, der schon lange invalid ist, oder schliesslich auch einige wenige Male in meiner Gesellschaft, so ist nichts übriggeblieben, was zeigen könnte, was er wirklich war, als die Eintragungen in den Führerbüchern und meine Erinnerungen. Tatsächlich würde denn auch im normalen Verlauf des geschichtlichen Geschehens sein Name längst verschwunden sein – ausser aus den Bergsteigerzeitschriften seiner Zeit –, wie dies mit den Namen so mancher Bergsteiger geschehen ist, die vielleicht noch bedeutender waren und den Bergen die Treue hielten, aber auch keine Berichte hinterliessen, wenn nicht das leuchtende Aufblitzen der neuen Fahrten seiner Seilschaft im Gebiet der Aiguilles von Chamonix und in den Penninischen Alpen inzwischen als der Beginn einer neuen Ära schwierigen Bergsteigens gewertet worden wäre. So ist sein Name nicht nur bei der jungen Generation lebendig geblieben, sondern sogar mit einem Kranz von Geheimnis und Ruhm umgeben.

Obgleich wir uns nur ein einziges Mal und dazu noch durch Zufall nach dem Ersten Weltkrieg trafen, und obgleich wir uns nicht viel zu sagen hatten, so glaube ich doch, dass ich es dem Andenken an einen wirklich grossen und unternehmenden Bergsteiger schuldig bin, über das Wenige zu

¹ Übertragung von Dr. Henry Hoek.

berichten, was von seinen Aufzeichnungen erhalten ist oder was ich noch weiss von unseren gemeinsamen Fahrten.

Von V. J. E. Ryans Tode im Jahre 1947 hatte ich nichts vernommen. Wir verdanken es der Liebenswürdigkeit von Dr. G. N. Carrell („Alpine Club“) und einer zufälligen Begegnung, die dieser mit Capt. Richard S. Ryan hatte, der V. J. E. Ryans jüngerer Vetter und Erbe ist, dass Capt. Ryan (RAF) mich ermächtigte, in diesem Aufsatz die einzigen Berichte zu bringen, die V. J. E. Ryan über seine Besteigungen je geschrieben hat, und die er in den Jahren seiner ersten Begeisterung wohl als Teil eines Buches geplant hatte. Capt. Ryan, der vom Bergruhm seines Vetters gar nichts wusste, hat mir bei meiner Arbeit weiterhin geholfen durch Informationen über seine eigenen Untersuchungen und Nachforschungen. Ryans Kusine, durch Heirat Mrs. Gully, hat uns in liebenswürdiger Weise die zwei einzigen Photographien geliehen, von deren Existenz wir wissen – ich erinnere mich gut, wie sehr Ryan es hasste, photographiert zu werden! –, die eine der beiden ist glücklicherweise auch noch ein Schnappschuss von der ganzen berühmten Seilschaft auf Montenvers, nach der letzten gemeinsamen Tour im Jahre 1914. Mein Dank gebührt weiterhin T. S. Blakeney, „Assistant Secretary“ des „Alpine Club“, für die sorgfältigen Auszüge und Vergleiche der Lochmatter-Führerbücher, die jetzt im Besitze des „Alpine Club“ sind.

Warum hat Ryan sein Buch nicht fertig geschrieben? Das zu entscheiden ist unserem Urteil überlassen. . . Schreiben, sogar nur orthographisch richtig zu schreiben, war ihm eine unangenehme Arbeit. Am Bergsteigen selbst hatte er immer nur ein begrenztes und bald sich verflüchtigendes Interesse, soweit wenigstens nicht das rein physische Vergnügen des Steigens und Kletterns und das individuelle Abenteuer in Frage kamen. Er erbte ein grosses Vermögen und heiratete noch im selben Jahr. Diese neuen Interessen mögen wohl das Wenige verdrängt haben, was von den alten übriggeblieben war. Auf jeden Fall gab er seinen Himalaya-Plan sofort auf und machte mit dem Bergsteigen bald ganz Schluss. Als Mensch war Ryan ein etwas ungewöhnlicher, im übrigen aber wohlbekannter Typ eines Irländers: zurückhaltend, stolz, leicht erregbar und unbefriedigt; es fehlten ihm dabei die sonstigen gesellschaftlichen, liebenswürdigen Eigenschaften der keltischen Rasse, Witz, Humor und die leicht in Erscheinung tretende menschliche Sympathie. Die Götter, die alle weltlichen Güter über ihn ausgeschüttet hatten, versagten ihm die Gabe, jemals glücklich und harmonisch zu erscheinen. Er war 1883 geboren und entstammte einer militärischen und landbesitzenden Familie; er war der Sohn von Major General Valentine Ryan. Als Kind lebte er lange im Ausland und erhielt seine Erziehung in Stonyhurst und Woolwich. Er gehörte der „R. G. Artillery“ an und diente in Malta und Ceylon. Im Jahre

1902 zum Offizier befördert, nahm er 1905 den Abschied, als ein Vetter ihm Thomastown hinterliess, ein Gut in County Cavan. 1906 heiratete er Miss Louisa Gully und lebte bis 1914 dauernd in Thomastown. Im Kriege tat er wieder Dienst und wurde verwundet. Nach Thomastown kehrte er 1919 zurück, aber nur, um es 1921 wegen der „Unruhen“ wieder zu verlassen. Er kam nie wieder nach Irland zurück. Weil er „England hasste“ und seine Frau „Irland hasste“, baute er sich ein anderes schönes Haus in Jersey, in einem Lande, das – wie er schrieb – „sie beide hassten“. Während des Zweiten Weltkrieges war er beim Luftschutz in London tätig; er plante, noch einmal nach Irland zu gehen – er starb aber vorher, im Alter von 64 Jahren. Er hatte eine Sammlung von frühen englischen Münzen und eine sehr wertvolle Kollektion von Goldmünzen zusammengetragen und war ein leidenschaftlicher Schachspieler.

* * *

Als Knabe wurde Ryan von seiner Familie in die Alpen mitgenommen. 1898 besuchte er drei kleine Gipfel im St.-Gotthard-Gebiet. 1900 bestieg er Aiguille de la Tsa, Pic d'Artsinol, Ulrichshorn und Nadelhorn (Versuch). 1901: Dom; 1902: Aiguille de l'M und Petits Charmoz, Aiguille du Moine, Grands Charmoz (Versuch), Aiguille du Plan (Versuch).

Sein Bruder Lionel war auch ein brillanter Kletterer. Er starb noch jung an einem infektiösen Fieber in Indien.

Als junger Offizier, kaum 20 Jahre alt, schrieb Ryan seiner Mutter im April 1903 aus Malta: „Ich habe ziemlich genug von Malta, aber ich sagte ja immer, dass ich gerne 10 Monate in der Hölle dienen würde, wenn ich die beiden restlichen Monate klettern könnte; und so schlimm ist Malta nun auch nicht. . . Heute nachmittag gehe ich mit Jackson klettern.“ Beigeschlossen schickt er (wie er schreibt) eine Aufnahme von einer „Felskletterei in Malta; Jackson führt“. Schon im Mai 1903 finden wir die ersten Eintragungen in die Führerbücher von Josef und Franz Lochmatter. Ich glaube, dass Sir Edward Davidson mir einmal erzählte, dass er Ryan diese Bekanntschaft vermittelt hätte. Die beiden Lochmatter blieben seine Führer während seiner ganzen Bergsteigerlaufbahn, wobei nur der jüngere Bruder Gabriel gelegentlich Franzens Stelle übernahm, wenn dieser zusammen mit Josef Pollinger jeweils im August mit Davidson in Riffelalp war. Ryan kletterte mit Vorliebe immer in Begleitung von zwei Führern; nur ab und zu ging er mit einem – dies dann vor allem in den Dolomiten und Ostalpen. Da er aber kaum je, wenn er beide Lochmatter hatte, das Verzeichnis ihrer Fahrten in den Büchern beider eintrug, ist es nicht leicht, auch nicht durch sorgfältigen Vergleich, Sicherheit zu gewinnen über die wirkliche Zahl der Seilschaft an

einem bestimmten Berg. So, zum Beispiel, war er 1903 „im Mai und Anfang Juni“ auf Urlaub. Josef war sein Führer, und sie machten die Aiguille du Midi, Grépon, die Überschreitung der Charmoz, Requin und das Riffelhorn durch das Matterhorncouloir. Franz aber war sein Begleiter „zwei Wochen lang im Juni“. Sie erwischten schlechtes Wetter und mussten sich mit Aiguille d'Argentière und Aiguille du Plan begnügen.

Im Jahre 1904 legte er sich dann gewaltig ins Zeug und muss wohl seinen ganzen Urlaub in den Alpen verbracht haben. Er hatte Josef und Franz für die beiden Monate Juni und Juli verpflichtet. Sie machten folgende Touren¹: Rimpfischhorn, Charmoz, Traverse; Aiguille Verte; Crépon und Blaitière an einem Tag; Tacul. Es folgten die beiden Drus (Traverse vom Kleinen zum Grossen); Dent du Géant; Versuch auf Grandes Jorasses vom Col des Grandes Jorasses; Aiguille Sans Nom; Gabelhorn und Wellenkuppe in einem Tag; Rothorn, Traverse; Täschhorn über Teufelsgrat; Überschreitung des Mominghorns; Trifhorn, Traverse; Weisshorn mit Abstieg über den Nordgrat; Dent Blanche über Viereselsgrat; Dent d'Hérens; Lyskamm, Traverse; Matterhorn, Traverse; Col du Géant; Charmoz vom Mer de Glace aus. Ryan schreibt über Franz: „Ich halte ihn für einen der besten Führer in den Alpen. Er ist ein ausgezeichnete Kletterer und schlägt Stufen bemerkenswert rasch. Er ist immer vergnügt und gut gelaunt – unter allen Umständen.“ Wir müssen dabei bedenken, dass Ryan, als er dies schrieb, 21 Jahre alt war und in seinen ersten Bergsteigerjahren, und dass Franz auch erst ein „Träger“ ohne „Führerbuch“ war. Aber sogar Ryan war einfach hingeworfen von Franz und seiner Kletterkunst – wie wir anderen auch! Dann möchte ich noch auf etwas Weiteres hinweisen: die Bergfahrten dieser Liste waren der Hauptsache nach die „grossen“ und „berühmten“ Touren jener Zeit, erstaunlich für die ersten alpinen „Saisons“. Der Übergang vom Kleinen zum Grossen Dru, den er gar nicht weiter betont und später nur eine „unbedeutende Variante“ nennt, war in Wirklichkeit eine prachtvolle Erstbesteigung, eine äusserst kitzlige Traverse aufwärts durch die Südwand, auf der gegenüberliegenden Seite, von der aus der Berg gewöhnlich bestiegen wird. Über den Versuch vom Col des Grandes Jorasses aus äussert er sich selbst später; bis dahin enthalte ich mich eines Kommentars.

Im Jahre 1905 nahm er seinen Abschied, um – wie er mir einmal sagte – „mehr Zeit zum Klettern zu haben“. Er hatte aber soeben auch Thomastown geerbt und war aus Ceylon zurückgekommen, um seinen Besitz im Juni anzutreten. Nun sein eigener, freier Herr, war er schon nach einer Woche bereits wieder in den Alpen. Dort verbrachte er, teils zusammen mit Josef und

¹ Die Tourenlisten wurden den Führerbüchern entnommen, wie sie von Ryan geschrieben sind.

Franz, teils abwechselnd mit dem einen oder andern, die Wochen vom 25. Juni bis 1. Oktober; nur kurze Zeit ging er auch einmal mit Gabriel.

Mit Josef war er allein in Pontresina und in den Dolomiten. „Das Wetter war meist schlecht“, und „in einem ihm unbekanntem Gebiet zeigte Lochmatter eine hervorragende Gabe, sich zurechtzufinden.“ Ihre Besteigungen waren: Meije; Pic Bourcet und Tête de Charrière; Grépon vom Mer de Glace aus; Nonne vom Charpouagletscher und Moine von der Nonne aus; Aiguille du Plan auf Mummerys Route; Charmoz durch die Montenversflanke und den Petits-Charmoz-Grat (dies beschreibt er in Franzens Buch als „Charmoz über die Gräte von Montenvers und Kleine Charmoz durch die Montenversflanke“); Blaitière vom Mer de Glace; Chardonnet, Traverse; Dom von Saas und Täscherhorn mit Abstieg über Mischabeljoch; Lenzspitze und Nadelhorn; Matterhorn vom Furggenjoch (Mummerys Route); Weisshorn durch die Südostwand; Bietschhorn, aufwärts über den West- und abwärts über den Nordgrat; Schienhorn direkt über die Westwand; Aletschhorn; Faulhorn direkt von Konkordia; Finsteraarhorn über Südwestgrat und Südwestflanke; Kamm, Traverse von zwei Gipfeln vom Faulhornpass aus; Scerscen und Bernina; Pomagagnon, Südwand; Croda da Lago, Westwand; Tofana I, Südwand.

Zu diesen kommen noch aus Franzens Buch (welchen, wie er schreibt, er nur „5 Wochen dieses Jahr, vom 26. Juni bis 31. Juli, haben konnte“): Col des Hirondelles und Versuch auf Grandes Jorasses von dort aus; Dent du Géant Nordgrat; Col du Géant; Aiguille Verte vom Charpouagletscher aus.

Diese Listen zwingen zu einigen Bemerkungen. Crépon vom Mer de Glace: über diese Tour bringe ich im Anhang den einzigen vollständigen Bericht einer Besteigung, den Ryan je geschrieben hat. Nonne von Charpoua aus war, glaube ich, eine Neutour; Aiguille du Plan auf Mummerys Weg: dies war „de facto“ eine Route, die Slingsby und Collie erschlossen hatten. Ryan hatte sich, wie er mir im selben Jahr auf dem Matterhorn erzählte, mit der festen Absicht daran gemacht, alle Besteigungen Mummerys zu wiederholen. Es ist eine nette Idee junger Bergenthusiasten, es ihren Helden nachzutun zu wollen; ich erinnere mich, dass Siegfried Herford, als wir uns das erstemal trafen – und zwar auf dem Tryfan –, mir ganz ähnlich erzählte, es sei sein Ehrgeiz, alle Besteigungen Hugh Popes zu wiederholen. Charmoz von Montenvers war eine bedeutende Ersttour. Auch Blaitière vom Mer de Glace aus war neu. Über das Matterhorn von Furggen aus werde ich später noch etwas zu sagen haben. Es war auf dieser Tour, dass ich ihn kennenlernte. Weisshorn durch die Südostwand: auch darauf komme ich noch zurück. Schienhorn direkt: dies war wohl auch eine Neutour. Col des Hirondelles und Versuch auf Grandes Jorasses: auch hier geht's in den Spuren Mummerys

und Davidsons. Franz versuchte den überhängenden Kamin und gab sein Urteil dahin ab, dass es mit sportlich fairen Mitteln unmöglich sei, was wir ihm alle gerne glaubten. Es ist unmöglich. Aiguille Verte von Charpoua aus war die kühne Wiederholung von Burgeners und Mummerys schöner Route, nach langer Pause. Alles in allem eine erstaunliche Liste!

Im Winter 1905/1906 sah ich ihn in London und machte ihn mit Norman Collie und anderen Bergsteigern bekannt. Man legte ihm nahe, seine unbegrenzte Musse, sein Geld und seine hervorragenden Führer und Seilgefährten für die Erforschung des Himalaya einzusetzen, die damals erst begann. Hätte er es getan, er hätte Geschichte machen können. Denn Franzens aussergewöhnliche Gaben hätten ein dankbares Arbeitsgebiet gefunden. Tatsächlich hat Franz niemals die Grenze der ihm erreichbaren Höhe noch seiner Leistungsfähigkeit erreicht, noch wurden jemals die Grenzen seiner Energie und seines Könnens erprobt. Im Januar 1906 plante Ryan – wie aus seinen Briefen an mich hervorgeht – eine grossaufgezogene Expedition in den Himalaya und lud mich ein, ihn zu begleiten. Aber seine Verlobung und Heirat kamen dazwischen; und er verbrachte den ganzen Sommer 1906 einmal mehr wieder in den Alpen. Josef und Franz gingen mit ihm „von Juni bis September“. Er machte seine Einträge in die Führerbücher erst im November für Franz und im Mai 1909 für Josef! Und die Listen sind wahrscheinlich mehr als gewohnt unvollständig. So vergisst er zum Beispiel, seinen Misserfolg im Couloir der Aiguille du Plan anzuführen; die Geschichte dieser Tour und Smythes Bemerkungen dazu finden sich weiter hinten. Seine Listen führen auf: Dent du Requin; Grépon; Aiguille du Plan vom Mer de Glace (in Franzens Buch führt er hier im einzelnen aus: „Aiguille du Plan vom Glacier d’Envers de Blaitière: die schwierigste Kletterei, die ich gemacht, mit Ausnahme des Täschhorns, wo ein Schneesturm die Schwierigkeiten noch vergrösserte“); Aiguille de Blaitière über den Chamonixgrat (in Franzens Buch: „wir benutzten den Grat durchweg“); Mont Blanc über Brenva; Pic Sans Nom; Aiguilles Rouges d’Arolla (Überschreitung der drei Spitzen); Dent de Perroc (Traverse beider Gipfel; in Franzens Buch: „und Grande Dent de Veisivi“); Dent Blanche über den Ferpèclegrat; Dent d’Hérens vom Col Tournanche; Matterhorn über Zmuttgrat; Jägerhorn (in Franzens Buch: „und Cima di Jazzi“); Monte Rosa vom Jägerjoch (in Franzens Buch: „Nordend und Dufour“); Täschhorn, mitten durch die Wand oberhalb des Gletschers über der Täschalp (in Franzens Buch lässt er das Täschhorn ganz aus (!), abgesehen von der Notiz, die bei der Aiguille du Plan erwähnt wurde); Nesthorn über den Ostgrat; Schreckhorn, Traverse (in Franzens Buch: „Sattelhorn und Mönchsjoche beigefügt“). Er bemerkt über Franz in dieser Saison: „Im Jahre 1906 war er besser, als ich ihn je gekannt. Am

Täschhorn kamen wir in grosse Schwierigkeiten, und nur Franzens Mut und Kunst retteten die ganze Partie. Meiner Ansicht nach ist er einer der besten, wenn nicht ‚der beste‘ Führer der Alpen. Ich hoffe, noch manchmal mit ihm zu gehen.“

Zur Besteigung der Aiguille du Plan möchte ich bemerken, dass sowohl Franz wie Ryan und auch Smythe der gleichen Ansicht sind, dass es ihre schönste Kletterei in den Aiguilles war.¹ Die Blaitièrebesteigung von Chamonix aus, über die er einen Bericht zu schreiben begonnen hatte, der beigefügt ist, war eine Verbesserung von Fontaines Route und im wesentlichen neu. Dent d'Hérens vom Col Tournanche war eine grosse Neutour, die wir im Jahre vorher auf dem Matterhorn diskutiert hatten. Monte Rosa vom Jägerjoch aus war eine grossartige Neutour und ist jetzt eine der grossen klassischen Fahrten.

Es war in der Tat eine grosse Saison für ihn gewesen, zumal noch in seinen Flitterwochen. Sie fand ihr Ende mit dem furchtbaren Tag am Täschhorn. Nach ein paar Touren im Berner Oberland erledigte er nicht sein gewohntes *Alps from end to end*-Programm mit Abschluss in den Dolomiten. Am Ende dieses Sommers muss er den Lochmattern irgendetwas gesagt haben über ein Engagement für 1907. Aber er kam nicht in die Alpen. Die daraus entstandene Verwirrung und das Geschwätz fanden ihren Niederschlag in seiner Korrespondenz mit mir im Jahre 1907. Die Angelegenheit wurde geordnet. Die Bücher – oder wenigstens Franzens Buch – wurden ihm geschickt, und die Eintragungen wurden im November 1907 gemacht. In diesem Jahre und 1908 führte er keine Touren aus. Er kam aber wieder, wenn auch ohne rechte Begeisterung, wie ich glaube, im Jahre 1909. Das Wetter war schlecht. Er verletzte sich an der Hand, bekam eine Blutvergiftung und verlor 3 Wochen. Er sass mit den Lochmattern in Chamonix und im Oberland herum, fand das Wetter immer noch scheusslich, kam zur Überzeugung, dass nichts zu machen sei und reiste ab, zuerst nach Vevey und dann nach Hause. Er notiert, dass er im Mai den Petit Muveran mit Franz bestieg – zweifellos eine der „zwei kleinen Kletterfahrten“, die er später als das einzige erwähnt, was er in dieser Saison machte.

Damit verschwand er aus den Alpen, und wir sahen ihn nicht mehr. Der beste Sommer aller Zeiten, der des Jahres 1911, brach an und verging. Und dann, ganz unerwartet, hörte ich 1914, als ich im Oberland weilte, dass Ryan mit den Lochmattern wieder auf Montenvers sei und mit neuer Begeisterung die Aiguilles belagere. Aus den Führerbüchern ersehen wir, dass Josef vom 20. Juni bis 1. August mit ihm war, Franz dagegen offenbar bloss bis zum

¹ Man beachte auch André Rochs Beurteilung dieser Tour in seinem neuen Buch *Mon Carnet de Courses*.



Die Amnyi-Machin-Bergkette in China



Es grüssen aus grossen Höhen Joseph Knobel und Alfred Zürcher, SAC, AC. Weihnachten 1948



CANTON DU VALAIS

LIVRET DE GUIDES



M

Nombre des pages

Droits perçus 5 fr.



Kanton Wallis

Führer-Buch

Nach der

Berordnung vom 2. Mai 1894

Ausgegeben an

Georg Lochmüller
Georg Joseph

N^o 550

Anzahl der Seiten 126

Ausfertigungsgeld Fr. 5.

is one of the best, if not
the best, guides in the Alps.
I hope to climb in the horn
again. In 19 of the above the
following climbs (I have
not climbed above this year)

Gr. du Plan from the glacier
d'Incon de Blantien; the
hardest climb than ever done,
except the Saeschhorn, when
a snow storm exaggerated
the difficulty. (1st ascent) 1894

Grippe
Tr. de Blantien, by the ridge
which faces Chamonix. We
left the ridge the whole
way. (1st ascent) 1894

Pic Sans Horn
Jäschhorn by the south face. (1st ascent) 1894

- 55 -
Mont Blanc from Bronn glacier
(d'Incon) then facts
I speak of Mont Perce & Grande
dent du Vénis
Mont Blanc by St. J. Sch. G.
Thatchorn from Emmet by
Emmet ridge.
Mont d'Hérens from St.
Tournaise (1st ascent) 1894
Jäschhorn, Cima di Jappa
Mont Rosa (Monte Carlo) by
from Jäschhorn. (1st ascent?) 1894
Thatchorn, Lauss. (1st ascent) 1894
Sattelhorn & Nieders
Schreckhorn Lauss.
Thomson Peak
Lauss
Nov. 11. 1894

17. Juli. Am 1. August bemerkt Ryan: „Unsere Touren fanden ihr Ende infolge der schweizerischen Mobilisation... Ich hatte erwartet, dass Josef Zeichen des nahenden Alters zeigen würde. Aber im Gegenteil, er war sogar noch besser als 1906.“ Und über Franz heisst es: „Das Wetter war übel... Franz war derselbe wie immer.“ Seine abschliessende Liste führt auf: „Wellenkuppe (30. April). (Das sieht aus wie ein früherer Besuch noch vor Juni? G. W. Y.); Aiguille du Moine über einen der Westgräte; Charmoz, Traverse; Aiguille de l'M durch die Wand; Grépon durch die Nantillonswand (ich glaube, eine Neutour); Aiguille de l'M und Petit Charmoz; vergeblicher Versuch auf Charmoz von Trélaporte; Requin vom Mer de Glace, beginnend bei den tiefsten Felsen, hinauf zum Col zwischen Capucin und Requin, dann zum Gipfel über den Ost-Nordost-Grat; Requin vom Glacier d'Envers de Blaitière durch das Couloir zum oben erwähnten Col, weiter über den Ost-Nordost-Grat und hinab über den Südostgrat; Blaitière vom Mer de Glace auf einer Route (wahrscheinlich neu), die ganz verschieden ist von meinem Weg im Jahre 1905, und weiter zur Aiguille du Fou; Grépon vom Mer de Glace auf Mr. Youngs Route und hinab auf meinem Nantillonsweg; Grépon (bei schlechten Verhältnissen) auf Rollestons Route vom Col Dunod; Grand Cornier, Traverse; Diablons, Traverse.“

Ein grossartiger Tourenbericht, besonders in einer schlechten Saison und als Schlusspunkt seiner Bergsteigerlaufbahn! Er umfasst einen neuen Weg auf den Grépon über die Nantillonswand, der jetzt Lochmatter-Kamin genannt wird; einen neuen Weg auf die Blaitière; zwei neue Routen auf den Requin; Versuch eines neuen Weges durch die Charmozwand; und schliesslich den Grépon vom Mer de Glace, zweiter Aufstieg, bei welcher Gelegenheit Franz die bessere Alternative fand, um Knubels Pickelklettern zu vermeiden – die Route, die heute immer benützt wird. Sie stiegen an diesem Tag auf ihrer neuen Nantillonsroute ab, „bei Vereisung sehr schwer“.

Und in diesem Jahr (1914), so nehme ich an, vergisst er ihren schneidigen Versuch auf die erschreckende Nordwand des Kleinen Dru zu erwähnen, wo Vereisung der Felsen sie oberhalb der Einstiegskamme abschlug. Ich hörte dies Franz, leicht amüsiert, einmal gesprächsweise erwähnen.¹

Mit allem Nachdruck muss man darauf hinweisen, dass in diesen Jahren in den Alpen praktisch keine neuen grossen Kletterfahrten unternommen wurden. Fontaine mit seinen Chamoniarden unternahm einige ganz wenige

¹ Wer sich für diese Routen interessiert, findet weitere aus jener Zeit stammende Detailangaben im *Alpine Journal*, XXVIII (1914), Seite 77, wo Franz die Route von 1906 auf die Blaitière von Chamonix aus beschreibt; sodann im *Alpine Journal*, XXIX (1915), Seite 200, wo Ryan vom Grépon über die Nantillonsflanke schreibt (Juli 1914) und Franz die genaue Route auf eine Photographie eingetragen hat; die neue Route auf Blaitière vom Mer de Glace wird beschrieben als „grade aufwärts, rechts von Broomes

Forschungsfahrten in den Aiguilles im Anschluss an die Touren von Morse, Wicks, Wills und Pasteur – und Purtscheller und die beiden Zsigmondy machten gewagte Kletterfahrten in den Ostalpen. In den Westalpen aber war die englische Pioniertätigkeit abgeflaut zu einer stetigen und etwas beschränkten Wiederholung der „klassischen“ Routen.

Conway, Collie und Slingsby widmeten sich aussereuropäischer Forschungsarbeit – und Mummery war tot. Das muss man sich vor Augen halten, um den aufwühlenden Eindruck zu verstehen, der von einem jungen Kletterer ausging, der plötzlich auftauchte, die ganzen Alpen durchstreifte – und zwar mehrere Monate lang jedes Jahr – und nur die allerschwersten Wege beging, viele davon neu und einige so schwierig, dass sie eine bislang unerhörte Technik des Kletterns verlangten. Heute würde solch neues Tun die Kletterer aller Länder erregen. Damals wusste unsere neue Klettergruppe in England nur wenig über die Alpen, und das friedliche Auf und Ab des alljährlichen Geschehens wurde eher gestört, als freudig bewegt durch solch neue Taten. Solche alpine Wunderdinge störten höchstens eine bequeme Tradition.

Auch an anderer Stelle habe ich schon geschrieben, dass ich selbst in jenen Jahren, wenn ein neuer Weg geglückt war, nie erwartete, dass ein anderer ihn wiederholen würde. Ich hätte es überhaupt nicht der Mühe wert gehalten, darüber zu berichten, hätte nicht Percy Farrar mich immer wieder lebhaft dazu gedrängt, wobei ich wusste, dass jegliche Erwähnung meines Tuns den älteren unter uns gegenüber äusserst taktvoll zu geschehen hatte. Ryans Art aber war alles andere als taktvoll oder entgegenkommend; die Folge davon: seine neuen und überragenden Touren verschafften ihm nicht die Aufnahme in den „Alpine Club“. Sie waren aber nun einmal Marksteine einer neuen Zeit!

Er und seine Führer waren eine auffallende „Arbeitsgemeinschaft“. Josef war schlank und gut gewachsen und bewegte seine langen Arme und Beine schnell und graziös. Er war ein schöner Mann, mit hellen, braunen Augen und dichten, dunklen Locken; ein Lächeln lag stets bereit auf seinen Lippen, um seine etwas würdevolle Manier zu durchbrechen. Franz war kaum schon ganz erwachsen, heiter, stets guten Mutes, vital, gebräunt, braunäugig, braunlockig, ein wenig eckig und langbeinig; sein ungekünsteltes Schlendern verriet eine ungeheure latente Kraft. Gabriel war recht eigentlich noch ein

Weg“ und die „letzten 600 Fuss schwierig“. Schliesslich hat Franz – den wir endlich überzeugt hatten, dass auch andere sich für seine Routen interessierten –, der niemals vergass, wo er einmal gegangen und der nie im Zweifel war, wo er am besten zu gehen hatte, die zwei neuen Routen auf den Requin (die eine vom Mer de Glace und die andere vom Glacier d'Envers de Blaitière) eingetragen. Und endlich finden sich auch im *Alpine Journal*, XXXI (1917), Seite 7, noch ein paar Bemerkungen über Ryans und Franzens Klettertouren.

halber Junge mit grauen Augen und dem Profil eines raphaelschen Engels. Auch er wurde ein erstklassiger Führer, erreichte aber niemals den aussergewöhnlichen Standard seiner drei älteren Brüder – noch auch ihr aristokratisches Auftreten. Dann Ryan selbst: offensichtlich Soldat! Gross, sehnig, falkenhaft, stolz, mit den Bewegungen eines Indianers. Sein Adlergesicht mit einem kleinen, schwarzen Schnurrbärtchen war bronzefarben, gestrafft und unbeteiligt; seine Augen ein wenig geschlitzt und arrogant; sie machten den Eindruck, als ob sie alles sähen – aber mit Missvergnügen. Er lächelte nur selten – und wenn schon, dann kam sein Lachen überraschend aus dem unbeweglichen Gesicht. Seine hohe Tenorstimme zeugte von guter Erziehung und klang angenehm. Er war ein ausgezeichnete Kletterer mit den Beinen; ich habe keinen anderen Amateur mit so vollendeter Trittsicherheit und solchem Gleichgewichtsgefühl auf steilen Platten gesehen. Felsen erstieg er mit ausgewogenem, ausbalanciertem, gebogenem Körper, wie dies so ausgezeichnet dargestellt ist auf dem Umschlag von Murrays *Mountaineering in Scotland* – ein ausgezeichnetes Bild einer guten Kletterbewegung. Er trug niemals einen Rucksack; dafür waren seine Führer da. Auch sah ich ihn nie mit einem Pickel in der Hand – auch dafür, erklärte er, seien seine Führer da; das wäre ihm nur lästig. Eine weitere seiner Idiosynkrasien war, dass es ihm niemals Spass machte, im Fels als erster zu gehen oder Stufen zu schlagen. Aber aufwärts und abwärts ging er in den Stufen seiner Führer, bei jedem Neigungswinkel in perfektem Gleichgewicht. Er hatte Schneid, Initiative, Ausdauer und ein ausgezeichnetes Auge für einen neuen Weg. Eine Niederlage, ein Aufenthalt oder auch nur Untätigkeit weckten in ihm einen gereizten Sarkasmus. In der Technik des Kletterns war er den neuen Könnern ebenbürtig; aber in seinem Verhältnis zu seinen Führern und in der ganzen „Linie seines Bergsteigens“ gehörte er durchaus einer älteren Auffassung und abgetretenen Generation an.

Mit grossem Interesse hatte ich von den weiten Kreuz- und Querzügen dieses einsamen Rivalen durch die Alpen gehört; ein bisschen Neid war auch dabei wegen Zeit und Mitteln, die ihm offenbar zur Verfügung standen. Ende August 1905, nachdem ich in Josef Knubel den jungen und vielversprechenden Führer gefunden hatte, den ich schon lange gesucht, trieben wir uns in Zermatt herum, um Proviant einzukaufen, und stiegen dann zu dem schon leeren Schwarzsee-Hotel auf. Das Wetter war wohl für einige Tage gut geworden, und wir wollten unsere neue Kameradschaft am Furggengrat des Matterhorns ausprobieren, mit der eventuellen Wiederholung der Burgener-Mummery-Route hinüber zur Nordostschulter, wenn der Furggenaufschwung sich so hoffnungslos erweisen sollte, wie er aussah. An jenem Abend kam Ryan zum Schwarzsee-Hotel, um mich zu treffen. Ein Gerücht hatte ihm

mein Kommen zugetragen; seine Führer waren übrigens bereits meine Freunde. Josef Lochmatter hatte eine herrliche Woche mit mir im Oberland zugebracht, wo wir ein paar Ersttouren gemacht hatten.

„Sie planen den Furggengrat, nehme ich an?“ sagte Ryan sofort im Konversationston – „ich auch.“ Für uns beide lag eine gewisse Genugtuung darin, einen anderen zu treffen, der das Spiel nach den strengen Regeln spielte in jener Zeit rückläufigen Unternehmungsgeistes. Ich für meinen Teil hielt es in diesen glücklichen Jahren für selbstverständlich, dass jeder zielbewusste Bergsteiger mein Freund sei. Ryans distinguiertes Auftreten und seine Unverblümtheit waren mir sofort sympathisch; und dieses spontane Zutrauen durchbrach wohl seine gewohnte Reserve. Sein abruptes, hochmütiges Wesen empfand ich als verborgene Schüchternheit, womit ich wahrscheinlich recht hatte; denn wenn er auch aussah wie etwa 28, so kann er doch höchstens 22 gewesen sein. Es war wohl ein Unglück für ihn, dass ihm das Leben so leicht gemacht wurde und dass er niemals gezwungen war, sein scheues Misstrauen zu überwinden, ein Misstrauen, das aus diesem keltischen Menschentyp leicht einen Misanthropen züchtete. Ihm waren alle materiellen Möglichkeiten gegeben, mit der Welt zufrieden zu sein, und dabei schien Ryan niemals fähig zu sein, sich zu gestatten, diese Welt zu genießen, noch anderen zu gestatten, ihn gerne zu haben. In jenen wenigen Bergsteiger-Sommern hatte ich jedenfalls das Gefühl, dass eine tief empfindende und freundliche Persönlichkeit hinter seiner Manieriertheit steckte, und seine Briefe an mich scheinen mir zu beweisen, dass er ein wirkliches Vergnügen an unserer Kameradschaft auf grossen Touren empfand.

Wir kamen überein, unsere Unternehmungen gemeinsam zu planen, dabei aber getrennte Partien zu bilden, die nur im Notfall sich gegenseitig unterstützen würden. Schon hatte ich herausgefunden, dass meine Verbindung mit Knobel viel inniger, viel instinktiver und sicherer und, ganz abgesehen davon, viel schneller war als irgendeine Kombination, mit der ich bislang gestiegen war. Die Geschichte des Furggengrates habe ich an anderer Stelle erzählt: das Rennen über die Kante der Wand, grösstenteils unangeseilt, und unsere phantastische Debatte, wie wir rittlings auf dem berühmten weissen Sattel sassen, während die rotbraunen Klippen sich in den sturmzerzausten Wolken über uns verloren und der Steinfall ununterbrochen in den Abgründen links und rechts von uns rollte, grollte und pfiif. Die Berge können nicht ununterbrochen vom Steinfall heimgesucht werden; ihr Abbruch vollzieht sich periodisch. Aber in jenem Jahr wollte das Krachen und Lärmen nicht aufhören. Das Verhältnis zwischen Ryan und seinen Führern wurde mir plötzlich klar, als ich hörte, wie Josef, in seinem gequälten Englisch, verantwortungsvoll und besorgt die Gefahren auseinandersetzte – offenbar mehr bemüht, den Ärger

seines Herrn zu beschwichtigen, als an seine Bergkenntnis zu appellieren. Ryans Ungeduld mit unserem Zögern, diese steinbombardierten Bänder über Italien anzugreifen, hatte einen böartigen Unterton. Er war ganz und gar der junge Offizier, der einen Befehl erteilte. Aber schliesslich fügte er sich unserer allgemeinen Ansicht gegen den Versuch ohne Groll.

Schon am Morgen hatte ich sein schnelles und behendes Klettern die Furggenfelsen hinauf mit Vergnügen wahrgenommen; jetzt aber sah ich mit unverhohlener Bewunderung, wie er mit vollendet abgebogenem Fuss auf nur leicht genagelten Sohlen in ausgezeichnetem Gleichgewicht unsere Felsenase verliess und die steilen Platten überschritt. Die ganze Traverse war dem Steinfall ausgesetzt und mit gefährlichem Schnee bedeckt. Auf dem Gipfel waren wir der gleichen Meinung, dass der gewöhnliche Abstieg über den Hörnligrat von allen Abstiegsmöglichkeiten die langweiligste ist. Wir seilten uns also schon weit oberhalb der Schulter ab, überliessen es den Führern, uns zu folgen, wie es ihnen passte, und lieferten uns ein Rennen hinab nach Schwarzsee. Wir standen beide im Sturm und Drang der Zwanzigerjahre und waren vorzüglich in Form; ich glaube nicht, dass Hermann Schaller und sein junger Amerikaner unsere Zeit inzwischen wesentlich verbessert haben. Es war ein Genuss, so die Felsen hinunterzustürmen und dabei einen anderen bei sich zu haben, der das Tempo halten konnte – und zwar gefahrlos halten konnte. Wir waren ein Herz und eine Seele, wie wir so um die Wette ins Tal hinabrasten.

Ich glaube, dass ich auf dem Gipfel, als wir in die Runde schauten, die Bemerkung fallen liess: „Sie haben wohl auch schon an die Südwand des Weissorns gedacht?“ Das war eine goldene Verheissung, die mir schon ein paar Jahre lang vorgeschwebt. Also stiegen wir ab, um diesen Angriff zu wagen. Von Davidson hatte ich alle Einzelheiten über die bisherigen Angriffe auf diese Wand erfahren, als ich ihn in diesem Jahre auf meinem Wege bergwärts in Randa getroffen hatte. Ich wusste dementsprechend, wie der Aufstieg zu beginnen hatte – quer durch den unteren Teil von Mathews Couloir. Das Wetter, das in jener Saison immer wechselnd war, wurde indessen schlecht, und wir sassen in der hochgelegenen Weissornhütte fest. Mein Vorschlag ging dahin, nicht abzusteigen, „um den Wechsel richtig zu erwischen“. Die Führer gingen ins Tal, um Proviant zu holen. Ryan war ein verwöhnter Bursche alten Stils, mit einer Vorliebe für viel Brathuhn und Eier; unsere kleinen Konservenbüchsen aus Lausanne sahen daneben etwas ärmlich aus.

Wir unterhielten uns unentwegt über Berge und Bergsteigen und vielleicht auch ein bisschen über Irland. Aber seine absolute Reserve, über sein eigenes Leben und seine Liebhabereien zu reden, soweit sie nicht das Klettern

betrafen, war nicht zu durchbrechen. Einen ganzen Schneetag lang spielten wir Schach, und ich hatte das Gefühl, dass ich in seiner Wertschätzung entschieden gestiegen sei, als ich eine der drei Partien gewann, die diese 12 Stunden ausfüllten.

Auf diesen beiden grossen Touren war übrigens Gabriel Ryans zweiter Führer neben Josef, da Franz schon mit Davidson ging. Als das Wetter aufklärte, war es unsere einzige Schwierigkeit, durch die vereiste, trennende Mauer oder Bastion zwischen den beiden Schalligletschern unter der Wand einen guten Weg zu finden. Dann seilten wir uns ab und hatten eine herrliche Kletterei im Eiltempo quer über die Rippen der Wand, die sich zum Gipfel aufbäumte. Etwas unter dem Gipfel selbst, dort, wo die Abbrüche sich steil hinaufziehen zu dem zerrissenen Gipfelgrat, mussten wir uns wieder ein Stück weit anseilen. Oben blies ein eisiger Wind; Ryan hatte Kopfschmerzen und war recht einsilbig. Aber auf dem Wege hinab über den Ostgrat, wieder ohne Seil und gänzlich unbeschwert, diskutierten wir über die beiden grossen Südwände von Täschhorn und Dom uns gegenüber und beschlossen, sie im nächsten Jahr zu versuchen, wenn sie vielleicht schneefrei wären. Was hatte man damals noch für eine Auswahl! Ganze Wände ohne eine Aufstiegsroute lagen vor uns, und wir wussten, wir konnten wenn nötig auch jahrelang warten, ohne dass die Gefahr bestand, dass irgend jemand vor uns sich daran machte. In jenem Winter des Jahres 1905 ass Ryan mit mir auf seinem Weg durch London im „It“, einem Klub für Forschungsreisende, den ich gegründet hatte. Dort wurde er, wie schon oben erwähnt, verschiedenen Bergsteigern und Forschern vorgestellt, darunter auch Norman Collie. Das hatte zur Folge, dass er mir zunächst einmal sozusagen „versuchsweise“ den Vorschlag machte, uns zu einer Himalaya-Expedition zusammenzutun. Im folgenden Januar (1906) erhielt ich diesen Brief von ihm:

„Hôtel d'Angleterre, Vevey, 28. Januar 1906.

Dear Young,

Ich ziehe im Mai los und hoffe, im Oktober zurück zu sein. Ich gehe in den Nubra-Distrikt, von dem Collie mir erzählt hat. Meine Gesellschaft besteht aus mir, Josef und Franz Lochmatter. *Ich hoffe, Sie können mit mir kommen.* Können Sie sich frei machen, dann kommen Sie; Sie hätten nur Ihre persönlichen Ausgaben zu bezahlen. Ich hoffe, einen Empfehlungsbrief an den Vizekönig zu bekommen. – Meine Bergberichte schickte ich schon vor längerer Zeit an Yeld, erhielt aber nie eine Empfangsbestätigung.

Vor 3 Wochen sah ich Franz; er sagte mir nichts davon, dass er heiraten wollte.

Yours sincerely,

V. J. E. R.“¹

Er ging nicht in den Himalaya. Früh im Jahre 1906 verlobte er sich, heiratete und ging wieder für den ganzen Sommer in die Alpen.

Ich traf ihn dann später während der Saison in Zermatt, und wir beschlossen, unseren Angriff auf die Südwand des Täschhorns jetzt durchzuführen. Den ganzen Juni war er mit Josef und Franz unterwegs. Franz stand auf der Höhe seines Könnens, und sie hatten gerade ihre schöne Erstbesteigung des Monte Rosa vom Jägerjoch aus durchgeführt. Wir fuhren in einem bequemen Zweispänner nach Randa, verloren aber wieder einmal des Regens wegen einen Tag auf der Täschalp, assen Unmengen Himbeerkonfitüre und warteten auf einen „Wechsel“ zu unseren Gunsten. Die Geschichte dieser Täschhornfahrt ist jetzt bekannt. Wohl noch nie hat sich eine erfahrene Partie durch den Anblick einer Wand von unten so sehr täuschen lassen. Den ganzen Tag kletterte Ryan mit gewohntem Schneid und peinlicher Genauigkeit. Abgesehen von ein paar Äusserungen seiner stets vorhandenen drängenden Ungeduld, die ihn immer vorantrieb – und durch ihn auch seine Führer! – nahm er keinen Anteil an den wenigen Überlegungen, die unsere verzweifelte Aufstiegslinie hervorrief. An der übelsten Stelle, als Franz sich anschickte, seine denkwürdige Besteigung des Überhanges zu riskieren, fragte er mich, wie ich unsere Chancen, mit dem Leben davonzukommen, einschätze. Als ich mich dazu recht pessimistisch äusserte, meinte er – ich höre es ihn heute noch sagen, in seiner gewöhnlichen Manier, mit etwas abgehackter Stimme! – noch vor einem Jahre wäre es ihm gleichgültig gewesen, wie es ausginge, ob Leben oder Tod dabei herauskäme, aber

¹ Dies war die zweite Einladung in den Himalaya. O. G. Jones hatte mir geschrieben und angefragt, ob ich „mit ihm gehen wollte an den Everest“; das war kurz vor seinem Tod an der Dent Blanche (1899). Auch jetzt musste ich ablehnen, da ich im Staatsdienst angebunden war. – Die Bergberichte, auf die Ryan sich bezieht, sind Inhalt einer Tragödie. Ich hatte ihn sehr gedrängt, einige Notizen über seine Fahrten an das *Alpine Journal* zu schicken. Schliesslich tat er es auch, offenbar in der menschenfreundlicheren Stimmung, in der er auch ein paar Kapitel für ein Buch über seine Klettertouren zu schreiben begann – wozu, wie ich mir schmeichle, vielleicht unsere erfolgreiche Kameradschaft des Jahres 1905 etwas beigetragen hat. Die Notizen waren aber recht kurz; Yeld hoffte, in jenen fast beschäftigungslosen Tagen etwas mehr von ihm zu erhalten und liess die Notizen zunächst liegen. Und letzten Endes entdeckte Yeld, dass er sie ganz und gar verlegt hatte(!). Abgesehen von dem, was er mir 1912 sandte (auch im *Alpine Journal* erschienen), war Ryan nie wieder zu bewegen, etwas zu schreiben.

in diesem Frühjahr hätte er geheiratet. Und dabei liess er es bewenden. Kälte, Anstrengung und Aufregung setzten ihm zweifellos hart zu. Auf dem Abstieg vom Gipfel waren Knubel und ich weit voraus auf dem Wege nach Randa. Als wir spät dort ankamen, war Ryan wieder im Gleichgewicht und drängte darauf, dass wir noch in der selben Nacht nach Zermatt zurückkehren sollten. Wir überliessen also die Führer ihrem Schlaf und machten uns in der Dunkelheit auf den Weg, in der Hoffnung, den Wagen zu treffen, den wir bestellt hatten. Den grössten Teil zu Fuss gehend und nachher im langsam bergauf kriechenden Wagen, erreichten wir das Monte-Rosa-Hotel in den frühen Morgenstunden.

Gefahr hatte gar keinen Einfluss auf Ryan, und Müdigkeit machte ihm wenig aus. Risiko und Ungemach nahm er so gleichgültig hin wie der Indianer, dem er ähnlich sah. Er konnte sich viel mehr bei einer gewöhnlichen Unterhaltung aufregen, wenn eines seiner vielen Vorurteile in Frage kam; dann antwortete er scharf, verfiel in ein eisiges Schweigen, oder seine Stimme wurde ätzend sarkastisch. Ich glaube nicht, dass das Täschhorn ihm irgendwie auf die Nerven gegangen ist; aber ohne Frage hatte er eine Zeitlang genug vom Klettern. Ich muss ihm wohl nach meiner Heimkehr von meinen weiteren Fahrten geschrieben haben; denn ich erhielt die folgende Antwort:

„Bonn, 17. November 1906.

Es war mir eine grosse Freude, Ihren Brief zu bekommen. Welchen Weg nahmen Sie auf den Dom? Erzählen Sie mir bitte alles über Ihren Versuch auf die Grandes Jorasses. Ich ging nicht mehr in die Dolomiten, sondern hörte Ende August mit dem Klettern auf. Im Oberland habe ich nicht viel unternommen.

Die beiden letzten Monate waren wir hier. Könnten Sie nicht vielleicht im Winter sich für eine Woche freimachen und uns besuchen? Freilich fürchte ich, dass es ziemlich langweilig wird. Denn die Fasanen sind alle schon geschossen, und Jagdreiten kommt nicht in Frage, weil ich meine Füchse selbst schiesse.

Yours sincerely.“

Um nach dem Täschhorn wieder Zutrauen zu gewinnen, hatte ich mit Knubel die Erstdurchsteigung der Südwand des Doms gemacht, zusammen mit Robin Mayor, der Gabriel Lochmatter mitbrachte. Dies ist die Zwillingswand des Täschhorn-Schreckens; Ryan und ich hatten auf dem Weisshorn den Plan zu dieser Tour gefasst. Es wurde aber genau das Gegenteil vom

Täschhorn, eine sonnige, leicht zu findende und sehr vergnügliche Kletterei. Dann war ich mit Knubel und Gabriel nach Chamonix gegangen; aber auf Montenvers vergifteten wir uns irgendwie, und dementsprechend hatten wir kein Glück mit der Grandes-Jorasses-Nordwand; der Tag endete mit Faulenzen oder Kletterei in den Périades.

Seine Einladung nach Thomastown konnte ich nicht annehmen; ich hatte zu wenig Zeit in jenen beschäftigungsreichen Jahren. Ryans Bemerkung über das „Schiessen von Füchsen“ – eine Gewohnheit, die nicht gerade geeignet war, einen neuen Gutsherrn in Irland beliebt zu machen – sah ihm ganz ähnlich. Ich muss ihm wohl erzählt haben, dass es für mich ein Vergnügen war, in Irland Hetzjagden zu reiten. Mit seinem nervösen Widerwillen gegen jede Art von Liebe oder Zuneigung, handle es sich nun um eine Sache oder seine eigene Person, liess er mich gleich wissen, wie es damit stand.

In den Jahren 1907 und 1908 unternahm er, wie wir schon sagten, nichts. Im August 1907 bekam ich ein Schreiben von Sir Edward Davidson, der mich als denjenigen Bergsteiger, der Ryan am besten kannte, bat, ein Durcheinander in Ordnung zu bringen, das durch ein missverständliches Engagement von Josef und Franz für jenen Sommer entstanden war. Und ein Missverständnis konnte nur allzu leicht entstehen zwischen einem Mann, so egozentrisch wie Ryan, und Leuten, die so höflich, sensitiv und weltunerfahren waren wie die Lochmatter.

Ryan antwortete mir:

„Imperial Hotel, Malvern, 19. August.

Ich habe die Lochmatter ganz gewiss nicht für irgendwelche Zeit in diesem Sommer engagiert. . . (Auf das Missverständnis gehe ich gar nicht ein. G. W. Y.) Sie hatten damals ihre Bücher nicht bei sich und sagten, sie würden diese im Winter nach Thomastown schicken. Das haben sie nicht getan. Wenn sie dies aber jetzt tun wollen, will ich gerne einen Bericht über unsere Touren im letztjährigen Sommer schreiben. . .

Wenn Sie aus den Alpen zurückgekehrt sind, haben Sie dann Lust, nach Thomastown zu kommen und zu versuchen, ob wir ein paar Feldhühner schießen können? Wir werden dort ganz allein sein, da meine Frau bis zum Oktober hier bleibt. Bitte antworten Sie hierher. Vielen Dank für Ihren Brief: es gibt immer eine ganze Menge zweitklassiger Kletterer, die in Zermatt umhersitzen und stets bereit sind, irgendetwas zu erfinden, um Skandal zu machen. Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie die Tatsachen jedem erzählen, der Ihnen dazu geeignet scheint.

Yours sincerely.“

Ich konnte die Sache mühelos in Ordnung bringen, da es für die Lochmatter immer ein leichtes war, ein Engagement zu finden. Seine Einladung konnte ich nicht annehmen, und da er 1908 nicht in die Alpen kam, so sah ich ihn nicht. Im Jahre 1909 aber, als ich mich erst im September freimachen konnte, hörte ich, er sei in den Bergen und frug brieflich bei ihm an, ob und wann Franz wohl frei sei. Er antwortete:

„Hôtel Montenvers, 11. Juli 1909.

Ich hatte Franz bis zum 11. Juli verpflichtet; er verliess mich gestern. Er ist zunächst bis Ende Juli engagiert und geht dann mit Davidson, wobei es ungewiss ist, ob bis zum 1. oder 10. August. Ich habe nichts unternommen – wir hatten Schnee und Regen seit dem 2. Juni. Die Verhältnisse in den Bergen sind sehr schlecht, und momentan schneit es hier, so viel der Himmel hergibt. Ich glaube nicht, dass dieses Jahr irgendetwas Schwieriges zu unternehmen ist; es liegt eine Menge Schnee auf den Felsen. Die letzten 3 Wochen war ich ausser Gefecht gesetzt durch eine Blutvergiftung in meiner linken Hand. Ich musste einen Chirurgen von Sallanches kommen lassen. Jetzt bin ich beinahe wieder in Ordnung, aber die Schnittwunde ist noch nicht geheilt; ich könnte also nicht klettern, auch wenn das Wetter gut wäre. Am 13. gehen wir nach Vevey; ich werde Sie also hier nicht sehen. Aber vielleicht treffen wir uns in London, wo ich – wie ich annehme – ungefähr am 20. auf meinem Rückweg nach Irland sein werde.

Letztes Jahr ging es dort ziemlich lebhaft zu; aber ich habe mich bis jetzt durchgesetzt, und die Feniers lassen mich in Ruhe.

Yours sincerely.“

Wahrscheinlich war er auf seinem Rückweg wieder im „It“-Klub zum Essen. Trotz allen Prophezeiungen gelang Knubel, Perry Smith und mir im September die erste Durchsteigung der Weisshorn-Nordostwand.

Ryan machte keine Tour mehr bis 1914. Wir tauschten aber gelegentlich Briefe über die Alpen. Nach dem wunderbaren Sommer von 1911, als uns der direkte Aufstieg vom Mer de Glace auf den Grépon gelang – einer der früheren ehrgeizigen Pläne Ryans –, drängte ich ihn wieder sehr, weitere Einzelheiten über seine Touren in den Aiguilles zu veröffentlichen. Offenbar hatte er seine Notizen für ein Buch, die schon zu Papier gebracht waren, ganz vergessen. Denn ich erhielt folgendes:

„Thomastown Park, Birr. 29. April 1912.

Ich habe tatsächlich die meisten Einzelheiten meiner Klettertouren von Montenvers aus vergessen. Soweit ich mich aber erinnern kann:

Grépon, 3. Juli 1905. Thorolds Couloir hinauf vom Mer de Glace wie für Charmoz. Dann sucht man sich den Weg links aufwärts und erreicht schliesslich den Grat oberhalb des Risses, wo der Grat ein Loch hat.

Charmoz von Montenvers. Direkt den Hauptgrat hinauf, der vom Grat zwischen Charmoz und Petit Charmoz sich gegen Montenvers hinabzieht. Diesem folgen, bis er in den Hauptgrat zum Charmoz einmündet. Dem Hauptgrat nachgehen bis zum grossen Einschnitt oder Gendarm (ich vergass, welcher von beiden). Dann hinaustraversieren in die Montenversflanke und schliesslich durch eine Folge sehr steiler Risse direkt zum Gipfel etwas rechts vom Eishang. Zeitaufwand etwa 8 Stunden.

Blaitière. Wir benützten eines der Couloirs, die sich vom Glacier d'Envers de Blaitière hinaufziehen zum Sattel zwischen Blaitière und Fou. Die einzige Schwierigkeit war, in das Couloir hineinzukommen. Vom Sattel gingen wir, leicht nach rechts ausweichend, die Felsen direkt hinauf zum Gipfel. Natürlich wäre es einfacher gewesen, von Col aus die gewöhnliche Blaitière-route zu nehmen.

Plan, vom Mer de Glace. 20. Juni 1906. Ausgehend vom Glacier d'Envers de Blaitière geradewegs die Felsen rechts des grossen Couloirs hinauf. Zeit: ungefähr 12½ Stunden von Montenvers. Dies ist die schwerste der oben erwähnten Klettereien.

Ich glaube, ich machte auch einige Routen-Variationen auf Dru und Blaitière; sie sind aber nicht von Bedeutung. Ich weiss nicht, ob diese etwas skizzenhaften Einzelheiten Ihnen irgendwie von Nutzen sein können.

Letzten Sommer ersah ich aus einer Tageszeitung, dass Sie die Grandes Jorasses vom Col gleichen Namens aus bestiegen haben. Ich gratuliere herzlich; wenn Sie Zeit haben, dann schreiben Sie mir einmal darüber. Wenn Ihre Freunde ‚Home Rule‘ durchdrücken und ich ins Exil geschickt werde, dann gehe ich vielleicht noch einmal nach Montenvers; meine Klettertage sind aber, fürchte ich, vorbei.

Yours sincerely.

PS. Wenn Sie meine Notizen benützen wollen, dann korrigieren Sie doch bitte die Orthographie.“

Das habe ich getan für das *Alpine Journal*. Die Notizen sind echt V. J. E. Ryan! Sie sind sehr lückenhaft, und die Dru- und Blaitière-„Variationen“ sind alles andere als „unbedeutend“. Nirgends findet sich ein Hinweis auf die hervorragende Kletterkunst seiner beiden Führerbrüder, die doch besonders an der Aiguille du Plan in Erscheinung trat. Ein Misserfolg konnte Ryan ärgern, so dass er sich darüber aufhielt oder sogar im einzelnen darauf einging. Erfolg nahm er als etwas Selbstverständliches hin, worüber man nicht weiter spricht. Ich werde ihm meine Geschichte der Jorassesbesteigung wohl geschickt haben; dann schloß die Korrespondenz wieder ein.

Als ich 1914 noch einmal auszog, wie sich später zeigte für meine letzten grossen Kletterfahrten, hörte ich, dass Ryan abermals mit Josef und Franz auf Montenvers sei, dass er wieder „ganze Arbeit“ leiste und – unter anderem – auch die Nantillonsflanke des Grépon durchstiegen habe.

Nach meiner Besteigung des Gspaltenhorns wechselte ich mit Herford bei ständig schlechtem Wetter hinüber nach Montenvers. Wir trafen Ryan nicht mehr; nur vom Hörensagen erfuhren wir von seinen neuen Kletterfahrten, später dann noch durch Franz Lochmatter. Es waren hervorragende Touren, ganz besonders auch, wenn man die Jahre der Untätigkeit in Betracht zieht: es war das letzte Aufflackern eines einst verzehrenden Feuers. Dann kam der Erste Weltkrieg, in dem er eine schwere Wunde an einer Hand erlitt, die das Klettern sowieso fast verunmöglicht hätte. Aber ich glaube, dass auch der Wunsch dazu nicht mehr bestand. Ich begegnete ihm noch einmal im Jahre 1929 in Grindelwald, wo ich einige kleine Gletscherspaziergänge mit einem Bein versuchte. Überraschenderweise bekundete er Interesse, besonders für unseren kleinen, hübschen Jungen; eine kurze Zeitlang zeigte er sich von der besten Seite, wie früher auf einer schweren Klettertour. Ich bin sicher, dass er Kinder gerne hatte. Und dann fiel der Vorhang endgültig. Ich kann natürlich nur von ihm erzählen, wie ich ihn beim Klettern in den Alpen erlebt habe; denn, abgesehen von dem einen Brief aus Malta, habe ich nie gehört, dass er sonstwo Bergtouren unternommen hätte. Man sieht: seine kurze, glänzende alpine Laufbahn hat sich in 5 Jahren abgespielt, in den 4 Sommern 1903 bis 1906, mit einem Nachspiel 1914. 1905/06 war der Höhepunkt. In jenem Winter nahm er auch den Kontakt mit anderen Bergsteigern auf, erwog einen Himalaya-Plan, zeigte Anzeichen, ein wirklicher Bergsteiger zu werden und wurde dabei viel menschlicher und umgänglicher. Während dieser „natürlichen“ Periode, die mit seinem Aufenthalt in Bonn zusammenfällt, muss er auch die Fragmente zu einem Buch über seine Kletterfahrten geschrieben haben, die nach seinem Tode gefunden wurden. Diese Berichte bringe ich hier unverkürzt; mit der Orthographie habe ich es so gehalten,

wie er es wünschte – aber ich habe irische Eigenarten der Sprache (was in der Übersetzung natürlich nicht zum Ausdruck kommen kann, H. H.) und ebenso seine eigene Interpunktion unverändert gelassen.

Ryans Manuskript

(Grépon vom Mer de Glace, 3. Juli 1905)

„Schon lange war es mein Wunsch gewesen, einen Versuch vom Mer de Glace auf den Grépon zu machen. Aber Josef hatte dies immer für ein unmögliches Unterfangen erklärt. Als wir aber 1904 in der Mer-de-Glace-Wand der Charmoz waren, erklärte er sich bereit, die Sache zu versuchen. Am 2. Juli kam ich mit Josef und Franz nach Chamonix, von dem schlechten Wetter aus der Dauphiné vertrieben. Zu unserer Überraschung war das Wetter in Chamonix gut, und die Felsen waren in tadelloser Verfassung. Wir beschlossen sofort, den Grépon schon am folgenden Tage anzugehen. Nach einem Mittagessen bei Couttet bummelten wir also hinauf nach Montenvers. Aber ein Aufenthalt von 6 Monaten in einer ungesunden Tropengarnison hatte mir so zugesetzt, dass ich zweimal eine Rast benötigte, bevor wir Montenvers erreichten; ich fühlte mich so schlecht, dass ich sehr bezweifelte, ob es mir möglich sein würde, am folgenden Morgen aufzubrechen. Doch auf alle Fälle gaben wir Auftrag, uns um 12.30 Uhr zu wecken.

Alle Symptome eines Unwohlseins waren jedoch geschwunden, als der Concierge mich am nächsten Morgen weckte. Dementsprechend zogen wir in einer herrlichen Nacht um 1.25 Uhr los. Unser Ziel war zunächst der Einschnitt von Trélaporte; wir umgingen das ‚Vorgebirge‘ also nicht, wie wir es getan, als wir seinerzeit auf die Charmoz gingen. So erreichten wir den Bergschrund eine ganze Stunde früher als damals. Hier aber zeigte sich die erste ernsthafte Schwierigkeit. Der Teil des Gletschers unter dem Schrund hatte sich seit unserem letzten Besuch vorwärtsbewegt, so dass der apere Fels zum Vorschein kam. Eine etwa 30 Fuss hohe, senkrechte Eiswand, von einer überhängenden Schneewächte gekrönt, versperrte uns den Weg. Damals, auf unserer Charmoztour, als wir den Schrund überschreiten konnten, hatten wir die Felsen links und rechts als unerklärbar erkannt. Es sah in der Tat so aus, als sollten wir nicht einmal bis zu unserem Berg kommen. Josef hatte aber bemerkt, dass der hartgefrorene Schnee der Wächte rechts über die Felsen herunterhing und dass er offenbar guten Halt an den Felsen hatte. Er gab mir seinen Rucksack, und, unterstützt von Franz, machte er sich an den Angriff. Es gelang ihm, die Spitze seines Pickels in den gefrorenen Schnee zu schlagen und auf dem Schneeband, das über der Platte lag,

Fuss zu fassen. Gerade als er triumphierend erklärte: ‚Ganz fest‘, gab der Schnee nach; es gelang ihm aber, sich nach links hinüber in den sicheren Schnee zu werfen. Ein paar Stufen mussten noch in den Hang über dem Schrund geschlagen werden, dann stieg Franz mit einem Teil des Gepäcks hinauf; der Rest des ‚lebenden und unbelebten‘ Gepäcks folgte am Seil. Ich glaube, wenn wir 3 Tage später gewesen wären, dann wäre das Schneeband weggeschmolzen, und wir hätten den Schrund nicht überschreiten können. Natürlich wird der Bergschrund in anderen Jahren vielleicht gar keine Schwierigkeiten bieten.

Wir erreichten die Felsen mehr oder weniger an derselben Stelle wie bei der Charmozbesteigung und nahmen sie sogleich in Angriff. Der erste Kamin erforderte Vorsicht, die nächsten boten keine besonderen Schwierigkeiten, wenn sie auch nicht eben leicht zu nennen sind. Unser Rastplatz für die Charmoz war bald passiert, und einige 300 Fuss weiter oben machten wir einen Halt, um zu frühstücken. Sofort begannen wir, unsere Aussicht auf Erfolg zu besprechen. Es war ein prächtiger Tag, und das war zunächst einmal zu unseren Gunsten. Aber nach unseren Abenteuern an den Grandes Jorasses im Jahre vorher hatten weder die Lochmatter noch ich Lust zu irgendwelchen Prophezeihungen. Josef war der Meinung, wir sollten uns zufriedengeben mit dem Versuch, den Mummery-Riss zu erreichen und von da weg die Normalroute nehmen. Ich aber wollte doch zuerst versuchen, direkt zum höchsten Punkt zu steigen. Ich hatte das Gefühl, dass wir uns ‚drücken‘ würden, wenn wir Mummerys Riss hinaufgingen. Josef war natürlich nicht in der Lage, eine derartige Feinheit zu goutieren; er war der Ansicht, wir könnten uns ruhig als Sieger betrachten, wenn es uns gelänge, vom Mer de Glace aus irgendwie den Gipfel zu erreichen.

Doch, das reine Prinzip setzte sich jedenfalls durch. Nach einer halb-stündigen Rast kreuzten wir hinüber zur Gréponseite des Couloirs und begannen, die Wand in diagonaler Richtung zu durchsteigen, wobei wir natürlich immer weiter nach links gerieten, das heisst gegen den höchsten Punkt zu. Josef führte jetzt, und ich hatte seinen Rucksack genommen, um ihn zu entlasten. Zunächst waren die Felsen nicht sehr schwer, und wir kamen gut voran. Meine Hoffnungen stiegen, als wir uns der Höhe der Charmoz immer mehr näherten. Die Führer aber teilten meinen Glauben nicht, und selbst der sonst so optimistische Franz hatte Zweifel.

Nach einer Horizontaltraverse nach links begannen dann die wirklichen Schwierigkeiten. Ich kann mich jetzt nicht mehr an die Details der einzelnen Stellen erinnern; aber alles in allem waren die Felsen sicherlich die schwierigsten, die ich bislang irgendwo angetroffen hatte. Der Hauptsache nach waren es grosse Platten; die Griffe waren spärlich und sehr klein, meist nur

gross genug für die Fingerspitzen. Ab und zu brachte ein sehr schwieriger Kamin Abwechslung in die Kletterei. Natürlich bewegte sich immer nur einer von uns zur gleichen Zeit. Josef wurde fast durchweg (dieses ‚durchweg‘ dürfen wir vielleicht bezweifeln. G. W. Y.) aufwärtsgeholfen mit Franzens Pickel. Sobald er einen relativ sicheren Stand erreicht hatte, half er dann Franz hinauf, der seinerseits mich nachzog.

Während die Führer sich hinaufarbeiteten, hatte ich reichlich Zeit, mich umzusehen und vor allen Dingen unsere Route vom vorigen Jahr auf die Charmoz zu studieren. Dabei bemerkte ich zum erstenmal, dass unser Aufstiegscouloir sich gabelte. Infolge des Nebels hatten wir das damals, als wir am Berg waren, nicht bemerkt; wir hatten die rechte Abzweigung genommen, die uns auf den Grat brachte, der sich zur Aiguille de la République¹ hinabzieht. Auch sah ich einen grossen Steinblock dieses Couloir herunterkommen. Dies war der einzige Stein, den ich an einem unserer beiden Tage in dieser Charmoz-Grépon-Wand fallen sah; ich könnte mir aber denken, dass der Steinschlag hier manchmal ziemlich schlimm sein muss.

Schliesslich kam Josef mit grosser Schwierigkeit über eine Platte weg auf eine kleine Plattform, von der aus – wie er sagte – es unmöglich wäre, weiterzukommen. Er wollte, ich möchte auch hinaufkommen und mir die Sache selbst ansehen. Aber sein Wort genügte mir vollständig.

Der Punkt, den er erreicht hatte, dürfte nach meiner Schätzung etwa 400 Fuss unter dem Gipfel sein. Josef dachte (wohl richtigerweise? G.W.Y.), es wäre mehr als 400 Fuss. Als ich aber einige 4 Stunden später vom Gipfel hinuntersah, meinte ich, dass es eher weniger wäre. Wir stiegen nun ein Stückchen ab, und Josef und ich traversierten ein bisschen nach links, so dass ich sehen konnte, was ihn aufgehalten hatte. Grosse Platten zogen sich von uns zum Gipfel, die sicherlich unersteiglich aussahen. Wir gingen noch ein wenig weiter, bis wir einen Platz fanden, wo wir ungefährdet sitzen konnten, um zu essen und zu beraten, was nun zunächst zu tun sei. Die Uhr zeigte 9.30. Es war ein drückend heisser Tag, und die vielen Stunden in den Felsen mit ihren kleinen Griffen begannen sich an meinen Fingerspitzen bemerkbar zu machen. Josef wollte gerne den Rucksack erleichtern und unsere Flasche Bouvier trinken. Aber die anderen Mitglieder der Seilschaft waren der Ansicht, sie sei nur dazu da, um den Sieg zu feiern.

Um 10 Uhr setzten wir uns wieder in Bewegung und traversierten nach rechts, zurück zum Charmozcouloir. Wir mussten ziemlich absteigen. Dabei gerieten wir in eine andere schmale Felsrinne, die hinaufzuführen schien zur Einsattelung zwischen Charmoz und Grépon. Zunächst war diese ganz

¹ Fussnote von V. J. E. Ryan: Das war also eine leichte Änderung von Mr. Thorolds Route, die den linken Ast benützt und direkter ist als unser Weg.

leicht, wurde aber bald schwieriger und führte auch weiter nach links, bis sie plötzlich ihr Ende fand bei einem kleinen Sattel zwischen einem Fels-türmchen und der Hauptwand des Grépon. Wir waren keine 100 Fuss vom Mummery-Riss entfernt, ein klein wenig links davon. Die Felsen waren einige 20 Fuss weit ganz glatt, doch oberhalb von dieser Stelle – das sahen wir ganz deutlich – konnten wir gewiss den Riss erreichen. Nachdem alle Versuche, Franz mit Hilfe eines Pickels hinaufzuschieben, fehlgeschlagen, entschlossen wir uns, auf weitere Kletterkunststückchen zu verzichten und uns lieber der Ingenieurkunst anzuvertrauen. Etwa 20 Fuss tiefer (höher? G. W. Y.) in unserem Couloir erspähten wir, obgleich die Wand des Grépon sonst etwa 35 Fuss hoch ganz glatt war, zwei vorstehende Felsvorsprünge; von diesen aus konnte man wohl durch einen brauchbaren Riss die leichteren Felsen weiter oben erreichen. Nach ein paar vergeblichen Versuchen gelang es Franz, unser 120 Fuss langes Reserveseil über die eine dieser beiden Nasen zu werfen.

Sehr vorsichtig zogen wir die Enden des Seiles ein und hatten die grosse Freude, dass unser Seil immer noch auf dem Vorsprung lag. Ein kräftiger Zug liess es auch nicht abgleiten, aber Josef glaubte gesehen zu haben, dass die Felsnase sich ein wenig bewegte, also nicht ganz sicher sei. Die nächste halbe Stunde verbrachten wir mit vergeblichen Versuchen, unser anderes Seil (wir hatten uns abgeseilt) über den anderen Vorsprung zu werfen. Dann begann Josef aufzusteigen; da er aber nur eine Hand dem Seile anvertraute und mit der anderen imaginäre Griffe suchte, war er auf halbem Wege hinauf erschöpft und musste zurück. Nachdem wir die Sachlage gründlich erörtert und auch noch ein paarmal am Seil gezogen hatten, machte sich Franz auf den Weg, indem er sich ganz auf das Seil verliess. Ich folgte rasch nach, und wir warfen Josef, der noch unangeseilt war, ein Seil zu. Franz und ich stiegen weiter zum Fuss des Mummery-Risses und schauten uns diesen an. Dann aber traversierten wir zurück in die Mer-de-Glace-Wand über eine grosse Platte, die sich vom Berge gelöst hatte. Um auf die Kante dieser Platte zu gelangen, war ein langer Schritt notwendig, den ich recht schwierig fand. Josef erstieg die Platte direkt zu uns herauf und wurde wieder an-geseilt.

Wir standen jetzt am Fuss einiger grosser Plattenschüsse (die Almer-Platten. G. W. Y.), die ein Stück weit von einem schmalen Riss durchzogen waren. In diesen Riss hatte eine frühere Partie einen Holzpflock getrieben – ich glaube Jean Maitre von Evolena, der vom Charmoz-Grépon-Col herüber traversiert war. Franz stieg mit Hilfe von Josefs Schulter auf; dieser folgte, indem er auf der Haue seines Pickels stand, den er im Riss verklemmt hatte. An mir war es, Pickel und Rucksack nachzubringen, was allerhand

verlangte, auch abgesehen von der moralischen Unterstützung des Seiles. Oberhalb des Risses waren die Griffe zuerst noch recht klein, dann wurden sie besser.

Um 12.40 Uhr erreichten wir den Gipfelgrat am höchsten Punkt des Bogens über dem Kanonenloch und waren damit auf der Normalroute. Von hier aus sah ich, dass auf der Mer-de-Glace-Seite ein Couloir hinaufzog bis in das Kanonenloch, und dieses Couloir schien Verbindung zu haben mit einem anderen, das auf dem Trélaportegletscher seinen Anfang nahm, zwischen dem Grépon und dem grossen Gratturm in der Nähe der C.-P.-Felsen. Wenn diese Route sich als möglich erweisen sollte, dann wäre sie bestimmt direkter als unsere und zweifellos eine Verbesserung. Wir beschlossen sofort, sie bei nächster Gelegenheit zu versuchen.

5 Minuten nach 2 Uhr standen wir auf dem Gipfel, 12 Stunden und 40 Minuten nach unserem Aufbruch. Wir tranken unsere Flasche Bouvier und liessen 40 Minuten lang die Einzelheiten des Aufstieges in der Erinnerung an uns vorbeiziehen. Tief unter uns, auf dem Nantillonsgletscher, sahen wir eine andere Partie, geführt von Camille Ravanel, die den Grépon auf dem üblichen Weg traversiert hatte. Als wir noch unten in der Mer-de-Glace-Wand steckten, hatten wir diese Partie gehört, die auf dem Grate über uns war. Da wir aber nichts von ihr sahen, glaubten wir uns getäuscht zu haben.

Um 6.30 Uhr abends waren wir wieder in Montenvers, wo die Lochmutter freudig von ihren Vettern begrüsst wurden, Alois Pollinger und seinem Sohn Heinrich, die mit Mr. Baker gekommen waren. Wenn ich jetzt, nach einem Jahr, mich dieser Tour wieder erinnere, so halte ich sie immer noch für die schwierigste Kletterei, die ich je unternommen hatte; hätten wir freilich den richtigen Weg sofort gefunden, dann wäre sie vielleicht nicht schwieriger und ermüdender gewesen als der Aufstieg auf die Charmoz, dem das nächste Kapitel gewidmet ist. Dieser Weg auf den Grépon wird aber immer zwei Nachteile haben: einmal die Unsicherheit, ob es möglich ist, den Bergschrund zu überschreiten, und zum anderen hat man vielleicht nicht das Glück, das Seil so über die Felsnase zu werfen, dass es hält; dies allein ermöglichte uns den Aufstieg.

Ein paar Tage bevor ich diesen Artikel fertigschrieb, war ich wieder einmal auf dem Glacier d'Envers de Blaitière und sah, dass der Bergschrund, der uns im Jahre vorher so viel Mühe gemacht hatte, ganz klein geworden war. Ich glaube jedoch immer noch, dass es möglich sein sollte, einen direkteren Aufstieg auf den Grépon von diesem Gletscher aus zu machen.“

Die Aiguille du Plan

(6. Juni 1906)

„Jedesmal, wenn ich auf Verte oder Dru stand, war mir das grosse Schneecouloir aufgefallen, das sich vom Glacier d'Envers de Blaitière die Aiguille du Plan hinaufzieht. Dieses Couloir endet oben auf der Requinseite der Aiguille du Plan, von wo aus leichte Schneehänge zum Gipfel führen. Früh im Jahr scheint es meist mit Schnee gefüllt zu sein, während später, im Sommer und im Herbst, sich Felsen und Eis zeigen. Ich hatte Josef schon manchmal darauf aufmerksam gemacht; keiner von uns beiden war der Meinung, dass es schwierig sein könnte.

Am 12. Juli 1905 wiederholten wir Mummerys Route auf die Aiguille du Plan vom Glacier des Pèlerins aus, hatten vom Gipfel aus das Couloir hinabgeschaut und die Idee gehabt, es für den Abstieg zu benützen. Doch bei dieser Gelegenheit hatte uns der Anblick einer Lawine, die da hinunterfegte, davon abgehalten. Wir waren aber alle drei der Ansicht, dass der Aufstieg frühmorgens nicht gefährlich sein könnte. Dann wieder am 20. Juli, gelegentlich unserer Besteigung der Blaitière, die ich in einem anderen Kapitel beschrieben habe (nie geschrieben? G. W. Y.), hatten wir dieses Couloir gründlich studiert und waren zur Überzeugung gekommen, dass der Bergschrund uns vielleicht ein bisschen Mühe machen könnte, dass der Rest des Anstieges aber nicht genügend interessant sein würde, um den ermüdenden Abstieg über die Schneehänge des gewöhnlichen Weges aufzuwiegen; die Möglichkeit, dass wir überhaupt nicht hinaufkommen würden, war nicht einmal zur Sprache gekommen.

Am 5. Juni des folgenden Jahres (1906) bummelte ich mit Josef und Gabriel Lochmatter nach Montenvers hinauf, mit dem etwas vagen Gedanken, am nächsten Tag die Dent du Requin anzugehen. Nach dem Essen aber beschäftigte ich mich wieder mit der Aiguille du Plan, und als ich mit Josef darüber sprach, meinte er, sie wäre genau so gut, um die Saison zu beginnen. Und im übrigen war er der Ansicht, dass der Felsgrat rechts vom Couloir interessanter sein würde und gleichzeitig auch sicherer. (Über diesen Grat machten sie später ihren grossartigen Aufstieg. G. W. Y.) Ausserdem liebäugelten wir mit dem ehrgeizigen Plan, auf M. Fontaines Route direkt nach Chamonix abzusteigen.

Wir verliessen also Montenvers am folgenden Morgen (6. Juni) 5 Minuten vor 2 Uhr und plagten uns Les Ponts entlang das Mer de Glace hinauf. Gegen 2.30 Uhr begann es zu dämmern, und ich bedauerte, dass wir nicht eine Stunde früher waren. Wir folgten derselben Route, die wir für die Blaitière genommen hatten bis zur Höhe des Rognon, wo wir auch diesmal

frühstückten. Der Schnee auf dem Mer de Glace war sehr gut, und wir kamen viel schneller voran als sonst gewöhnlich im Sommer. Während wir assen, konnten wir beobachten, dass die Felsen rechts vom Couloir ziemlich viel Schnee trugen; deshalb entschied sich Josef, das Couloir ein Stück weit hinaufzugehen und weiter oben den grossen Felsgrat zu nehmen, der, wie wir annahmen, zum Gipfel hinaufzog – ganz sicher waren wir dessen aber nicht. Die steilen Schneehänge unter dem Bergschrund waren sehr hart und verlangten viel Stufenschlagen. Beim Bergschrund hielten wir kurze Rast und kreuzten dann zu seiner rechten Seite hinüber, wo wir keine Schwierigkeiten vorfanden. Wir waren nun überzeugt, dass wir ungefähr in 4 Stunden auf dem Gipfel sein würden. Einmal über dem Bergschrund, hielten wir uns ein wenig nach links, hackten uns den steilen Schneehang vor unserer Nase hinauf, um uns schliesslich den Felsen rechts zuzuwenden. Diese versuchten wir zu ersteigen; sie waren indessen derart vereist, dass wir nirgends Halt fanden. Nachdem wir mit diesem Versuch 20 Minuten verloren hatten, gingen wir zurück in das Couloir, mit der Absicht, uns geruhsam hinaufzuhacken.

Schon bald kamen wir zu einigen Felsen, die das Couloir zerteilten. (F. S. Smythe: „Diese Felsen führen letztendlich hinauf zum Gipfel des Pain de Sucre.“) Schwierig waren sie nicht, aber auch wieder vereist; teils gingen wir diese Felsen hinauf, teils auch im Schnee des immer steiler werdenden Couloirs. So erreichten wir die Höhe der Charmoz oder vielleicht auch noch ein paar Meter mehr, sahen uns dann aber einem steilen Eishang gegenüber. Etwa 200 Fuss weit war das Eis steil, wenn auch nicht beunruhigend; es bildete eine Art Schulter, von der weg ein etwas weniger geneigter Hang zum oberen Ende des Couloirs führte. Wir machten hier wieder eine Essensrast. Beim Anblick des Eishanges vor uns erklärte Josef ganz entmutigt, es würde mindestens anderthalb Stunden kosten, um sich dort hinaufzuhacken. Er war dafür, ein Stückchen zurückzugehen, das Couloir zu queren und zu versuchen, die Felsen links zu ersteigen. (F. S. Smythe: „Josef hatte wahrscheinlich recht. Es ist kein grosser Umweg, und erkletterbare Felsen sind diesem Couloir entschieden vorzuziehen. Ryan weigerte sich, dies zu tun, wohl nur aus einem perversen Widerspruchsgeist.“) Dies hätte uns aber zu dem Schneefeld über uns gebracht, weiter von der Aiguille du Plan weg als das Couloir, und unser Aufstieg wäre bedeutend weniger ‚direkt‘ gewesen. Wir entschlossen uns daher, den Eishang anzugehen, und Gabriel wurde vorangeschickt. Er kam nur sehr langsam vorwärts, doch nach geraumer Zeit gelang es ihm, die Felsen rechts zu erreichen, und er verschwand um die Ecke. Josef folgte, und ich stieg bis dahin auf, wo die Stufen begannen, und drückte mich an die Felsen, um gegen die Eisstücke geschützt zu sein, die ständig herunterkamen. Beide Führer waren jetzt

hinter der Felsschulter verschwunden, und eine lebhaftere Unterhaltung in ‚Patois‘ fand zwischen ihnen statt, wobei Josef all meinen Fragen nach dem Stande unseres Unternehmens nicht geringste Beachtung schenkte.

Nach einiger Zeit verlor ich die Geduld und stieg nun selbst bis zur Schulter; dort sah ich dann, dass beide Führer eine Strecke weit in den Felsen hochgekommen waren und nun festsassen. Ich war dafür, uns das Eis hinaufzuhacken, aber Josef blieb dabei, dass die Felsen sich schlussendlich doch als der kürzere Weg erweisen würden. Die Wahrheit war, dass beide Führer gar nicht in Form waren und sich die Plackerei des Stufenschlagens ersparen wollten. An dieser Stelle vermissten wir Franz, sein Können und seinen Unternehmungsgeist sehr. Eine weitere Stunde ging mit fruchtlosen Versuchen verloren, die Felsen hinaufzugelangen. Wir kamen nicht einen Fuss weiter. Josef versuchte dann, das Eis zu seiner Linken zu erreichen, aber es war zu weit entfernt, und er konnte keine brauchbare Stufe herstellen.

Um 11.30 Uhr war es klar, dass an diesem Tage kein Sieg für uns herauschaute. Es kostete noch erhebliche Zeit, Josef aus seiner gefährlichen Stellung in den Felsen zu befreien, bevor wir den Abstieg beginnen konnten. Der Anfang im Couloir war ziemlich übel, und wir mussten von unserem 140 Fuss langen Reserveseil viel Gebrauch machen. Nach einiger Zeit wurde die Sache aber leicht genug. Wir hatten insofern Glück, als keine Steine fielen. Nach Überwindung des Bergschrundes assen wir wieder einmal und tranken die Flasche Bouvier, die wir mitgenommen hatten, um die erste Besteigung des Jahres zu feiern. Aber auch dieses sonst erheiternde Getränk konnte unsere Stimmung nicht heben. Betrübt trrotteten wir zurück nach Montenvers und hinab nach Chamonix, wo wir um 6 Uhr abends ankamen.“

Auf meine Bitte hat Frank S. Smythe den obigen Bericht kommentiert. Es freut mich, dass ich seine Bemerkungen hier bringen kann. Es ist schon merkwürdig, dass seine starke Partie 20 Jahre später und ganz unabhängig von ihren Vorgängern sich zuerst dem Couloir zuwandte und dort, genau wie die Lochmatter-Ryan-Seilschaft, zu keinem Erfolg kam, und dann bei einem zweiten Versuch, genau wie die anderen, den grossen Felsgrat wählte und so, auf dem Wege der anderen, die zweite Besteigung der Aiguille du Plan über den Ostgrat ausführte.

F. S. Smythe: „Im Juni 1927 machten T. S. Blakeney und ich einen Versuch, das Couloir zu durchsteigen, das hinaufführt zum Col du Pain de Sucre (Ryans Couloir). Der Bergschrund war nicht allzu schwierig, da er mit Lawinenschnee ausgefüllt war. Oberhalb des Schrundes war der Hang bedeckt mit hart verkrustetem Schnee – sehr gutem Schnee –, wo schon ein Pickelschlag genügte, eine Stufe zu kratzen. Wir kamen rasch voran, wohl mehr als 1000 Fuss in der Stunde. So näherten wir uns dem Punkt, wo das Couloir steiler wird und sich gabelt. Der eine Ast (Ryans Route) führt hinauf zwischen Pain de Sucre und Plan, der andere Ast zieht aufwärts auf der Requinseite vom Pain de Sucre. Ich erinnere mich, dass in beiden Rinnen der Couloirgabel, die sehr steil sind, der Schnee abgerutscht war und das Eis zum Vorschein kam. Es wurde uns klar, dass wir einige Stunden würden hacken müssen. Es begann zu schneien, der Morgenhimmel wurde

dunkel; bald schneite es immer stärker, die Sicht ging verloren. Ein Schneefall von dieser Stärke musste bald zu Schneerutschen führen. Wir machten also kehrt und stiegen so schnell wie möglich ab.

Im Juli 1927 kamen Bell und ich wieder, mit der Idee, die Juniroute noch einmal zu versuchen. Es fielen aber viele Steine, und der Bergschrund war schlecht. Also versuchten wir statt dessen den Ostgrat, ohne irgendetwas von ihm zu wissen, ausser einer vagen Erinnerung, dass er schon gemacht sei. Als der letzte Teil uns unmöglich erschien, schauten Bell und ich Ryans Couloir an. Ich glaube nicht, dass dies im Abstieg möglich ist; eine ungeheure Menge Seil wäre nötig. Niemand hat unseren Weg durch das Krokodil-Plan-Couloir wiederholt. Und ich hoffe, niemand wird diese Route sich aussuchen. Denn wir brauchten Stunden und Stunden, um Stufen zu schlagen in so steilem Eis, dass meistens auch noch Griffe für die Hände zu schlagen waren. Ich halte die Besteigung der Aiguille du Plan auf diesem Wege für die schwierigste Kletterei, die ich je unternommen habe – und für die schönste. Wir konnten den Grat wegen Vereisung der Felsen nicht einhalten. Sollte ich die Kletterei je noch einmal versuchen, dann würde ich lieber aufgeben, als den unteren Teil eines der beiden Couloirs zu benützen. Sie sind beide gefährlich.

Franz Lochmatter sagte mir nachher, dass unser Aufstieg die schönste Kletterei sei, die er je gemacht habe; er äusserte sich sehr anerkennend und schmeichelhaft über unsere Tour. Ich habe versucht, einen Bericht von Ryan zu erhalten, aber er konnte sich, wie es den Anschein hatte, an nichts mehr erinnern.“

Die Blaitière

(13. [?] Juni 1906)

„Nach unserem Misserfolg an der Aiguille du Plan bestiegen wir die Dent du Requin, um wenigstens einen Gipfel zu haben. Dann folgten einige Tage schlechtes Wetter in Chamonix. Am 12. Juni sah das Wetter aber bedeutend freundlicher aus. Doch hatte keiner von uns Lust, sich für die Besteigung der Droites auf den Weg zu machen – das war die Tour, die wir gerne unternommen hätten –, es sei denn, dass wir die Gewissheit eines wirklich schönen Tages hätten. Wir beschlossen, statt dessen die Blaitière zu versuchen, und zwar über den Grat, der von der Blaitière de Chamonix sich hinabzieht gegen diese blühende Ortschaft.

Fontaine und Ravanel hatten die Blaitière bereits auf diesem Wege bestiegen. Josef und ich machten uns also auf den Weg, den letzteren zu befragen, der uns schon manchmal wertvolle Auskunft über die Gipfel von Chamonix gegeben hatte. Auf dem Wege zu seinem Heim trafen wir ihn und erfuhren alles, was wir wünschten.

Es zeigte sich, dass Fontaine mehrere Traversen durch die Pèlerinswand der Blaitière gemacht hatte. Wir hofften, seine Route etwas zu variieren, wenn wir uns mehr am Grate selbst halten könnten. Wir beschlossen, die Nacht in dem Kuhstall der Blaitièrealp zu verbringen; aber dunkle Wolken, die am Nachmittag aufkamen, liessen uns den Aufbruch noch verschieben.

Nach dem Essen klärte es dann auf, und es sah ganz nach einem guten Tag aus...“

Hier endet das Fragment. Wir wissen, dass sie den Aufstieg über den „Chamonixgrat“ durchführten; später (am 20. Juni) machten sie dann auch noch ihren grossen Aufstieg auf die Aiguille du Plan vom Glacier d'Envers de Blaitière aus.

Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, dass es ganz charakteristisch für Ryan war, seine Niederschrift mit Touren zu beginnen, die er als „Misserfolge“ betrachtete; und genau so charakteristisch, dass schon der Anfang einer Erzählung einer seiner vielen Erfolge ihn langweilte – wie zum Beispiel im Falle der Blaitière. Es ist bedauerlich, dass wir keinen Bericht über die erstklassige Besteigung der Aiguille du Plan haben, der – unter anderem – ausgeführt hätte, wie Josef (ich habe es aus seinem eigenen Munde) sich über ein schmales Band vorwärtsschob, seinen Bruder Franz auf den Schultern balancierend, bis dieser in der Lage war, einen Überhang an der Schlüsselstelle anzugreifen. Dies ist nur eine der prächtigen Geschichten, die nun für immer verloren sind.

Für mich ist es auch von einem seltsamen Interesse, seinen Bericht über den Grépon vom Mer de Glace aus zu lesen, der 40 lange Jahre unauffindbar war. Ich war als erster dort oben gewesen, um den Weg oberhalb des Roten Turmes zu suchen. Ryan und die Lochmatter griffen 1905 an und wurden nach rechts abgelenkt. Im Jahre 1911 machten wir die „direkte Linie“. Franz führte Ryan 1914 auf der Verbesserung unserer Route hinauf; das ist jetzt der gebräuchliche Weg. Auch ihre Erlebnisse 1905 ähneln auffallend den unsrigen, als wir 1911 den ersten direkten Anstieg durchführten. Genau wie sie damals, fanden wir den Bergschrund unpassierbar, und genau wie sie überlisteten wir ihn mit Hilfe „der Verbreiterung seines Grinsens“ bis in die Felsen rechts – wie ich es in meinem Buche *On High Hills* auszudrücken versucht habe. Ryan erwähnt den Roten Turm überhaupt nicht, den schon Burgener und Mummery vor ihm bei ihrer früheren Erkundung erreicht hatten. Aber ich nehme an, dass es da war, wo seine Partie frühstückte, als sie von hier aus 1904 die Charmoz angingen. Er beschreibt, wie Josef weiter und weiter aufwärtsführte, bis er auf dasselbe hoffnungslose Hindernis stiess, das schon Knubel 1911 Halt gebot. Ryan hatte nun nicht die lange Erfahrung noch die enge Verbundenheit mit dem Führenden am Seil, die ihn befähigt hätten, den pessimistischen Verzicht einfach nicht anzunehmen – oder hinten am Seil sich selbständig zu machen und den glücklichen „Wurf nach links“ zu versuchen, der bei unserem Aufstieg das Problem löste. Seine Fussnote, dass seine Anstiegslinie weiter oben durch eine Parallellinie zu

Thorolds Couloir führt, ist interessant; man müsste seinen Weg auch einmal mit dem Bericht von Mallory und Porter vergleichen. Noch weiter oben war dann der Alternativweg zum Mummery-Riss, den die Lochmatter nahmen, wohl zweifellos die Route über die Platten links vom Riss, die Ulrich Almer zuerst fand, und die später von Joseph Ravanel benützt wurde. Ich habe gehört, dass sie jetzt ohne Haken nicht mehr möglich sei, weil eine Platte weggebrochen ist. Im übrigen hatte Ryan recht mit seiner Schlussbeurteilung dieses Aufstieges: ein direkterer Weg ist möglich. Dies ist ein schönes Beispiel seines guten Gefühls für eine kühne strategische Planung; schade, dass er diese Einfühlung in der Praxis niemals so weit ausbildete, dass er taktisch in der Lage war, mit seiner hervorragenden Mannschaft zusammenzuarbeiten.

Sein Hinweis – in der Geschichte des Grépon – auf ihren Versuch auf die Grandes Jorasses ist das einzige, was wir von ihrem Misserfolg am Westgrat der Jorasses wissen. Die Lochmatter waren offenbar etwas allzu siegessicher gewesen, nachdem sie einmal den Gipfel des Gratturmes erreicht hatten, der heute „Young“ heisst. Und als sie dann umkehren mussten, war Ryan nicht der Mann, der gestattete, dies je zu vergessen.

Ich will gerne zugeben, dass es uns rätselhaft vorkam, als wir 1911 den Riss fanden, der von diesem Turm hinunterleitet, dass weder Franz noch Josef ihn vor uns entdeckt hatten – und dass die Führer des Herzogs der Abruzzen ihn ebenfalls nicht bemerkten. Und die selbe Frage erhebt sich bei dem Misserfolg der Lochmatter, als sie den direkten Aufstieg vom Mer de Glace auf den Grépon 1905 nicht fanden – und das, obwohl Franz 1914 in der Lage war, eine sogar noch bessere Linie zu entdecken als unsere Verbesserung 1911 ihres sogenannten „Misserfolges“. Verschiedene Erklärungen könnte man dafür finden. Franz war 1905 erst ein „Träger“ und stand noch stark unter dem Einfluss seines grossartigen älteren Bruders Josef; 1907, und erst recht 1914, hätte ihn wohl nichts, weder am Grépon noch an den Jorasses, umkehren lassen. Josef seinerseits, so gross er auch als Führer war, gehörte einer Übergangsperiode im Bergsteigen an. Er war zweifellos den klassischen Führern schon voraus, wie etwa denen vom Typ eines Anderegg oder Almer. Er gehörte aber nie der modernen, technisch weiter vorgeschrittenen Schule an, die mit seinem Bruder Franz, mit Josef Knubel und ihren Nachfolgern in Erscheinung trat. Als er Ryan führte, hatte Josef wohl Schneid und Draufgängertum und war auch ganz bereit, eine neue Klasse von Schwierigkeiten anzugehen. Aber sein etwas kompromissloses Gefühl für seine Verantwortlichkeit seiner Partie gegenüber war die Frucht eines älteren Standards und war einer älteren Tradition angepasst. Und ein zweiter Grund ergibt sich aus dem, was wir von Ryan selbst erfahren über seine eigenen Reaktionen beim Klettern. In den Führerbüchern erkennt er Josefs Qualitäten

durchaus an, und jahrein, jahraus engagierte er ihn als Ersten Führer. Und dennoch stossen wir in seinen Erzählungen immer wieder auf seine Kritik seines Ersten Führers, bei jedem Zaudern, bei jedem Moment einer Pause vor einer Entscheidung; und vor allem fühlen wir seine Empfindlichkeit bei jeder Umkehr – auch wenn dies der Entschluss aller anderen war. Hätte ich davon nicht den persönlichen Beweis auf dem Furggengrat gehabt, so hätte ich aus diesen Geschichten wohl auf einen ständigen Ärger geschlossen und auf zu wenig Verständnis für seines Ersten Führers manchmal etwas besorgte Entscheidungen. Der feinempfindende Josef muss sich ständig dieser unruhigen Geistesverfassung hinter ihm bewusst gewesen sein, die um so nervenaufreibender war, als Ryans energiegeladene Unerfahrenheit ihn so gar nicht befähigte, Gefahren und Erfolgsmöglichkeiten zu beurteilen, die zu erkennen einem Gebirgsbewohner schon instinktiv gegeben ist. Dazu kam, dass die drei Lochmatter wirklich Respekt vor Ryans dominierenden Qualitäten hatten und seine Kletterkunst und seine schneidige Initiative bewunderten. Aber ich täusche mich gewiss nicht darin, dass sein autokratisches Temperament und seine nervöse Kritiklust ihnen auf die Nerven ging. Und die Folge war – wie ich glaube –, dass, zum mindesten was Josef und Gabriel angeht, dies manchmal ihre Entscheidung über die Möglichkeit eines Angriffes eher zurückdämmte als ermutigte. Wenn man immer in der Angst lebt, über die Sicherheitslinie hinausgetrieben zu werden, dann ist es nur allzu menschlich, ein bisschen vor dieser Linie haltzumachen. Ryan war nun einmal zwar ein dynamischer Vorgesetzter aber kein guter Menschenkenner. Er versäumte es, seine Führer sozusagen als Kollegen anzuerkennen, es ihnen gleich zu tun im „Führen“, Stufenschlagen und Tragen – mit einem Wort: er versäumte es, einen so guten Bergsteiger aus sich zu machen, wie er ein Kletterer war. Und das hat ihn wahrscheinlich auf einigen seiner kühnsten Unternehmungen den Erfolg gekostet. In jede Geschichte des Bergsteigens wird Ryans Name aus zwei guten Gründen eingehen: einmal wegen seines mutigen und ideenreichen Kletterns, und dann wegen seiner „Mannschaft“ – denn die Lochmatter waren grosse Neuerer im Bergsteigen.

In der Geschichte seines Bergsteigens finde ich manches, was unvermeidlich an die alpine Laufbahn und die Mentalität Edward Whympers erinnert – wenn sie auch verschiedener Zeit und verschiedenem Milieu angehörten. Beide wurden vom Bergfieber gepackt, noch bevor sie 20 Jahre alt waren. Mit einem geistigen Heiss hunger gingen und kletterten sie ungefähr die selbe Zeitspanne. Sie kletterten beide gleich egozentrisch, mit derselben Missachtung der bestehenden Tradition und der zeitbedingten Vorurteile. Sie verstanden beide gleich viel, oder gleich wenig, von Art und Sprache

ihrer Führer; und wenn Whymper eigentlich nur Croz gelten liess, so schrieb Ryan genau dasselbe über Franz. Beide erschöpften noch jung ihre Bergleidenschaft schon nach dem ersten schweren Erlebnis: Whymper behindert durch das Unglück am Matterhorn und Ryan vielleicht durch das Täschhorn aus „Schritt und Tritt gebracht“.

Sie hatten beide ein teilweises „come back“: Whymper am Chimborazzo, Ryan im Jahre 1914; und beide fuhren fort, auch nachdem sie das Bergsteigen aufgegeben hatten, bis in ihr Alter die Alpen zu besuchen, Whymper, um Führer zu schreiben, und Ryan schachspielenderweise. Sie waren Männer ganz verschiedener Herkunft und ganz verschiedener Fähigkeiten. Aber beider Bergsteigen zeigt dasselbe individualistische und herrschsüchtige Temperament, ohne viel Interesse für ihre Mitmenschen. Beide waren einige wenige Jahre in ihrer Jugend durchglüht von einem beinahe heroischen Feuer, suchten mit Leidenschaft das abenteuerliche, das romantische Unternehmen und waren fasziniert von den hohen Bergen und der rein körperlichen Genugtuung, die sie im Klettern fanden.

Die paar enthusiastischen Jahre seiner Jugend, seine ganz ungewöhnliche Furchtlosigkeit und der Mut, mit dem er eine neue Welt voller Schwierigkeit und Gefahr angriff, werden Ryans Name in der Geschichte der Alpen lebendig erhalten. Sein Name wird fortleben, weil man nicht vergessen wird, dass die Brüder Lochmatter als seine Führer zuerst ihre Möglichkeiten fanden und erkannten, und dass ganz besonders Franz infolgedessen für Expeditionen engagiert wurde, auf denen er seine aussergewöhnlichen Fähigkeiten entwickeln konnte und so zum Prototyp des modernen Bergsteigers in den Alpen wurde. Und selbst wenn Ryan in späteren Jahren dies nicht tat (oder tun konnte), so können wir uns jedenfalls klar darüber werden, was für ein neuer Kurs im Bergsteigen in jenen wenigen Sommern am Anfang des Jahrhunderts eingeschlagen wurde – und welche ausschlaggebende Rolle er selbst dabei gespielt hat.

PHILIPPA DE COURTEN 1926—1946

VON CHARLES GOS¹

„Philippa war eine Persönlichkeit mit seltenen, gegensätzlichen Eigenschaften: stark und doch sanft; schlicht aber poetisch, bewunderungswürdig wegen ihres Mutes und geliebt wegen ihrer Demut. Sie war eine Blume des Feldes, deren Gedächtnis fortleben wird, während sie schon vorausgegangen ist zur ewigen Heimat...“

Aus einem Brief über Philippa de Courten.

Es genügte, Philippa de Courten² zu begegnen und einige Worte mit ihr zu wechseln, um sich über ihre liebenswerte Persönlichkeit Rechenschaft zu geben. In ihrem klarblauen Blick verschmolzen Traum und Gedanke zu einer vollendeten Harmonie. Die höchsten Gefühle, die tiefsten Empfindungen, eine immer wache Erlebnisfähigkeit, mit einem Wort alle die Regungen der Seele, die recht eigentlich die Quelle unseres Innenlebens sind, fanden in ihr Ausdruck in den Worten: Schönheit, Güte, Wahrheit. Dazu gesellte sich noch eine wesentliche Eigenschaft: ihre Einfachheit und die natürliche Leichtigkeit, sich in den verschiedensten Kreisen zu bewegen.

Diese Seele, durchdrungen von Idealismus und zugleich dem Leben mit heiterem Mute entgegnetend, bedurfte zur geistigen Bereicherung einer

¹ Charles Gos (1885—1949) ist am 14. April 1949 im Spital von Martigny gestorben und wurde in Orsières, an der Schwelle des Val Ferret, das ihm vor allem ans Herz gewachsen war, begraben.

Mit ihm verschwindet der neuzeitlichste und fruchtbarste Bergbesinger der Westschweiz. Er war Ehrenmitglied des „Alpine Club“ und Laureat der „Académie française“. Viele Alpinisten kennen ihn nur durch seine Schriften; sie wissen nicht, dass Gos zu Beginn dieses Jahrhunderts als kühner Bergsteiger einer der ersten war, die führerlos den Grépon, Petit Dru und das Matterhorn von Zmutt aus bestiegen. Bald darauf musste er auf sein geliebtes Bergsteigen verzichten, obwohl er mit seiner gewohnten Energie gegen die Krankheit ankämpfte, die schliesslich doch Siegerin blieb. Er hoffte, in den Bergen wieder zu genesen; diesem Zeitabschnitt, den er im Angesicht der schimmernden Gipfel verbrachte, verdanken wir seine besten Arbeiten: *Tragédies alpestres*, *Solitude montagnarde*, *Notre-Dame des Neiges*. Besonders in den letzten Jahren verfeinerten sich sein Stil und Empfinden in hohem Masse. Die bisher unveröffentlichten Seiten, die wir hier bringen, legen davon Zeugnis ab und zeigen, mehr als andere noch, die Feinheit und Tiefe seiner Gefühle. Heute, wo er selber von uns gegangen ist, wird man nicht ohne Rührung und schmerzliche Regung die Worte lesen, die er an ein junges, in den Bergen verunglücktes Mädchen richtet.

Redaktion.

² Nachkomme einer aus dem Piemont ausgewanderten Patrizierfamilie, die sich Mitte des 13. Jahrhunderts im Wallis niederliess.

ihr würdigen Betätigung; so ward ihr die alpine Landschaft zur Offenbarung. Auf diese Weise wurden die Berge, auf die Racines Worte, „die heiligen Stätten des Schweigens“, wunderbar zutreffen, samt Kunst und Studium, zum inneren Rhythmus in Philippas Leben. Diese geistige Einstellung nahm mich das erstemal schon, da ich ihr gegenübertrat, gefangen.

Und dieses Gefühl bestätigte sich in der Folge, als ich von ihren Fahrten-schilderungen Kenntnis nahm, denen sie nicht nur ihre Beobachtungen, sondern auch ihre seelischen Regungen anvertraute. Wir vermögen deshalb Philippa de Courten leicht auf ihren alpinen Wanderungen zu folgen und ihre tief innerlichen Beziehungen zu den Schönheiten der Landschaft zu erfassen. Für jede Kunstgattung begabt und mit einer feinen Sensibilität bedacht, besass sie die Gabe, einfach und immer ehrlich zu sein. Sie schuf eindrucksvolle Aquarelle, die, vielleicht mehr noch als das Wort, ihr ureigenstes Ausdrucksmittel waren.¹ Doch ihr glühendster Wunsch bestand darin, diese beiden Elemente zu verschmelzen und dereinst ein Buch ihrer besten Berichte, mit eigenen Aquarellen und Skizzen geschmückt, herauszugeben. Ihre Schilderungen der Bergwelt offenbaren uns ein lauterer Herz und überraschen durch zarteste Stimmungsbilder.

Philippas erste Begegnung mit den Bergen datiert aus dem Jahre 1939. Die Dolomiten mit ihren abweisend in den Himmel ragenden Felsen und später die harmonisch bewegten Linien des Apennin mit seinen sonnenverbrannten Hängen weckten die Einbildungskraft des Kindes und wurden zum zündenden Funken. So entstand eine unwandelbare und treue Liebe zu den Bergen.

Man kann sich deshalb ihre Freude vergegenwärtigen, als die Eltern zu Beginn des Krieges sich entschlossen, aus Italien, wo sie 10 Jahre verbracht hatten, ins Wallis, das Land ihrer Vorfahren, zurückzukehren. Nun entdeckt Philippa ihre Heimat. Der Zauber des schon provenzalischen Rhone-tales beeindruckt sie und vor allem die Nähe der mächtigen Berge. Ihre Begeisterung ist um so unaussprechlicher, als sie eine stille ist – das sichere Zeichen jeder tiefen, wahren Leidenschaft.

Es ist vielleicht angezeigt, hier zu bemerken, dass Philippa de Courten, obwohl noch in der Blüte der Jugend stehend, schon eine tüchtige Bergsteigerin war. Ihr Mut, ihre Ausdauer, ihre Erfahrung sowie ihre Vorsicht waren ihren Bergführern nicht entgangen. Diese erfahrenen Bergler brachten ihrer jungen Touristin volles Vertrauen entgegen und scheuten sich nicht, wo das Gelände es erlaubte, sie an der Spitze der Seilschaft gehen zu lassen, um in ihr den Sinn für Beobachtung, Orientierung und Verantwortung zu

¹ Ihre Bilder werden von Kunstfreunden mit den Gemälden des Alpenmalers E. T. Compton verglichen.

entwickeln. Mehrfach weist sie auf den harten Kampf mit den Bergen hin, den Kampf in Fels und Eis, den Kampf um Wand und Grat . . . ein Kampf, der niemals nachlassen darf. Alles ist ernst und schwer dort oben, wo jeder, trotz dem Seil, „auf eigene Faust verbissen kämpfen muss“. Wir finden diese kämpferische Einstellung dem Hindernis gegenüber in der nachfolgenden Schilderung. Eines Tages, als das widerliche Wetter ihre Pläne durchkreuzte, schrieb Philippa:

„Der Nebel schlich durch Tal und Wald. Fast qualvoll war es, an all die Dinge zu denken, die dort, versunken, ruhten. Ein Traum von Schönheit und Sehnsucht erwachte in meinem Herzen, die tiefe Sehnsucht nach dem Kampf mit den Bergen . . .“

Man vernimmt nicht ohne Überraschung, dass diese begeisterte Bergsteigerin, die die Alpen in ihrer ewigen und gewaltigen Schönheit liebte und sie mit ernster Freude im Herzen bestieg, höhere Ziele anstrebte als die grossen Viertausender: ihre Träume wanderten oft in die Ferne fremdländischer Berge; der Himalaya mit seinen von schweigenden Geheimnissen umwitterten Riesengipfeln blieb ihr sehnlichster Wunsch.

Knappe Striche, eine flinke Aufzeichnung; hier ein packendes Bild – dort eine in duftig-zarten Tönen festgehaltene Träumerei; mit dieser den Maler auszeichnenden Technik hält Philippa de Courten ihre Eindrücke ohne unnütze Sentimentalität, fast immer aber mit den feinen Schwingungen verinnerlichter Freude fest . . .

Wenn man die Seiten ihres Tagebuches durchblättert, stösst man immer wieder auf ein Bekenntnis, das, gleich einem Leitmotiv, gleich einer tiefwurzelnden Sehnsucht, einer Beschwörung beinahe, den Grossteil ihrer Schilderungen abschliesst: „Bald wieder, ihr geliebten Berge!“ Diese hoffnungsfrohen Worte wirken um so ergreifender, wenn man weiss, dass dieses letzte Wiedersehen mit den „geliebten Bergen“ zugleich das vom Schicksal bestimmte Ende dieses kaum begonnenen und schon vollendeten Lebens bedeutete.

Es gibt ebenso viele Arten, die Berge zu erleben, wie es verschiedene Typen von Bergsteigern gibt, die alle ihrem eigenen Temperament gehorchen müssen. Um aber die Berge erfassen zu können, muss man sie lieben, und mit ihnen alles, Menschen, Tiere und Dinge; „dann belebt sich diese Einsamkeit, und die Stille ist nicht mehr chaotisches Nichts: sie wird erfüllt vom Geiste des Schöpfers und schenkt Offenbarungen, die zu Herzen gehen und denen gegenüber die Seele nicht gefühllos bleiben kann“. Man ist versucht, zu sagen, dass dieses Schweigen und diese Stille von der „ewigen, unendlich hoch über jeglicher irdischen Erkenntnis wohnenden Erleuchtung“ berührt werden.¹ Es genügt, die Aufzeichnungen von Philippa zu durchblättern, um

¹ Charles Gos: *Solitude Montagnarde*, Einleitung. Attinger, Neuchâtel und Paris.

festzustellen, dass sie aus einem naturhaften Empfinden heraus die Berge auf diese Weise liebte und verstand. Und war einmal das Landschaftsbild in ihrem Geiste eingepägt, übertrug sie die verschiedenartigen Elemente, aus denen die machtvolle Symphonie der Alpen sich zusammenfügt, in zarte Gefühlswerte, die uns ergreifen.

Lassen wir füglich ihre zahlreichen Entwürfe und Skizzen beiseite und folgen wir vielmehr ihrem seelischen Empfinden, das schon köstlichere Träume erahnen lässt. Im April 1946 befindet sich Philippa de Courten am Fusse der Pierre Cabotz und notiert:

„Den Pass erreiche ich eine halbe Stunde vor den andern. Ich bin ganz allein und raste und schaue in die Runde. Ich fühle mich so wohl und leicht in dieser Natur, dass ich meine Freude zu den Gipfeln hinüberryfe und meine Liebe für die so vollendete Natur in die klare Luft hinaussinge. . .“

Als Gegenüberstellung zu solch jugendlichem Frohlocken erwähne ich eine melancholische Betrachtung voll bezaubernder Lieblichkeit. Der Schauplatz befindet sich in Arolla, einem verlassenem Arolla, Ende April:

„Ein feiner Regen rieselt ohne Unterlass, aber ich fühle mich glücklich, ohne eigentlich zu wissen, warum. Verdanke ich wohl dieses Glück der mystischen Eingebung dieser Landschaft? Regen, Regen! Ich raste unter einem Felsen. Nur einige Hütten schmücken die Gegend. Selbst im Regen liebt man sie. Man möchte sie ganz ergreifen, ihren Herzschlag fühlen. . .“

Diese „mystische Eingebung“ erweckt das Gefühl, als ob die junge Bergsteigerin, trotz ihrem tiefwurzelnden christlichen Glauben, auf geheimnisvollem Wege zu einer philosophischen Anschauung der Natur gelangt sei. Auf dem Gipfel des Titlis finden wir in den Gedanken von Philippa diesen meditierenden Ton wieder, der an die besten Schilderungen in Julius Kugys „Aus dem Leben eines Bergsteigers“ erinnert. Gewiss vermag man Gottes Existenz nicht zu beweisen, weil eine alpine Landschaft oder eine solche der Ebene die Seele zutiefst aufwühlt, aber eine derartige Ergriffenheit lässt die Gegenwart Gottes in diesem erhabenen Schauspiel erahnen:

„Auf einmal zeigt sich ein Bild von erschreckend gewaltiger Schönheit. Vor mir abgrundtiefe Leere. Bizarr geformte Wolken ziehen dahin, ballen sich zusammen und zerfließen. Eine grosse Ruhe liegt wohltuend über allem. Die aus weiter Ferne auftauchenden Gipfel reihen sich aneinander wie die Perlen einer Krone. Ich fühle die Gegenwart Gottes so machtvoll und herrlich, dass ich nach diesem heftigen Kampf in solch wilder Pracht am liebsten einen Jubelgesang anstimmen möchte.“

Eines Abends, in St. Niklaus, schreibt sie, von einem Ausflug ins Zermatter Massiv zurückgekehrt und noch ganz berauscht von ihren ersten Eindrücken der Schneefelder, Gletscher und himmelsäumenden Gipfel:

„Die Stimme der Höhen liegt noch in uns, die reine Luft der Berge, die so vertraute Atmosphäre, die dort abends herrscht, die grenzenlose Einsamkeit, die Schönheit. All das lässt mich erschauern und bestärkt nur in meiner Seele den Wunsch: zurückzukehren zu diesen Bergen, von denen ich noch so wenig weiss, die ich aber bald durch meine leidenschaftliche Liebe kennenlernen werde.“

Langsam verblasst das Licht. Schatten senken sich über die Berge und über die Menschen, die auf steilen Pfaden emporsteigen. Doch selbst wenn die Dämmerung sie erreicht, vermag sie die erhebende Fröhlichkeit niemals zu mindern und das warme Licht in ihren Herzen zu löschen. So beendet Philippa ihre Schilderung der Besteigung der Aiguille d'Argentière (1. Juli 1946) mit einem einfachen, zu Herzen gehenden Gedicht.

Dieses Flehen, dieser bittende Ruf an die Berge haben etwas Ergreifendes an sich, wenn man bedenkt, dass Philippa de Courten 2 Monate später nie mehr von ihren „so geliebten Gipfeln“ zurückkehren sollte... Maurice de Guérin besass diesen lyrischen Ton ebenfalls, wenn er sich zum Abschied an die Natur wendet, „um von diesen Orten mitzunehmen, soviel ich vermochte; und als ob ihnen die Macht innegewohnt hätte, sich mir hinzugeben, bat ich sie in meinem Innersten, sich meiner Seele einzuprägen, mir etwas anzuvertrauen, das ich nie mehr verlieren würde.“ So schreibt Philippa diesen Vierzeiler:

O ihr ewigen Berge, euch rufe ich an!
In euch suche ich Leben und Glück ...
Seid liebevoll zu dieser Seele, die euch anfleht!
Und schenkt euch ihr, wie sie euch sich schenkt ...

Noch einmal findet man diese Lebendigkeit, dieses Entzücktsein, darin Hoffnung und Trauer sich zu erhabenem Lob über die stolze Pracht der Berge finden: es sind die letzten Zeilen ihres Tagebuches:

„Ihr geliebten Berge! Bald komme ich zu euch, zu euch... vielleicht? Wer weiss denn, wie sehr ich euch alle liebe, auch wenn ihr im Nebel thront!“

Diese Worte datieren vom 31. August 1946 in Villars sur Ollon. 5 Tage später stürzte Philippa de Courten zu Tode.¹

Vergessen wir hier, am Ende dieser kurzen Betrachtung, nicht, dass Philippa de Courten die Dankbarkeit Gott gegenüber, der ihr die Liebe zu den Bergen und das Verständnis für ihre Schönheit schenkte, oft in rührende Lobgesänge kleidete. Eines Abends, nach der morgendlichen Besteigung der Aiguille d'Orny, versenkt sie sich in die Betrachtung des Sonnenunterganges, dessen Herrlichkeit sie ergreift. Sie spürt den Hauch des Ewigen, der in dieser grossen Stille um die Gipfel webt. Diese gleiche amphitheatralisch auf-

¹ Mitgerissen vom Führer Edwin Krähenbühl, bei seinem Versuch, einen besonders schwierigen Überhang anzugehen, verunglückte sie am 5. Sept. 1946 in den Engelhörnern.



gebaute Bergwelt von Orny mit ihren schimmernden Schneehängen, aus denen sich goldleuchtender Granit emportürmt, hatte schon Emile Javelle inspiriert. Philippa de Courten erlebt ebenfalls den unwiderstehlichen Zauber und vertraut ihren Seiten dieses Bekenntnis an, das ihre Bewegtheit offenbart:

„Oh! wie ich in dieser Umgebung Gedanken voll dichterischen Schwunges niederschreiben möchte! Hier, angesichts einer solchen Natur, vermag man nichts anderes zu verspüren als ein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber dem Schöpfer...“

ALPINE RUNDSCHAU 1948

VON MARCEL KURZ

Berner Oberland

Der letztjährige Brief aus Zermatt in *Berge der Welt*, Band II, schliesst mit dem sehnlichen Wunsch nach tüchtigen Schneefällen, damit die über Gebühr ausgeaperten Berge ihr früheres Aussehen wieder zurückerlangen möchten. Der Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Die Sommermonate dieses Jahres waren durch ein Übermass an Niederschlägen gekennzeichnet, wie es seit Menschengedenken nicht erlebt worden ist. Während es in den Tälern fast täglich in Strömen regnete, fielen in den Bergen unvorstellbare Schneemengen. Im Juli und August gingen selbst in voralpinen Gebieten Lawinen nieder, die unter Schafherden beträchtlichen Schaden anrichteten. An den Männlichenhängen geriet mitten im Sommer eine Neuschneesicht in Bewegung, die erst unmittelbar oberhalb des Dorfes Wengen in einer Höhe von 1300 m als ansehnliche Lawine zum Stillstand kam. Die Gletscher wiesen in den ersten Septembertagen weniger sichtbare Spalten auf als in normalen Jahren zwei Monate früher. Die zwei letzten Sommer prägen sich dem Alpinisten als Extreme ein, die in ihrer Einseitigkeit kaum zu übertreffen sind. 1947 drohte überall Steinschlag, 1948 war es nebst dem beängstigend schlechten Wetter der zur Unzeit gefallene Schnee, der unüberwindbare Hindernisse über Gräte, Gipfel und Wände breitete. Die Ausführung nicht alltäglicher Touren wurde zur Seltenheit. Wetter und Verhältnisse sorgten dafür, dass die richtige Bergsteigerstimmung nicht aufkommen konnte. Wir bedauerten die recht zahlreichen Engländer, die sich bei uns einfanden, um nach langen Kriegs- und Krisenjahren ein Stück alten Bergsteigertums wieder aufleben zu lassen. Was die spärlich zugeteilten Devisen an Plänen gestatteten, wurde grösstenteils durch die Unbilden der entfesselten Natur vernichtet.

Durch die misslichen Verhältnisse sind in den Berner Alpen jedenfalls die Engelhörner am wenigsten in Mitleidenschaft gezogen worden. Dank der relativ geringen Höhe vermochte sich der Schnee nie lange zu halten, und die vielen Tourenmöglichkeiten erlaubten eine weitgehende Ausnützung der zufälligen Schönwetterstunden. Arnold Glatthards Bergsteigerschule war auf Normalbetrieb eingestellt, konnte aber die Frequenz früherer Jahre nicht erreichen. An Touren ist vom Leichtesten bis zum Schwersten alles gemacht worden, was die Engelhörner dem Kletterer schenken. Hermann Steuri hat in den letzten Augusttagen den Vorderspitz über die ausgesetzte Westkante und den Kingspitz über die sehr schwierige Nordwand erstiegen.

Grindelwald, das klassische Gebiet gemischter Bergfahrten, erlebte in alpinistischer Hinsicht eine katastrophale Saison. Die ersten Wetterhornversuche im Hochsommer scheiterten auf der gewöhnlichen Anstiegsroute zum „Sattel“ infolge des metertiefen Neuschnees, der Tag und Nacht zu Lawinenbildung neigte. Das stolze Schreckhorn musste mit einer lächerlich kleinen Zahl von Besuchern vorliebnehmen. Auf- und Abstieg erfolgten über den meistens ausgeaperten Südgrat. Das gefährliche Couloir wagte unseres Wissens niemand zu betreten. Ähnlich erging es dem Eiger. Normalroute und Mittellegigrat erlebten ein Minimum von Begehungen.

Im Gletscherdorf starben im Laufe des Sommers im Alter von 82 und 75 Jahren die Bergführer Hans Rubi und Fritz Amatter. Amatter zählte lange zu den besten Kletterern der Schweiz. Durch die erste Besteigung der gewaltigen Ostwand des Finsteraarhorns und die Bezwingung des lange unkämpften Mittellegirates am Eiger hat er sich als hervorragender Könnler ausgewiesen und für seinen Beruf Ehre eingelegt. Rubi diente dem Alpinismus während Jahrzehnten durch die gewissenhafte Wartung der viel besuchten Konkordiahütte.

Die Berge des Lauterbrunnentals blicken gleichfalls auf ein mageres Jahr zurück. Der Mönch wurde vom Jungfraujoch aus gelegentlich über den leichten Südgrat angegangen; vereinzelte Partien wählten den Westgrat oder den Nollen zum Aufstieg. Die an allen Ecken und Enden in Schnee getauchte Jungfrau wies selten Verhältnisse auf, die zu Besteigungen einluden. Sie erfolgten auf dem gewöhnlichen Weg über den Rottalsattel oder ausnahmsweise von der Rottalhütte her. Die vielen anderen, teilweise schwierigen und interessanten Routen blieben ohne nennenswerten Zuspruch.

Den auf der Kleinen Scheidegg stationierten Gruppen des „Alpine Club“ (London) gelang trotz dem äusserst ungünstigen Sommer eine stattliche Anzahl Touren in der Umgebung. Sie setzten den Fuss auf Wetter- und Klein Schreckhorn, Jungfrau und Mönch, Tschingelhorn, Fiescher- und Grünhörner, Aletsch- und Finsteraarhorn sowie auf verschiedene Pässe und kleinere Gipfel. Angesichts der unüberwindlichen Schwierigkeiten auf dem internationalen Geldmarkt hat ihnen die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen in anerkannter Weise Bergführer zur Verfügung gestellt.

Im westlichen Oberland waren die Verhältnisse keineswegs besser als in den erwähnten Gebieten. Der sonst allgemein beliebte Bergsteigerort Kandersteg beklagt sich bitter über die abgelaufenen Sommermonate, die kaum nennenswerte Touren ermöglichten. Die ungewöhnlichen Schneeverhältnisse, trostloses Wetter und das Fehlen von Gästen mit der nötigen Begeisterung versetzten dem Alpinismus einen argen Dämpfer, wodurch die Bergführer wie überall stark in Mitleidenschaft gezogen wurden.

An verschiedenen Bergen des Lauterbrunnentals ereigneten sich schwere Unglücksfälle. Auf der Normalroute zum Tschingelhorn gerieten die Solothurner Alpinisten Joseph Lehmann und Paul Gaschen mit einer aufgeweichten Schneeschicht ins Rutschen und fanden beim Absturz über die Südhänge des sonst harmlosen Berges den Tod. Am gleichen Tag erreichte das Schicksal die Partie Schlunegger, Dr. Ernst Hopf und Dr. Gaston von Sury am Grosshorn. Unsicheres Wetter während der Nacht vom 28. zum 29. Juli verzögerte ihren Aufbruch von der Schmadrihütte bis um 9 Uhr. Über den von Dr. Hans Lauper und Max Liniger 1921 erstmals begangenen Nordwestgrat wurde der Westgipfel des Berges in etwa 6 Stunden erstiegen. Der Rückweg führte über den stellenweise stark verwächteten, bei den diesjährigen Verhältnissen keineswegs leichten Westsüdwestgrat nach dem Schmadrijoch. Oberhalb der Einsattelung bog die Seilschaft nordwärts ab und stieg über die hier ausgebreiteten Schneefelder abwärts bis hart über den Steilabfall des Firns, der westlich des Grosshorns in einem Hängegletscher endet. Hier wandte sich die am 30. Juli morgens von Obersteinberg und Wengen aus beobachtete tiefe Spur in annähernd horizontaler Richtung nach rechts und entzog sich am Rande der Grosshornfelsen über einer steilen Rinne jeder weiteren Verfolgung. Es steht fest, dass die Spur bis zu dieser Stelle am späten Nachmittag des 29. Juli, wohl nach 5 Uhr abends, angelegt worden ist. Hans Schlunegger, mit dem wir unmittelbar vor dem Aufstieg zur Schmadrihütte über die geplante Tour gesprochen hatten, erklärte uns, dass er den Rückweg über das Breithorn wählen würde, falls ihm der direkte Nordabstieg vom Schmadrijoch bei den bestehenden Schneeverhältnissen zu gefährlich erscheinen sollte. Ein weiterer Ausweg hätte in südlicher Richtung über den Jägigletscher nach dem Lötschental eingeschlagen werden können. Jede der drei Möglichkeiten war mit bestimmten Risiken verbunden. Am Fusse des Breithornostgrates wurde von Obersteinberg aus am 29. Juli spät abends ein Licht beobachtet, das auf eine biwakierende Partie schliessen liess. Was lag da näher als die Vermutung, Schlunegger sei mit seinen

Herren vom obern Rand des Hängegletschers wieder aufgestiegen und habe sich zur Überschreitung des Breithorns entschlossen. Eine Abzweigung von der weithin sichtbaren Abstiegs spur nach dem Schmadrijoch war jedoch nicht feststellbar, und das Absuchen des ganzen Grates am 30. Juli nach Osten hin mit guten Feldstechern ergab keine Anhaltspunkte für den Rückzug in dieser Richtung. Trotzdem hofften wir, der Ausweg möchte doch hier gesucht worden sein . . . Wir trösteten die Angehörigen der Vermissten, obwohl uns der mühsame Wiederanstieg zum Schmadrijoch nach langer, schwieriger Tour unwahrscheinlich vorkam. Wie sich später herausstellte, war die biwakierende Partie vom Lötschental aufgebrochen und beim Versuch, das Breithorn über den Ostgrat zu bezwingen, durch die grossen Schneemassen abgewiesen und von der Nacht überrascht worden.

Am 31. Juli, kurz nach Tagesanbruch, erreichte eine Suchmannschaft von sieben Bergführern nach nächtlichem Anmarsch über Trachsellauenen und Steinberg den Oberhornsee. Von hier aus ist der Nordanstieg zum Schmadrijoch gut sichtbar, und der erste Blick durch den Feldstecher gab Antwort auf die bange Frage, die uns alle seit vielen Stunden beschäftigt hatte. Deutlich erkannten wir die letzte Spur der Verunglückten über dem Steilabfall des Firns, die sich hart an den Grosshornfelsen nach einer Horizontaltraverse verlor. Von ihr führten drei ausgeprägte Rutschspuren der Tiefe zu, die bald in der Steilrinne zwischen den Felsen und dem hier ausgeaperten Eisnollen zusammenliefen. Von weiter oben kommend, war eine weitere Spur erkennbar, die vermutlich von einem Schneerutsch herrühren musste, der die Seilschaft überrascht haben dürfte. Ich neige unbedingt zu dieser Auffassung. Oder sollte der Vorangehende beim Einstieg in die Felsen ausgeglitten sein und die beiden Kameraden mitgerissen haben? Das ist unwahrscheinlich; denn die gelegentlich benützte Felsroute war derart verschneit, dass sie für den Abstieg nicht in Frage kam. Für den letzteren war ohne Zweifel das Couloir mit den darunter befindlichen Schneehängen vorgesehen. Als die Sonne am 31. Juli nachmittags die Absturzstelle von der Seite beschien und günstig beleuchtete, glaubten einige Kameraden der Bergungskolonne am Felsrand im obersten Teil der Rinne eine regelmässige Reihe von Abstiegsstufen zu erkennen. Auf eine Distanz von rund 2 km war schwer zu entscheiden, ob hier allenfalls eine Täuschung vorlag. Wenn nicht, so müssten die vier vorerwähnten Spuren alle durch abgleitenden Schnee verursacht worden sein. Etwa 100 m unterhalb der Traverse mündete eine von rechts kommende schmale, aber tiefe Lawinenbahn in das Couloir ein. Wurde die Partie vielleicht dort durch einen Schneerutsch erfasst? Es ist ausserordentlich schwierig, den Hergang des Unglücks so abzuklären, dass alle Zweifel beseitigt werden. Ganz sicher erfolgte der Absturz auf den hintersten Schneemassen einer Lawine der tief eingeschnittenen Rinne entlang, die bei einer senkrechten Höhe von gut 600 m eine Länge von nahezu 1000 m aufweist und sich bis auf den Ostarm des Breithorngletschers hinunterzieht, wo die Schneemassen am Nordwestfuss eines Felssporns zum Stehen kamen. Nach dem Austritt aus dem steilen Couloir führte die Lawinenbahn über drei ausgedehnte Schneehänge, deren Neigung nach unten hin abnimmt. Der oberste Hang wird vom folgenden durch ein mässig steiles Felsband getrennt, wo ein gestufter Graben die zur Tiefe sausen den Schneemassen nach rechts aus ihrer Richtung lenkte. Die hier nicht zu vermeidenden Aufschläge wurden den drei mitgerissenen Alpinisten zum Verhängnis. Die Absturzlinie deckt sich genau mit Route 40 der Skizze auf Seite 44 von Band IV des *Hochgebirgsführers durch die Berner Alpen*, Ausgabe 1931. Die ganze Gegend wird ausgezeichnet veranschaulicht durch eine photographische Aufnahme von E. Gyger im *SAC-Jahrbuch 1921* – wo die Überschreitung des Grosshorns über den Nordwestgrat zum Westgipfel mit Abstieg zum Schmadrijoch auf Seiten 223 bis 228 durch Max Liniger ausführlich beschrieben wird.

Wie gewohnt verbreitete die Presse die unmöglichsten Gerüchte über das Unglück am Schmadrijoch. Die Dreierpartie soll am 28. Juli abends nach dem Eintreffen in der Schmadrihütte gleich nach dem Tschingelhorn aufgebrochen sein, um das Grosshorn

von dort aus in Angriff zu nehmen. Nach anderen Meldungen bildete die Lötschenhütte den Ausgangspunkt der Besteigung. „Der Absturz erfolgte durch einen 800 m hohen Kamin. Die schrecklich verstümmelten Leichen lagen auf einem Felsschrund. Hans Schlunegger landete über Felszacken und Schründe mit vollständig gebrochenen Hüften in einer Gletscherspalte.“ Die *Tribune de Genève* verwandelt das furchtbare Schmadricouloir in eine wahre Hölle, die nach Sonnenaufgang Felsgeschosse jeden Kalibers und Eistrümmer geborstener Gletschertürme ständig niederprasseln lässt. Wehe dem, der diesen Ort des Verderbens betritt! Das stimmt natürlich alles nicht. Die losen Steine waren durch den vielen Schnee in der Flanke des Grosshorns gebunden, und Eistürme konnten wir im Einzugsgebiet des Couloirs keine feststellen.

Die Abgestürzten wurden am oberen Rand der mit ihnen niedergegangenen Schneemassen auf leicht zugänglichem Gletscher unweit der Schmadrihütte aufgefunden, wo sie vom 29. Juli abends bis zum 31. morgens gelegen hatten. Sie waren ohne Windjacken, Sweater und Handschuhe, woraus geschlossen werden muss, dass der Absturz bei warmem, windstillem Wetter, auf keinen Fall etwa nach einem Biwak, erfolgt ist. Kopfbedeckungen, Pickel, ein Rucksack, zwei Armbanduhrn und andere kleine Gegenstände fehlten. Da sofort mit dem Abtransport der Leichen begonnen wurde, musste vom Absuchen der Lawinenbahn abgesehen werden. Die Toten waren noch am Seil. Ernst Hopf und Gaston von Sury, vom Seil umwickelt, lagen nebeneinander. Hans Schlunegger war einige Meter höher mit dem Oberkörper in eine kleine Spalte gerutscht und hatte dadurch die verhängnisvolle Fahrt kurz vor dem bevorstehenden Stillstand in der etwas tiefer liegenden Mulde abgestoppt. Der Tod war bei allen drei Verunglückten durch Schädelbruch verursacht worden, die bei zwei Toten zu einer Deformierung des Gesichtes führten. Nennenswerte Verletzungen an andern Körperteilen als am Kopf sind uns keine aufgefallen. Die Zeitungstheorie von der furchtbaren Zerschmetterung der Leichen war eine auf Sensation abzielende Erfindung und bedeutete eine Rücksichtslosigkeit gegenüber den Angehörigen der Verunglückten.

Dr. Gaston von Sury und Dr. Ernst Hopf galten beide als tüchtige Bergsteiger, die grossen Touren gewachsen waren. Über Hans Schluneggers bergsteigerisches Können und seine Erfahrung brauchen wir keine Worte zu verlieren. Es ist schon ein unerhörter Schlag des Schicksals, dass es ihm beschieden sein musste, im besten Mannesalter auf dem Lauterbrunner Friedhof an der Seite seines 9 Jahre vor ihm in den Lobhörnern abgestürzten Vaters zur letzten Ruhe gebettet zu werden.

Eine dritte Partie erzielte der Bergtod am dem Rottalsattel. Am zweitletzten Augustsonntag verliessen die Herren P. Kobza, W. Sorgen und Fräulein Jordi aus La Chaux-de-Fonds um 6.30 Uhr morgens die Rottalhütte zur Besteigung der Jungfrau, obwohl ihnen von der Tour abgeraten worden war. Sie erreichten den Hochfirn auf der mit drei permanenten Seilen versehenen bekannten Route und, nach einem irrtümlichen Abstecher in die obersten Partien der Südwand, um 4 Uhr nachmittags den Gipfel. Der Abstieg zum Rottalsattel vollzog sich dank den stellenweise noch nicht zugewehten Spuren früherer Alpinisten trotz dem zusehends schlechter werdenden Wetter gut. Im Sattel aber fehlte jede Sicht, und die Partie fand bei dem einsetzenden Schneetreiben keinen Ausweg nach den zur Jungfraumulde hinunterführenden Firnhängen. Der wächtenbewehrte Grat schien bis zum Gipfel des Rottalhorns nirgends einen Durchgang zu gestatten. Alle Versuche schlugen fehl. Nach der Rückkehr zum Sattel entschloss man sich bei heftigem Wind angesichts der bald einbrechenden Nacht zum Biwak. Ein mühsam erstellter Unterstand auf dem luftigen Grat bot Schutz vor der schlimmsten Kälte, die bis um 5 Uhr morgens gut überstanden wurde. Um 6 Uhr starb einer der Herren und 3 Stunden später nach einem nochmaligen Abstiegsversuch der andere. Das trostlose Wetter gestattete Fräulein Jordi während des ganzen langen Tages kein Entkommen. Ihr blieb nichts anderes übrig, als im Biwak mit den beiden Toten eine zweite Nacht zu verbringen. Am folgenden Tag hellte es auf. Die Überlebende seilte sich vom Rottalsattel den obersten kurzen Hang und von diesem über den Bergschrund hinunter,

spurte durch den tiefen Schnee abwärts zum Jungfraujoch, wo sie nach dreistündiger Anstrengung unter Aufbieten ihrer letzten Kräfte eintraf und die sofortige Bergung der Leichen veranlasste.

Mit dieser Unglücksbotschaft schliessen wir unseren Brief aus dem Berner Oberland, ohne uns irgendwie auf Kommentare und weise Ratschläge einzulassen. Wer in den Bergen lange mit klarem Auge und offenem Sinn gewandert ist, weiss, dass Wetterumschlag, wechselnde Verhältnisse, Unvorhergesehenes und menschliche Mängel oft plötzlich und unerwartet Gefahren auf den Plan rufen, denen auch der Beste nur mit Glück zu entrinnen vermag.

Wir bedauern, diesmal wenig Erfreuliches berichten zu können und hoffen, dass der nächste Sommer die Sünden seiner Vorgänger gutmachen und zwischen sengender Sonne und strömendem Regen den goldenen Mittelweg finden wird. *Christian Rubi.*

Die dritte Begehung der Eigernordwand

Im Sommer 1935 eröffneten die Münchner Alpinisten Max Sedlmayer und Karl Mehringer den Kampf um die Eigernordwand. In der Nacht vom 20. auf den 21. August stiegen sie in diese ein und erreichten in dreitägiger Kletterei eine Höhe von etwa 3500 m. Durch schlechtes Wetter überrascht, sind sie vermutlich am 24. August bei einem Rückzugsversuch abgestürzt. Der Ostalpenbergführer Anton Kurz und Andreas Hinterstoisser, beide aus Berchtesgaden, und die Innsbrucker Edi Rainer und Willi Angerer wiederholten 1936 den Angriff. In der Frühe des 18. Juli traten sie ihre verhängnisvolle Fahrt an. Regen und Schneefall zwangen die Partie am 20. Juli zur Umkehr. Der am nächsten Tag fortgesetzte Abstieg forderte drei Todesopfer. Anton Kurz überstand ein viertes Biwak, starb jedoch am folgenden Morgen an Erschöpfung. 1937 waren es Ludwig Vörg und Matthias Rebitsch, die sich zu einem neuen Versuch entschlossen, jedoch nicht weiter vorzudringen vermochten als ihre Vorgänger. Ihnen gelang nach zweitägigem Vormarsch und gleich langem Rückzug am 14. August abends der Ausstieg aus der Wand.

Den ersten Durchstieg bewältigten im Juli 1938 der Wiener Fritz Kasperek, der Grazer Heinrich Harrer in 4 und der Münchner Ludwig Vörg mit dem Bergführer Andreas Heckmayer aus Traunstein in 3 Tagen. Die beiden Partien leisteten die Eis- und Kletterarbeit unter gegenseitiger Unterstützung und erreichten den Gipfel miteinander. Von da an blieb die Wand unbehellig bis im Sommer 1946, wo die Bergführer Hans Schlunegger und Edwin Krähenbühl in einem Tag eine weit grössere Höhe erkämpften als alle bisherigen Seilschaften, jedoch nach einem kalten Biwak durch Neuschnee zur Umkehr gezwungen wurden, die mit grossen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war. Ein Jahr später verbrachten die französischen Bergführer Lionnel Terray aus Chamonix und Louis Lachenal aus Annecy die Tage vom 14. bis 16. Juli 1947 in der gewaltigen Nordflanke des Eigers und erreichten nach äusserst schwieriger Kletterei bei schlechtem Wetter den Gipfel. Nun war es an Hans Schlunegger, den Plan zu verwirklichen, der ihn seit langer Zeit beschäftigt hatte. Von Gottfried Jermann aus Dittingen, Mitglied der SAC-Sektion Delémont, war ihm schon im Winter mitgeteilt worden, dass er sich erstlich um eine Eigerbsteigung über die Nordwand interessiere. Im Sommer entschloss man sich, an das Problem heranzutreten. Karl Schlunegger wurde als zweiter Führer verpflichtet. Die Vorbereitung begann durch anstrengende Touren, auf denen technisches Können, Zusammenarbeit der Partie und Training einer harten Probe unterzogen wurden. Am 29. Juli traversierte Hans Schlunegger mit seiner Seilschaft das Wetterhorn von der Grossen Scheidegg aus über die Nordwand nach Gleckstein und Grindelwald in 13 Stunden, sämtliche Halte inbegriffen. Der 31. Juli galt einem Neuanstieg

zur Jungfrau. Von der Kleinen Scheidegg aus gelangte die Partie in $2\frac{1}{4}$ Stunden um 5 Uhr morgens unter dem Kühlaugletscher durch an den Nordfuss der sich hier aus der Schneehornwand herunterziehenden Rippe. Über diese und die oben anschliessenden Wandpartien wurde der Nordwestgrat des Schneehorns in teilweise schwieriger Kletterei erreicht. Mehrere mächtige Felstürme auf der Seite des Giessengletschers umgehend, um alsdann auf die Gratkante zurückzukehren, gelangte man – hier in südöstlicher Richtung ansteigend – um 10.30 Uhr auf den Gipfel. Der Aufstieg vom Schneehorn zum Nordostgrat und über diesen zur Jungfrau war eine Angelegenheit von $3\frac{1}{2}$ Stunden.

Am 4. August marschierte Hans Schlunegger mit dem tüchtigen Jermann und seinem Bruder um 1.30 Uhr nachts in Eigerletscher ab, stieg eine Stunde später in die Eigerwand ein und hatte sich der berühmten Hinterstoisser Traverse schon um 6.15 Uhr entledigt. Der Aufstieg über die drei folgenden Eisfelder zu dem schiefen Riss über dem Bügeleisen beanspruchte knapp 6 Stunden. Hier waren zwei äusserst schwierige Stellen zu bewältigen, wobei sich das reichlich über die Felsen herniederrieselnde Schmelzwasser unangenehm bemerkbar machte. Glücklicherweise war wenigstens vorübergehend kein Steinschlag zu befürchten. Um 15.30 Uhr konnte der böse Riss oben nach rechts verlassen werden, und angesichts der drohenden Gewittergefahr musste der Plan, den Wanddurchstieg in einem Tag zu vollenden, fallen gelassen und der Entschluss zum Biwak gefasst werden. Hans Schlunegger hatte in unmittelbarer Nähe mit Edwin Krähenbühl unter bedeutend schlimmeren Verhältnissen eine Nacht zugebracht. Diesmal fand man wenigstens eine vor Regen, Wind und Steinschlag geschützte Stelle, wo man, durch Haken gesichert, abwechslungsweise sitzen und mehr oder weniger bequem stehen konnte. Um 18.30 Uhr entlud sich über dem Eiger ein Gewitter. Die erwartete Aufhellung blieb leider aus, und so erfolgte der Aufbruch vom Biwak nach 14 langen Stunden um 5.30 Uhr des zweiten Tages bei zweifelhaftem Wetter. Das erste Wegstück bot eine steile, delikate Kletterei, die zu dem ausgeprägten horizontalen Band hinaufführte, das die Verbindung mit der Spinne, einem trichterartigen Schoss über der zweiten hohen Wandstufe, herstellt, die um 7.45 Uhr betreten wurde. Der Aufstieg zu der obersten Steilstufe erfolgte am östlichen Rand der Spinne über Felsen und war wie die vorangegangene Querung auf dem annähernd waagrechten Band verhältnismässig leicht. Kurz nach 8 Uhr begann es zu schneien, wodurch die Verhältnisse eine vollständige Änderung erfuhren. Der Angriff des weiten Couloirs, das dem Eisfeld nordöstlich des Gipfels zustrebt, verursachte fast unüberwindbare Schwierigkeiten. Der Einstieg ist durch vier Parallelrinnen gekennzeichnet, von denen die zweite von rechts benützt wurde. Nebel, nasser Schnee und überall herab rinnendes Wasser wirkten sich bedenklich aus. Von der ganzen Kleidung und Ausrüstung war kaum ein Faden trocken geblieben. So wand sich die Partie $5\frac{1}{2}$ Stunden lang durch Rinnsale, über glatte Platten, griffarme Felsköpfe, nahm Zuflucht zu widerlichen Quergängen und ausgeklügelten Seilmanövern, bis sie auf das oberste Stück der Lauperrippe entweichen konnte. Ab und zu bestätigte ein zurückgelassener Haken die Richtigkeit der eingeschlagenen Route, was bei der miserablen Sicht sehr geschätzt wurde. Um 3 Uhr nachmittags betrat die Seilschaft das Eisfeld und erreichte über dieses nach mühsamer Hackarbeit den letzten kurzen Aufschwung des Mittellegigrates und sogleich den Gipfel um 4.30 Uhr. Zwei Bergführer der „alten Garde“ bereiteten Hans Schlunegger und seinen Gefährten hier einen kameradschaftlichen, warmen Empfang. Der dritte Wanddurchstieg war trotz dem überraschenden Wetterumschlag in 2 Tagen geglückt.

Bis jetzt haben sich 21 Alpinisten ernstlich mit dem gefährlichen Problem auseinandergesetzt. 8 von diesen ereilte der Tod in der Wand. Andere fielen im Krieg. Edwin Krähenbühl stürzte in den Engelhörnern ab. Hans Schlunegger geriet am Schmadrijoeh in eine Lawine. Ist es vielleicht doch so, dass der moderne Alpinismus extremer Richtung Wege betritt, die ein tragbares, vernünftiges Verhältnis zwischen der Einsatzbereitschaft des Bergsteigers und dem natürlicherweise gegebenen Verantwortungsgefühl ausschalten?

Christian Rubi.

Alpine Club Meet

Die in Scheidegg eingetroffenen britischen Alpinisten wurden in vier Gruppen unterteilt, denen je ein Bergführer zur Verfügung stand. Trotz dem ausserordentlich schlechten Wetter wurde die Zeit gut ausgenützt. In der Regel blieb eine Abteilung eine Woche und wurde alsdann durch eine andere abgelöst. Die Bergsteiger zeigten vorwiegend Interesse für gemischte Touren. Reine Felsklettereien, zu denen ihnen die Heimat genügend Möglichkeiten bietet, sagten ihnen nicht besonders zu. Selbstverständlich fiel angesichts der katastrophalen Schnee- und Witterungsverhältnisse des letzten Sommers mancher Plan ins Wasser. Die grossen Grate und steilen Nordwände des Jungfraugebietes waren alles andere als einladend. Sie zeigten sich von der schlimmsten Seite.

Touren und Ausbildungsarbeit eines Detachements werden nachstehend zusammengestellt.

18. Juli: Regensonntag. Trainingsmarsch Kleine Scheidegg–Brechalp–Trümmelbachfälle–Lauterbrunnen–Staubbachbänkli–Wengernalp–Lauberhorn und zurück nach Scheidegg.
19. Juli: Systematische Eisausbildung auf Eiger- und Guggigletscher. Vormittags und nachmittags.
20. Juli: Bahnfahrt nach Jungfrauoch. Unterteilung des Detachements. Eine Gruppe marschiert nach Konkordia, eine zweite verbringt den Tag mit Skilaufen.
20. Juli: Ein Teil der Gruppe Jungfrauoch fährt Ski, der andere begibt sich nach Konkordia.
21. Juli: Die Gruppe Konkordia besteigt den Faulberg, die Gruppe Jungfrauoch den Mönch und steigt ab nach Konkordia.
22. Juli: Gross Grünhorn über Grünegghorn und zurück nach Konkordia. (André Roch überschreitet nach dem Abstieg die Grünhornlücke nach der Finsteraarhornhütte). Sehr viel Schnee. Die Spuarbeit war äusserst mühsam.
23. Juli: Eine Abteilung besteigt den Mönch von Konkordia aus. Fünf Mann bleiben auf dem Jungfrauoch und laufen Ski. Rückkehr nach Scheidegg.
25. Juli: Ausbildung in Fels und Eis. Kletterübungen am Rotstock. Abseilen. Stufenschlagen, Bergung Eingebrochener aus Spalten auf dem Eigergletscher.
26. Juli: Fahrt nach Jungfrauoch und Mönchbesteigung. Schönes Wetter. Übernachten auf Jungfrauoch.
27. Juli: Bedeckt. Um 3 Uhr Abmarsch nach der Jungfrau. Anstrengende Spuarbeit. Abstieg Jungfrauoch–Konkordia.
28. Juli: Ruhetag. Klettern am Faulberg. Sicherungsübungen. Hinarbeit auf eine sorgfältige Handhabung des Seils.
29. Juli: Wetter trostlos. Technische Übungen auf dem Konkordiaplatz. Bergung Eingebrochener aus Spalten (gründlich).
30. Juli: Glanztag. Besteigung des Aletschhorns über die Hasler-Rippe. Konkordia-Gipfel 5 Stunden. Ideale Verhältnisse.
31. Juli: Aufstieg nach Jungfrauoch. Rückkehr nach Scheidegg.
2. August: Vorbereitungsarbeiten.
3. August: Grindelwald. Aufstieg zur Glectsteinhütte bei strömendem Regen.
4. August: Wetterhornbesteigung. Auf- und Abstieg über Willsgrätli. Tiefer Schnee. Nebel, Regen, Regen. Auf dem Gipfel Sturm. Keine Aussicht. Nachmittags Abstieg Glectstein–Grindelwald.
5. August: Aufhellung. Abends Fahrt aufs Jungfrauoch.
6. August: Mönch über den Westgrat. Zeitraubend. Vereiste Stellen, viel Neuschnee. Prachtstag. Abstieg über die Normalroute. Der Aufstieg beanspruchte 6 Stunden.
7. August: Stark bewölkt. Besteigung der Jungfrau. Spuarbeit gemeinsam mit Walter von Allmen. Heftiger Sturm auf dem Gipfel. Abstieg nach Jungfrauoch und Rückkehr nach Scheidegg.

9. August: Jungfrauoch-Konkordia.
10. August: Schlechtes Wetter. Technische Ausbildung auf dem Gletscher. Stufenschlagen. Bergung aus Spalten. Seilsicherung.
11. August: Grünhornlücke-Weissnollen-Schönbühljoch-Fiescher Gabelhorn. Prachtvolle Rundschau bei sehr klarem Wetter. Abstieg nach der Finsteraarhornhütte.
12. August: Trostloses Wetter und Neuschnee nötigen zum Verzicht auf das Finsteraarhorn. Rückmarsch bei Sturm und Nebel nach Konkordia und Jungfrauoch. Kompassübung.
13. August: Rückkehr aller Teilnehmer nach Scheidegg. Abschluss des Kurses.

Adolf Rubi.

Basil Goodfellow (AC) schreibt folgendes:

"I should like to take this opportunity of sending you my personal thanks for the wonderful generosity of the Stiftung in the recent Alpine Club Meet. It made all the difference in the world to the party to have the help of the guides you provided. They gave us just the confidence which we needed with large parties of comparative beginners on the high Alpine peaks, and no praise can be too high for Fritz Steuri, in particular, for the help he gave us in the arrangements for food at the Scheidegg Hotel and for the prodigious amount of work which he did in looking after us in the huts. It was also a very great privilege to have André Roch with us, and I shall always be grateful to him for giving up so much of his time to instructing us. During the first fortnight when I was there we achieved much more mountaineering than we had dared hope would be possible with so many beginners and with such bad conditions, and that this should have been possible is in very large degree due to the help and kindness of the Stiftung. We are all very much in your debt."

Zermatt

Noch nie haben in den Annalen des Alpinismus zwei aufeinanderfolgende Sommer solche Kontraste aufgewiesen wie die beiden verflochtenen. Alle Schön- und Schlechtwetterrekorde des vielgepriesenen Sommers 1911 und des darauffolgenden üblen Sommers 1912 sind geschlagen worden. Konnte man im Jahre 1947 im August vom Weisshorn bis zum Matterhorn kaum mehr einen Schneeflecken an den Gestalten der Walliser Riesen erblicken, so erstrahlten die gleichen Gipfel im August dieses Jahres während der wenigen Tage, an denen sie überhaupt sichtbar waren, in leuchtendstem Winterkleide. Vergebens suchte das Auge nach schwarzen Rippen in sonst sehr verwitterten Wänden. Nie seien die Berge, auch im Winter, weisser gewesen, erklärten alte Zermatter.

Verheissungsvoll fing es im Frühjahr an. Ein Schönwettertag folgte dem andern; die Berge waren bereits sommerlich ausgeapert, und man sprach schon von einem heisseren Sommer als 1947. Grosse Winterfahrten bei fast sommerlichen Verhältnissen wurden schon im März ausgeführt.

Den Reigen eröffneten zwei Studenten aus Turin, Enrico Gamna und Ettore Sisto, die am 9. März das Matterhorn im Auf- und Abstieg über den Liongrat begingen. Die vorgefundenen Verhältnisse waren glänzend, so dass alle Seile schneefrei und trocken waren. Einzig das Linceul sowie die obersten vereisten Felsen stellten der Partie Schwierigkeiten in den Weg.

Eine Woche später, am 15. März, wurde das Matterhorn von Massimo Marazzi mit dem Führer Ferdinand Gaspard über den Hörnligrat erstiegen und nach Breuil überschritten.

Eine nicht alltägliche Leistung am Matterhorn vollbrachte der Führer Louis Carrel aus Valtournanche, der Ende März mit einem Kameraden um 4 Uhr morgens Breuil verliess und unangeseilt in einem Zuge bis zum Gipfel stieg. Allein unternahm dann Carrel den Abstieg über den Hörnligrat, querte nach Italien hinüber und erreichte um 16 Uhr des gleichen Tages Breuil. 12 Stunden für die vollständige Überschreitung des Matterhorns von Breuil aus und zurück stellt eine grossartige Leistung dar, ebenso bezeichnend für das glänzende Können des berühmten Matterhornführers als auch für die grossartigen Verhältnisse, die geherrscht haben müssen.

Noch war bis jetzt der Zmuttgrat nie im Winter bestiegen worden. Die Länge der Tour, die Verhältnisse in den Galerien sowie hauptsächlich auch die schattige Lage, verbunden mit Kälte, mögen die Gründe dazu gewesen sein. Der Zermatter Führer Edmund Petrig schritt am 25. März mit seinem Touristen Masson aus Paris zur Tat und holte sich damit den Lorbeer der ersten winterlichen Ersteigung dieses königlichen Grates. Um 5.15 Uhr vom Hörnli aufbrechend, erreichte die Partie unter glänzenden Verhältnissen um 14 Uhr den Gipfel und kehrte um 19 Uhr wieder im Hörnli ein.

Eine weitere Glanzleistung vollbrachten die Bieler Raymond Monney und der 19jährige Jean Fuchs, die zu Ostern von der Solvayhütte aus zur Furgenschulter aufstiegen und von da in $6\frac{1}{2}$ Stunden die Überhänge bis zum Matterhorngipfel bezwangen. Ein eingehender Bericht über diese einzigartige Fahrt befindet sich im Juniheft der *Alpen* (SAC).

Es ist gut möglich, dass der kühne Carrel und die tüchtigen Pellissiers noch weitere Glanzstücke am Matterhorn vollbracht haben, doch dringen Nachrichten über ihre Taten nur spärlich über die Grenze nach Zermatt.

Wie man sieht, war es das Matterhorn, das im Mittelpunkt des Interesses stand, doch hatten auch viele andere Gipfel des Zermatter Tales ihre Märzbesucher. Vor allem waren es die skifahrenden Bergsteiger, die von der Monte-Rosa-Hütte aus den Viertausendern des Monte-Rosa-Stockes sowie Lyskamm, Castor und Pollux ihre Aufwartung machten. Das Breithorn erhielt selbstredend von der Testa Grigia aus Massenbesuch. Von den übrigen eigentlichen Felsbergen ist die Besteigung der Dent Blanche durch eine italienische Seilschaft zu verzeichnen.¹ Ende März wurde auch die Dent d'Hérens von Carla Durando mit dem Führer Ferdinand Gaspard aus Valtournanche bestiegen.

Das im Juni einsetzende unsichere Wetter vermochte vorerst den Tatendrang nicht einzudämmen. Wir verzeichnen eine Überschreitung Lenzspitze-Nadelhorn sowie am 13. Juni eine Besteigung des Obergabelhorns mit Skiern von der Mountethütte aus. Dann aber wurde das Wetter schlecht. Tag für Tag regnete es, selbst im regenarmen Visper Tal, Bindfäden vom Himmel, so dass auch die grossen Felsriesen wie im tiefsten Winter in Eis und Schnee erstarrten. Erst die zweite Julihälfte sowie die allerersten Augusttage liessen bei unbeständigem Wetter wieder vereinzelte grössere Unternehmungen zu. Wir verzeichnen unter anderem vier Besteigungen des Zmuttgrates (eigentümlicherweise alle von der Hörnlihütte aus), zwei Besteigungen des Täschhorns über den Teufelsgrat sowie je eine Besteigung der Obergabelhornsüdwand und des Youngrates am Breithorn. Auch der Viereselsgrat an der Dent Blanche erhielt Besuch.

Am 7. August schlug das Wetter wieder vollständig um und blieb bis zum Monatsende schlecht. Viermal schneite es bis Riffelalp herab, und am 14. August morgens lag bei eisiger Kälte Schnee in den Strassen Zermatts. Vereinzelte Schönwettertage liessen keine Besteigungen zu, da sie immer unmittelbar auf einen grossen Schneefall folgten.

Leider ereigneten sich in dieser Schlechtwetterperiode zahlreiche Unglücksfälle, die zum Teil auf Unvorsichtigkeit beruhten. Unvorsichtigkeit deshalb, weil nach starkem Schneefall am ersten schönen Tage trotz schlechtesten Verhältnissen für grosse Unternehmungen aufgebrochen wurde. Grateinstiege bei Neuschnee und unsicherem Wetter, gefolgt von gefahrvollem Rückzug, waren keine Seltenheit. Wir Bergsteiger wissen ja alle, wie schwer es ist, die Vernunft über das Herz siegen zu lassen, besonders wenn man über eine beschränkte Ferienzeit verfügt und bei ständig schlechtem Wetter einen vereinzelten besseren Tag ausnutzen möchte.

Am 27. Juli stürzte Herr Charles Eggimann beim Abstieg vom Bruneggjoch über den Abbergletscher durch Einsturz einer Schneebrücke in eine Spalte. Sein Begleiter holte Hilfe herbei, und es gelang, den inzwischen noch tiefer Gefallenen lebend zu bergen. Er starb jedoch im Spital.

Am Matterhorn stürzten die drei Engländer Jan McKean, James Ogilvie und William Bell beim Abstieg in der Nähe des früheren Standplatzes der alten Hütte (nicht von

¹ Pietro Gavazzi und Massimo Marazzi mit Ferdinand Gaspard am 13. März.

der Schulter, wie in vielen Zeitungen zu lesen war) über die Ostflanke zum Furggen-
gletscher ab. Bei der Bergung der Leichen wurde ein vierter, unbekannter Leichnam
gefunden; eines der zahlreichen ungeborgenen Opfer des Bergriesen von Zermatt.

Am Monte Rosa verschwanden spurlos Theo Marti und Heinrich Adler aus Chur.
Alle Suchaktionen waren umsonst.

Laut Aussagen eines Führers aus Macugnaga ereignete sich am Südgrat des Strahl-
horns ein Unglücksfall durch Absturz, wobei zwei Italiener ums Leben kamen.

Der belgische Ingenieur van Schoor aus Antwerpen muss auf dem Gornergletscher
in einen Gletscherbach gefallen sein, da seine Leiche einige Tage später in Randa aus der
Visp gezogen wurde.

An der Dent Blanche stürzte Paul Darioli aus Sitten beim Abstieg über den Süd-
grat unterhalb des grossen Gendarmen tödlich ab. Der Absturz erfolgte, als er das Seil,
das ihn mit seinem Gefährten verbunden hatte, zum Abseilen benutzte. Beide hatten
zuvor den Viereselsgrat bei schwierigen Verhältnissen in guter Zeit bestiegen.

Am Weisshornnordgrat befanden sich drei Seilschaften unter der Führung des
Führers Vital Vuardoux (Grimentz) bei schlechten Verhältnissen im Aufstieg, als kurz
unterhalb des grossen Gendarmen Herr Eugen Pestalozzi aus Zürich den Stand verlor.
Sein Seilgefährte warf sich auf die entgegengesetzte Seite des Grates, konnte jedoch
den tödlichen Sturz nicht verhindern, da das Seil riss.

Nochmals ereignete sich am Matterhorn eine furchtbare Katastrophe, der vier junge,
miteinander nahe verwandte Bergsteiger zum Opfer fielen. Rechtsanwalt Urbain
Zufferey, Constant Zufferey und René Zufferey aus Siders sowie Rechtsanwalt Albert
Lathion aus Sitten, alle 23- bis 28jährig, verliessen Samstag, den 4. September, nach
6 Uhr morgens die Hörnlihütte, um das Matterhorn zu besteigen. Das Wetter war
schon sehr unsicher. Der Zermatter Führer Adolf Schaller, der mit einer Touristin
ebenfalls das Matterhorn bestieg, war etwas früher aufgebrochen und begegnete beim
Abstieg oberhalb der Schulter einer Zweierpartie der Siderser, die sich erkundigten,
wie weit es noch bis zum Gipfel sei. Unterhalb der Schulter, etwas höher als die Solvay-
hütte, begegnete Schaller der anderen Zweierpartie, die die Tour aufgegeben hatte und
auf die Rückkehr der Kameraden warten wollte. Um 2 Uhr setzte ein fürchterliches
Unwetter mit Hagel, Regen und Schnee ein. Man glaubte, dass die vier Walliser Schutz
in der Solvayhütte gefunden hätten. Am 6. September fand man aber ihre Leichen
weit unten am Hörnligrat unterhalb des Standplatzes der verfallenen alten Hütte. Alle
vier befanden sich am gleichen Seil; drei davon waren abgerutscht und der sichernde
vierte hatte nicht die Kraft gehabt, sie emporzuziehen. In dieser Stellung sind sie er-
froren.

So weist denn diese traurige Statistik von Ende Juli bis anfangs September 15 Tote auf.

Ich habe mich eifrig darum bemüht, mehr über die Affäre Perino-Chiara zu er-
fahren – vergeblich. Die in der Tagespresse unter dem Titel „Geheimnis des Monte Rosa“
erschiedenen Artikel enthalten alles, was man von dieser offenbar reichlich düsteren
Angelegenheit weiss, nicht weiss oder wissen möchte. Jedenfalls soll die Sache noch
weiterverfolgt werden.

Von Breuil aus fanden im Laufe des Sommers zwei Erstbesteigungen statt. Gino
Gandolfo und Bruno Bich erstiegen erstmals die Nordostrippe des Kleinen Matterhorns.
Die Kletterfahrt wird dem 4. und 5. Grad zugeteilt und erforderte 5 Stunden. Eben-
falls erstieg Gino Gandolfo, diesmal mit Dr. Mario Serantoni und Alfonso Caracciolo,
vom Theodulpass aus in 4 Stunden das Furggenhorn über die Südwestrippe.

Über Zermatt selbst wäre noch einiges zu sagen. Im Juni starb an einer heimtücki-
schen Krankheit Julius Zumtaugwald, ein beliebter Bergführer, der seinen Touristen
fehlen wird.

Zu verzeichnen wäre noch die Bausucht, die auch hier oben herrscht. Ein Chalet
nach dem anderen entsteht. Die grösste Neuerung aber ist der Sessellift, der auch im
Sommer eifrig benützt wurde und es an schönen Tagen auf viele hundert Fahrgäste

brachte. In 10 Minuten bringt er den erstaunten schwebenden Fahrer zur 700 m höher gelegenen Sonnegg (oberhalb von Eggenalp und Findelen). Eigentlich gehört die Erwähnung einer solchen „künstlichen Hilfe“ nicht in eine alpine Zeitschrift, oder sollte höchstens verächtlich und eines Bergsteigers unwürdig kritisiert werden. Aber Hand aufs Herz . . . ich fuhr ständig auf dem Ding herum und fand es wunderbar!

Als Gegenstück zum prachtvollen Frühling folgte dem jammervollen Sommer wieder strahlendes Herbstwetter. War schon die erste Septemberhälfte besser, so kam es von Mitte September bis zum Zeitpunkt der Niederschrift dieser Zeilen (Mitte Oktober) zu einer eigentlichen Schönwetterperiode. Es wurden noch je eine Besteigung des Täschhorns über den Teufelsgrat, der Dent Blanche über den Ferpègelegrat und des Matterhorns über Zmutt- und Italienergrat ausgeführt. Von Italien aus wurde das Matterhorn auch noch einige Male bestiegen.

Die grossen Ostrouten des Monte Rosa wurden dieses Jahr laut Aussagen eines Führers von Macugnaga in Ruhe gelassen. Einzig der öfters von Italienern, aber noch kaum von Schweizern bestiegene Signalgrat wurde am 19./20. September von einer zahlreichen Schweizer Mannschaft begangen. Es waren dies die Herren Berthold Hediger aus Reinach, Jean Du Bois, Pierre Soguel und Rey aus Neuenburg sowie die Führer Hermann Steuri und Christian Kaufmann aus Grindelwald. Am 18. September trafen sie in Macugnaga ein und brachen am 19. bei Prachtswetter, um 7.30 Uhr zum Colle delle Loccie und Rifugio Resegotti auf, welch letzteres um 17 Uhr erreicht wurde. Der steile Schneehang unter dem Col wies Pulverschnee auf und bereitete den Bergsteigern einige Mühe. Am 20. wurde um 6.30 Uhr aufgebrochen. Die Wanderung auf dem Schnee-grat bis zum Anfang des Aufschwunges mit den Blicken in die Ost- und Südabstürze des Monte Rosa war überwältigend. Die Verhältnisse waren gut. Auf der Ostseite des steilen Aufschwunges lag ziemlich viel Schnee, der das Tempo der Partie etwas bremste, während die Südseite praktisch aper war und eine anregende Kletterei ohne besondere Schwierigkeiten bot. Der Fels war im allgemeinen gut, doch lagen ziemlich viel lose Steine umher. Die Aussicht war an diesem föhnigen Tage grossartig. Um 12 Uhr erreichte die Partie die Signalkuppe und stieg hernach nach Zermatt ab. Zweifellos ist die Überschreitung der Signalkuppe über den Signalgrat ein langes und beschwerliches Unternehmen, über das sich die alpine Literatur unseres Landes bisher fast völlig ausgesprochen hat. Es liegt aber auf der Hand, dass diese Tour eine der grossartigsten in den Alpen sein muss.

Zusammenfassend über den letzten Sommer verdienen einige „Kuriositäten“ herausgegriffen zu werden:

Die einzigen Besteigungen des Täschhorns wurden über den sonst so gemiedenen Teufelsgrat ausgeführt. Der viel leichtere Mischabelgrat war unbegebar und hatte Angriffe bester Partien abgewiesen. Nur Ende August wurde er einmal begangen.

Alle Besteigungen des Matterhorns über den Zmuttgrat wurden vom Hörnli und nicht wie gewohnt von der Schönbielhütte aus unternommen. Die Italienerseite des Hornes wurde während der eigentlichen Sommermonate fast nie begangen, sondern nur im Frühling und Herbst. Im August wurde das Matterhorn überhaupt nur an zwei Tagen bestiegen.

Die grossen Schnee- und Eisberge, wie Lyskamm, Castor, Pollux usw., wurden des vielen schlechten Schnees wegen vollständig ignoriert, mit Ausnahme einiger Skitouren auf Monte Rosa und Breithorn.

Zum Schluss möchte ich bemerken, dass dieser Bericht keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Es ist von Zermatt aus unmöglich, genau zu wissen, was in Macugnaga, Breuil, Saas-Fee, Zinal und Arolla geschieht. Auf Eintragungen in Hüttenbüchern kann man sich nicht verlassen, da viele Leute sich nicht einschreiben oder aber eine Tour eintragen, die schliesslich nicht ausgeführt werden konnte.

Letzte Nachricht: Heute, am 15. Oktober, telephonierte Karl Biner aus Zermatt, dass Otto Furrer gerade das Matterhorn vom Hörnli aus über Zmutt- und Italienergrat

traversiert. Sowohl die Schnee- als auch die Felsberge seien in den denkbar besten Verhältnissen. Alles könne unternommen werden. Ach, warum geht man denn immer im August in die Ferien?

Hans-Fritz von Tschanner.

PS. Laut freundlicher Mitteilung von Herrn Wilhelm Preiswerk, Hüttenverwalter der Sektion Basel SAC, wurde der Schalligrat am Weisshorn nur zweimal von der Weisshornhütte aus begangen, und zwar am 31. Juli von Hans Hammel und Walter Schärer (beide SAC Angenstein) und am 5. Oktober durch die Zermatter Führer Bruno Perren und Edmund Petrig. Gemäss Eintragungen im Hüttenbuch haben nur sieben Parteien den Ostgrat machen können.

Nachtrag zum letztjährigen Brief. Zwischen dem 17. und dem 20. August 1947 wurde die Westwand des Matterhorns von Carlo Taddei mit Louis (Luigi) Carrel begangen. Nach zwei Biwaks in der Wand stieg die Karawane bei der Enjambée des Tyndallgrates aus. Die Besteigung wurde nicht vervollständigt (*Rivista Mensile*, 1948, 49-56).

Nach dem *Scarpone* vom 1. Dezember 1947 wäre die Nordwand des Matterhorns im September 1947 von Gino Gandolfo mit einem gewissen Biner erstiegen worden, und zwar von Schönbiel aus. Diese Hochtat wird in Zermatt stark angezweifelt; bis heute haben wir keine Bestätigung erhalten können. — M. K.

PS. Am 30. November bestieg Herr Robert Ashley aus London mit dem Zermatter Bergführer Hugo Lehner das Matterhorn über den Hörnligrat. Die Partie brach um 5.30 Uhr vom Hörnli auf und erreichte den Gipfel um 11.15 Uhr. Der Abstieg erforderte $4\frac{1}{2}$ Stunden, einschliesslich einer halben Stunde Rast. Die Besteigung war durch Pulverschnee stark behindert, der beim Schwarzsee schon 50 cm hoch lag. Oberhalb der Solvayhütte hatte es dagegen wenig Schnee. Die Bergsteiger blieben 45 Minuten auf dem Gipfel, und Herr Ashley, der selber Pilot ist, versicherte, noch nie einen solch grossartigen Rundblick erlebt zu haben. — H. F. v. T.

Breuil (Cervinia¹)

Das Wetter ist so schön, dass meine Antwort auf Ihren Brief, verehrter Herr Redaktor, sich sehr verzögert hat.

Im Jahre 1948 gelang die erste Besteigung des Matterhorns am 9. März den beiden jungen Alpinisten aus Turin, Enrico Gamna und Ettore Sisto. Sie brachen um 7 Uhr früh von Breuil auf, fuhren mit der Schwebebahn zum Plan Maison und von dort mit Skiern zur Croix Carrel, von wo aus sie gegen 10 Uhr starteten. Wir haben sie mit dem Glas verfolgt. Der Tag war wundervoll, aber sehr warm; die beiden sanken im weichen Schnee bis zu den Knien ein. Der Aufstieg vollzog sich direkt durch das grosse Couloir zum Col du Lion, wo sie gegen 15 Uhr eintrafen, und von dort zum Rifugio Luigi Amedeo, in dem sie die Nacht verbrachten. Nach dem warmen Vortage und dem nächtlichen Frost waren die Felsen vereist, wodurch die Kletterei verlangsamt wurde. So gelangten sie erst um 11.30 Uhr auf den Pic Tyndall und um 14.30 Uhr auf den Gipfel. Der Tyndallgrat war noch stark verwächet und beim Abstieg auf dem Linceul sanken sie knietief ein, so dass sie erst spät die Hütte erreichten. Am nächsten Mittag waren sie wieder zurück.

¹ Der Name Cervinia, der während der faschistischen Ära erfunden wurde, scheint Erfolg zu haben. Er hat bereits auf den Briefmarken den Namen Breuil (= Brollia, zu deutsch sumpfige Gegend) ersetzt. Was würde Guido Rey dazu sagen? Und mit welchem Recht kann man einen Ortsnamen, der in der Geschichte des Matterhorns eine ebenso wichtige Rolle gespielt hat wie Zermatt, derart ändern? Unser neuer Korrespondent ist der Führer Jean Pellissier, Sohn von Louis (der ebenfalls Führer war) und Bruder von Agostino, der 1947 an der Tête du Lion einem Steinschlag zum Opfer fiel. Er ist einer der besten Führer und Skiläufer von Breuil. Wie man sieht, schreibt er Breuil und nicht Cervinia.

Sie wissen wohl, dass das Matterhorn am 15. März vom Hörnli nach Breuil traversiert wurde, und zwar durch den Conte Marazzi mit Ferdinand Gaspard. Diese Seilschaft begegnete auf dem Pic Tyndall Gino Gandolfo, der an diesem Tage die Besteigung allein hin und zurück über den Liongrat ausführte.

Am 21. März wurde die Besteigung durch Filippi und Rabagoli ohne Führer wiederholt.

Da das schöne, warme Wetter anhielt, entschloss ich mich ebenfalls, mit Signor Luigi Gallia (Mailand) hinaufzugehen. Die Besteigung gelang am 30. März bei guten Verhältnissen. Am selben Tage erreichten auch der berühmte Louis Carrel und der junge Träger Agostino Carrel den Gipfel. Dieser stieg mit mir ab, während Louis allein seine Traversierung zur Hörnlhütte fortsetzte und am gleichen Tage um 16 Uhr in Breuil eintraf. Ebenfalls am selben Tage stand Ferdinand Gaspard mit einem Touristen aus Montjovet (Aostatal) auf dem Gipfel.

Es ist ausserdem am 21. März die Besteigung der Dent d'Hérens durch Signora Carla Durando (Biella) mit Ferdinand Gaspard, eine leichte und schnelle Seilschaft, zu melden. Nachdem sie um 4 Uhr morgens in Breuil aufgebrochen waren, erreichten sie den Col des Grandes Murailles um 10.30 Uhr und den Gipfel um 13.30 Uhr über die Normalroute. Abends um 18 Uhr waren sie wieder in Breuil.

Die *Sommersaison* dagegen war so miserabel wie überall in den Alpen. Erst am 29. August konnte das Matterhorn (natürlich über den Liongrat) von zwei jungen hiesigen Trägern unter wenig günstigen Verhältnissen bestiegen werden. Ich selbst und mein Bruder Daniel sind am 2. und 9. September mit italienischen Touristen und einem Engländer hinaufgegangen. Der 9. September war ein wunderbarer Tag; man begegnete mehreren Seilschaften auf dem Gipfel, ebenfalls an den folgenden Tagen. Ich bin auch noch am 2. Oktober bei guten Verhältnissen aufgestiegen, aber es war schon kalt. Dies war meine 114. Matterhornbesteigung und meine letzte in diesem Jahr.

Ferner muss die Rekord-Traversierung des Geometers Landi (Aosta) mit Louis Carrel erwähnt werden. Start am 2. Oktober, um 3 Uhr morgens, von Breuil und Rückkehr bereits um 14.30 Uhr über die Hörnlhütte!

Am 12. Oktober zelebrierte der Priester Bénigne Favre die Messe auf dem Gipfel bei wunderbarem, aber sehr kaltem Wetter. Er blieb mit dem Führer Germano Ottin volle 40 Minuten auf dem Gipfel. Es war die letzte Besteigung des Jahres 1948 (über den italienischen Grat).

Ich weiss nicht, ob Sie über die grossartige Traversierung Matterhorn–Dent d'Hérens–Jumeaux de Valtournanche im Bilde sind, die am 7./8. August 1947 von der jungen Signora Carla Durando mit Bruno Bich und Ferdinand Gaspard ausgeführt wurde? Sie starteten am 7. August um 2.30 Uhr morgens von der Hörnlhütte, biwakierten im Col des Grandes Murailles und setzten ihre Tour am nächsten Tage fort, indem sie, dauernd auf dem Grat, alle Gipfel bis zum Château des Dames überschritten. Noch am gleichen Abend wurden sie in Breuil mächtig gefeiert.¹

Dieselbe Seilschaft hat nach zehnjähriger Unterbrechung die merkwürdige Route von Gianni Alberti wiederholt, die in Ihrem Walliser Führer (II, S. 376) erwähnt wird. Sie folgt dem sehr schwierigen Felsgrat, der den Mont-Tabor-Gletscher vom Chérillon-gletscher trennt. Das war am 19. August 1947.

Am gleichen Tage wurde der Furggenrat des Matterhorns von Anna Pellissier, ihrem Bruder Camille und ihrem Vetter Arturo Pellissier gemacht. Es war dies das erstemal, dass die Überhänge des Furggenrates von einer Frau bewältigt wurden, und die ganze Seilschaft – alle drei zusammen – zählten kaum mehr als 60 Jahre!

Mitte August 1947 war das Matterhorn zum ersten Male seit Menschengedenken ohne „Cravate“ und ohne „Linceul“! Der Berg rauchte und brauste von Steinlawinen. Eine solche Steinlawine war es, die meinen armen Bruder Agostino und seine junge

¹ Die *Rivista Mensile*, 1947, S. 460, hat in der Tat eine kurze Notiz darüber veröffentlicht. Aber wo endet die Passion und wo beginnt die Raserei? – M. K.

Touristin Liana Steiner (Alagna) am 18. August am Fuss des Col du Lion überraschte und tötete. Wir hatten eben die 100. Matterhornbesteigung meines Bruders Daniel gefeiert.

Im Winter 1947/48 wurde das Matterhorn nicht bestiegen.

Jean Pellissier.

PS. In einem Brief vom 19. Februar 1949 meldet unser Korrespondent die erste Besteigung des Matterhorns 1949 durch Achille Compagnoni, Skilehrer in Breuil, und seinen Freund Modesto Praolini (beide aus Bormio). Bezaubert vom Anblick des Berges, der in wunderbarem Mondlicht erstrahlte, entschlossen sie sich, auf der Stelle loszugehen. Sie brachen am 16. Februar, kurz vor 1 Uhr morgens, auf. Am Fusse des Col du Lion wurde ihr Eifer durch Bruchharst etwas gedämpft, aber bereits um 4 Uhr waren sie beim Rifugio Luigi Amedeo, wo sie sich bis 8 Uhr ausruhten. Nach der langen Schönwetterperiode war der Liongrat, der ja gegen Südwesten verläuft, fast trocken und ohne jede Vereisung. Am Linceul, dessen harter Schnee eine rasche Überquerung erlaubte, kamen sie in die Sonne. Dank tadellosen Verhältnissen wurde der Gipfel bereits um 10.30 Uhr erreicht. Auf dem gleichen Wege gingen sie zurück und waren um 17 Uhr wieder in Breuil.

„Leider haben wir hier in 2000 m Höhe keinen Schnee mehr. Jeden Tag muss man mit der Schwebebahn nach Testa Grigia hinauf, um auf dem Rosàplateau skilauen zu können ...“

In seinem Schreiben vom 3. März berichtet Jean Pellissier ausserdem, dass das Matterhorn am 25. Februar von Compagnoni und Dr. Carlo Fay (Mailand) wieder bestiegen wurde und am 27. Februar durch zwei Seilschaften, deren eine aus den beiden Brüdern Rosenkrantz bestand, die andere aus Dionisi und Mauro.

„Am Abend des 27. Februar übernachteten M. Dino Cortona, der Führer Giovanni Bich und ich im Rifugio Luigi Amedeo, ebenso die Seilschaft Vecchietti-Raiteri (Varallo). Das Wetter schlug aber plötzlich um, und wir mussten am 28. Februar bei furchtbarem Sturm absteigen. Übrigens habe ich bei dieser Gelegenheit das Hüttenbuch durchgesehen und festgestellt, dass das Matterhorn im Winter von 1939 bis 1948 auf dieser Route nie bestiegen worden ist.“

M. K.

Macugnaga

Die Sommersaison wurde durch das fast ununterbrochene schlechte Wetter verdorben. Im Gegensatz dazu waren die Verhältnisse in den Bergen im frühen Frühjahr unübertrefflich und ermöglichten die erste Winterbesteigung der Punta Gnifetti über die Cresta Signal. Die Seilschaft setzte sich aus zwei führerlosen Bergsteigern zusammen, Adolfo Vecchietti (Borgosesia) und Ottavio Festa (Quarona). Von Alagna über Alp Flua gekommen, verbrachten sie die Nacht vom 19. zum 20. März im Rifugio Resegotti (3624 m). Da am Vorabend etwas Schnee gefallen war, verzögerte sich der Aufbruch bis 7.20 Uhr. Es blies eine eisige und sehr unangenehme Bise, die aber gutes Wetter verhies. Da die Valsesiaseite der Cresta Signal noch verschneit war, wurde der grosse Aufschwung über die Gratkante direkt erklommen. Um 14.15 Uhr stiegen die beiden Freunde auf die Firnfelder des Colle Gnifetti aus und erreichten die Capanna Margherita. (In der *Rivista Mensile*, 1948, S. 226–227, lautet es etwas anders.)

Am 17. und 18. September gelang es dem bekannten Dichter und Alleingänger Ettore Zapparoli, eine neue Route zum Nordend einzuschalten, und zwar zwischen dem „Cresta di Santa Caterina“ genannten Grenzgrat und dem von ihm selbst 1937 begangenen Sporn namens „Cresta del Poeta“ (*Rivista Mensile*, 1938, 361–366 und Photo S. 374). Nach beinahe unverständlichen Notizen, die mir Zapparoli freundlicherweise zur Verfügung stellte, glaube ich erraten zu können, dass er durch das grosse

Couloir aufgestiegen ist, welches die zwei genannten Grate trennt; aber leider ist es mir nicht klar geworden, ob es ihm wirklich gelungen ist, nach obenhin auszusteigen, oder ob er gezwungen war, nach dem Jägerjoch abzubiegen... (Eine unklare Notiz darüber erschien später in der *Rivista Mensile*, 1948, 513–514, wo das Couloir „Canalone della Solitudine“ getauft wird...).

Am Strahlhorn sind zwei junge Bergsteiger, die vom Rifugio Eugenio Sella (3029 m) kamen, unter dem Gipfel tödlich verunglückt. Anstatt über den Grenzgrat weiterzugehen, der vom Schwarzberg-Weisstor zum Gipfel führt, wichen sie nach links (W) in die Wand aus, die das Gletscherplateau des Strahlhorns beherrscht. Dort sind sie ausgeglichen und abgestürzt. Eine Rettungskolonne von Macugnaga hat ihre Leichen auf dem Plateau gefunden. Ihr Tod muss sofort eingetreten sein.

Unter Förderung des „Ente del Turismo provincial di Novara“ wurde dieses Jahr eine Rettungsstation in Macugnaga errichtet, die mit dem notwendigen Material für Unfälle ausgestattet ist.

Ausserdem arbeitet man an einem Plan für die Wiederherstellung des Rifugio Eugenio Sella. In der Marinellihütte ist jetzt der Träger Giuseppe Oberto Hüttenwart. Der CAI hat versprochen, Matratzen und Decken heraufbringen zu lassen; ausserdem soll die Hütte gründlich repariert und erneuert werden.

Die endlich wieder verwirklichte Eröffnung des Monte-Moro-Passes wurde in Macugnaga gefeiert. Die direkten Verbindungen zwischen der Schweiz und Italien bestehen wieder, wodurch der Umweg über den Simplon und Domodossola vermieden werden kann. Wir hoffen, dass der leichte Zugang nach Macugnaga über diesen klassischen Pass die Tradition der guten Nachbarschaft zwischen zwei befreundeten Bevölkerungen erneuert, deren Folklore fast die gleiche ist und die seit 20 Jahren viel zu sehr geschieden waren. Das Rifugio Bionda, unmittelbar im Süden des Passes gelegen, ist vollständig wiederhergestellt worden. Ein Teil der Hütte ist im Sommer noch der „Guardia Finanze“ reserviert. Diese Räume sind in der übrigen Zeit geschlossen, während der für die Bergsteiger bestimmte Teil das ganze Jahr hindurch offen bleibt. *Montano Lampugnani.*

PS. Meinem Freund Augusto Pala, Sohn des ehemaligen Podestà von Macugnaga, gelang es 1939, die Nordwand des Nordend, ungefähr in der Mitte zwischen dem Jägerjoch und der grossen Felsenbastei (3986 m TA) zu bezwingen. Diese Route ist neu; der Krieg verhinderte aber bis jetzt, ihre Beschreibung zu veröffentlichen. Ich lasse Palas Bericht folgen:

„Schon 1932 hatte ich den Nordend über die Brioschiroute mit Freunden und Führern bestiegen, und wir hatten versucht, über diese Nordwand zum Gornergletscher hinunterzugelangen. Jedoch einer unserer Kameraden, durch einen fallenden Stein verwundet, fühlte sich nicht gut; wir beschlossen daher, das Unternehmen aufzugeben und wieder hinaufzusteigen. In den folgenden Jahren liess mir dieser Plan keine Ruhe, und da sich niemand bereit fand mitzumachen, fasste ich den Entschluss, Mitte August 1939 die Besteigung allein zu riskieren. Zwei Freunde aus Novara, Fedele und Caccianotti, willigten ein, mich bis zur Felseninsel zu begleiten, die ungefähr 150 m westlich des Gipfels des Grand Fillar (3678 m) liegt, und die ich als Biwakplatz und Operationsbasis bestimmt hatte. Die Tatsache, dass diese zwei Freunde mich während der ganzen Besteigung beobachteten, war für mich eine sehr wertvolle moralische Hilfe. Beim Einnachten erreichten wir über das Neu-Weisstor den Biwakplatz und nisteten uns alle drei in einem einzigen Schlafsack ein, denn es war beissend kalt.

Tags darauf, am 16. August 1939, zog ich im Laufschrift los, um mich zu erwärmen. Eine halbe Stunde später überschritt ich die Randklufft, die im Westen direkt am Felsporn (3703 m LK) liegt. Hier wird der Schnee- und Eishang plötzlich sehr steil. Nach einem kurzen direkten Aufstieg wandte ich mich leicht rechts einem rötlichen Felsband zu. Es sind durch Wasser tief zerfressene Gneisplatten, die den Händen gute Griffe geben – soweit sie nicht vereist sind! Ich nützte sie nach Möglichkeit aus, um dem Eise

und dem Stufenschlagen zu entgehen. Ich traversierte schräg nach rechts weiter (W), bis ich zu einer Stelle kam, die aus blankem, mich hemmendem Eis bestand. Dann musste ich einen Schneeang hinauf und ein Couloir aus grünlichem Eis erklettern, in dem das Stufenschlagen äusserst anstrengend war. Nach einer halben Stunde angespannter Arbeit mit dem Pickel, konnte ich links aussteigen und die äusserste Zunge des Gletschers, der vom Firn hinunterfliesst, traversieren. Ich wanderte diese Zunge, die sich zwischen zwei Überhängen hinstreckte, hinauf und gelangte endlich auf den weiten Rücken des Gletschers im Nordwesten des Nordends. Das Unternehmen war geglückt. 3 Stunden hatte ich kämpfen müssen, um die Wand zu bezwingen. Ich blickte zur Biwakinsel hinunter, wo ich meine Freunde erkannte, die um die Felsen liefen, um sich zu erwärmen. Eine Stunde später stand ich auf der Spitze des Nordends und konnte höchst befriedigt die Aussicht bewundern und meinen Proviant verzehren. Über den Silbersattel und die normale Abkürzung der Italiener (Route 206) gelangte ich wieder zum Biwak; noch am gleichen Abend kehrten wir nach Macugnaga zurück.“

Ich möchte beifügen, dass Ingenieur Pala ein grosser Spezialist des Monte Rosa ist, dessen klassische Routen er alle begangen hat, insbesondere den Nordend. Die berühmte „Cresta del Poeta“ ist er hinauf- und hinuntergeklettert. Er ist ein äusserst tüchtiger Kletterer und kennt das Gebirge von Grund auf. Am 19. März 1948 hat er dem Mailänder Skifahrer Mario Palandri, der 200 m vom kleinen Fillar entfernt in eine Spalte des Oberen Gorners fiel, das Leben gerettet. An jenem Abend waren wir gerade bei der Bétempshütte angekommen (ich gebe ihr diesen Namen weiterhin und sehe nicht ein, warum man sie umtaufen sollte!), als wir vom Unfall erfuhren. Gray und ich zogen sofort los; es gelang uns, in 2½ Stunden die Spalte zu erreichen. Hier fanden wir Mario Zappa, den Begleiter Palandris, der in aller Eile die Nachricht zur Hütte gebracht hatte und sofort wieder zurückgegangen war. Vitale Bramani (der berühmte Erfinder der Vibram-Sohle) und einige andere Mailänder Skifahrer waren auf der Unglücksstätte geblieben, ohne dem Verunglückten, der 27 m tief in der Spalte lag, helfen zu können. Pala liess sich hinabseilen, und es gelang ihm, seinen Kollegen, der, wie man sich vorstellen kann, schwer verwundet war, zu retten. Wir brachten ihn nach Rotenboden hinunter und endlich nach Zermatt.

Heute ist Palandri wieder völlig hergestellt; der arme Zappa aber starb an den Folgen seiner Anstrengungen um die Rettung seines Freundes. Dies ist ein schwerer Verlust für den CAI, denn Zappa war nicht nur einer der besten italienischen Alpinisten, sondern auch ein tapferer und edler Mensch von seltener Charaktergrösse. Er war seit 1927 dem Berg ergeben und führte ein Tagebuch, das hoffentlich eines Tages mit seinen prächtigen Farbenphotos veröffentlicht wird. Man spricht auch davon, im Monte-Rosa-Gebiet eine Schutzhütte oder ein ständiges Biwak zu errichten, die seinen Namen tragen soll.

M. L.

Chamonix

Der Sommer 1948 stand im allergrössten Gegensatz zum Sommer 1947. Um eine ebenso schlechte Saison zu finden, muss man nicht nur bis 1931 oder 1930 zurückgehen, sondern besser noch – will man dem hierin besonders kompetenten Armand Charlet Glauben schenken – bis 1912, einem Sommer, der sich seinen jammervollen Ruf um so mehr erhalten hat, als er ebenfalls einem glanzvollen Sommer folgte.

Vom Mai bis Mitte August war das Wetter ununterbrochen stürmisch und regnerisch, abgesehen von einigen kurzfristigen Aufhellungen. Mitte Juli war die Schneelage noch so beträchtlich wie sonst im Mai. Die Hänge der Aiguilles Rouges waren bis tief hinunter verschneit, und auf den Gipfelgraten dieses kleinen Massivs, ein wenig unterhalb der 3000-m-Kote, konnte man glauben, an den Courtes oder Droites zu sein. Der Gipfel

des Pouce, zum Beispiel, war eine Kuppel von Schnee, zu der man über einen Schneegrat anstieg, der kaum hinter den Rochefortgraten zurückstand. Oft zeigten sich gewaltige Wächten. In der Mont-Blanc-Kette sank man auf den Gletschern unvorstellbar tief ein. Es war noch keine Felstour unternommen worden. Um den 20. Juli herum sah man zwei der besten französischen Führer auf der Schulter des Requin ihre Tour abbrechen, da nicht ein Felsen sichtbar war!

Allmählich verloren die Berge ihre Schneedecke trotz den Schneefällen, die selbst die Täler heimsuchten. Kurz vor Mitte August erwachte Argentière eines schönen Morgens im weissen Schneekleide. Erst nach dem 15. August besserte sich das Wetter, um von Mitte September an herrlich zu werden. Der Herbst wurde sogar wundervoll, aber da war es zu spät.

Aus diesem Grunde waren grosse, gelungene Touren in diesem Sommer selten, und viele Besucher des Chamonixtales mussten abreisen, ohne etwas Ernsthaftes ausgeführt zu haben.

Dafür einige bezeichnende Beispiele: Die klassische Traversierung des Grépon wurde nicht mehr als fünfmal gemacht. Die klassische Überschreitung der beiden Dru ist nicht ein einziges Mal versucht worden. Es sind sieben Besteigungen der Aiguille Verte zu verzeichnen: zwei über die Nant-Blanc-Flanke, zwei durch das Couloir Couturier, zwei durch das Whympfer-Couloir und eine über den Moine-Grat. Die Überschreitung der Aiguilles du Diable und der Nordwand des Dru, die im letzten Sommer so oft gelang, ist nicht einmal versucht worden. An die Nordwand der Grandes Jorasses konnte man überhaupt nicht denken.

Hingegen wurden die Aiguilles Rouges so oft besucht wie nie vorher. Zahlreiche neue Routen sind hier eröffnet worden. Die interessanteste ist zweifellos der luftige Westgrat der Aiguille du Lac Blanc, die zuerst einer Seilpartie mit dem Führer André Contamine gelang; der Grat ist so exponiert, dass er den Vergleich mit einer Dolomitenklettern nicht zu scheuen braucht.

Auch in der Mont-Blanc-Kette sind einige neue Routen geglückt.

Zwei junge Schweizer Kletterer, Marcel Hamel und Raymond Monney aus Biel, die den Ryan-Grat bezwingen wollten, jedoch miserable Bedingungen antrafen, haben Ende Juli die erste, besonders schwierige Besteigung der Ostseite des Grand Gendarme d'Envers du Plan verwirklichen können.

Drei junge Pariser, J.-C. und S. Ménégaux und J. Poullain, haben eine direkte Route auf der Chamonixseite der Aiguille de l'M geschafft, die mehrmals vergeblich versucht worden war. Dies ist eine Kletterei von durchwegs grosser Schwierigkeit, die zahlreiche Haken erfordert; sie wurde Ende der Saison wiederholt.

Dem Führer Lionel Terray gelang es, den Gendarmen im Nordosten des Evêque zu überschreiten. Er hat ihn „L'Enfant de Chœur“ getauft. Der Übergang war von so extremer Schwierigkeit, dass die Begleiter von Terray (ein Tourist und ein zweiter Führer) ihm nicht folgen konnten.

Wir haben bereits die Nant-Blanc-Seite und das Couloir Couturier der Aiguille Verte genannt. Es müssen hier noch drei Besteigungen der luftigen Südwestseite der Aiguille Mummery hinzugefügt werden, die so steil ist, dass sie sofort aperi wird, und ferner einige Routen, die vom Cirque d'Envers de Blaitière ausgehen. Im Vergleich zu den Besteigungen des vergangenen Jahres sind es wenige: einmal der Ostpfeiler des Pain de Sucre, zweimal der Ryan-Grat, einmal die Ostseite der Dent du Caïman. Es ist richtig, dass der Cirque d'Envers de Blaitière im Gegensatz zu der so rasch aperi Ostseite der Charmoz-Grépon-Gruppe viel länger verschneit bleibt.

In diesem Sommer besuchten viele Ausländer Chamonix, vor allem Engländer und Belgier.

Auf Vorschlag der „Fédération française de la montagne“ (F.F.M.) hat die „Ecole nationale d'alpinisme“ in Praz vier der besten österreichischen Bergsteiger, Hermann Buhl, Matthias Rebitsch, Erwin Schneider und Alois Vigl, als Gäste empfangen. Man

konnte feststellen, dass besonders die jüngsten von ihnen, ähnlich wie die bayrischen Bergsteiger vor dem Kriege, sich trotz dem schlechten Wetter und ungünstigen Verhältnissen auf die grossen Touren stürzten. Dabei gelangen ihnen in einigen Tagen mehrere für diesen Sommer bemerkenswerte Unternehmungen, vor allem folgende: die sechste Besteigung der Grands Charmoz über die Nordseite (Buhl, Rebitsch, Vigl; Route Welzenbach, dann rechtes Ufer des Ostarmes am Ende des Eiscouloirs); die „umgekehrte“ Überschreitung des Grépon (Knubel-Riss, dann Nordgrat im Abstieg nach Begehung der Ryan-Route auf der Nantillonsflanke), obgleich es in Chamonix fürchterlich regnete (Buhl, Rebitsch, Vigl); Grépon über die Aiguille de Roc (Rebitsch und Schneider) bei strömendem Regen von der Frenco-Verschneidung aus; fünfte Besteigung der Nordflanke der Aiguille de Triolet (Buhl und Vigl).

Seit 5 Jahren haben wir uns bemüht, in Chamonix eine Rettungsorganisation ins Leben zu rufen. Dies ist jetzt endlich gelungen, wobei die Führer eingeteilt worden sind. Der EHM, der ENA, der CAF, der GHM und die Führer von Chamonix bildeten zu Beginn des Sommers die „Société chamoniarde de secours en montagne“ unter dem Vorsitz von Dr. med. Dartigue. Bereits im ersten Jahre ihres Bestehens hat sie sich als eine sorgfältig arbeitende Organisation von rascher und wirksamer Aktionsfähigkeit erwiesen.

Für diesen Sommer müssen wir zahlreiche Unglücksfälle melden. Zwei sind für uns besonders schwer: der berühmte Führer Etienne Livacic verlor beim Abstieg von der Aiguille Raveland das Leben, während Pierre Leininger, der jüngere Bruder der beiden wohlbekanntesten französischen Bergsteiger Jean und Raymond Leininger, bei der Erkletterung der Südwestflanke der Aiguille Mummery abstürzte.

Die Hütten, die der Staat auf Grands Mulets und im Envers des Aiguilles baut, sind noch nicht fertiggestellt. Man hofft indessen, dass die letztere in der kommenden Saison in Dienst genommen werden kann. Der CAF hat seinerseits die Couvercle- und Requinhütte mit elektrischem Licht versehen und sucht mit lobenswertem Eifer den Unterhalt und die Bewirtschaftung seiner Hütten zu vervollkommen.

Die Schwebebahn zur Aiguille du Midi war diesen Sommer dem Publikum überhaupt nicht zugänglich. Es ist die Rede davon, die gegenwärtige Linie, abgesehen von Dienstfahrten, aufzugeben und an ihrer Stelle eine neue Schwebebahn zu erstellen: Chamonix-Plan de l'Aiguille-Aiguille du Midi.

Lucien Devies.

NB. Das Vorwort von Colonel Strutt im zweiten Band der *Berge der Welt* hat in Frankreich eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen, deren Spuren wir in der Septemberrummer der Zeitschrift *Alpinisme*, dem Organ des GHM, gefunden haben.

Die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen legt Wert darauf, in dieser Angelegenheit festzustellen, dass Colonel Strutt seine ganz persönliche Meinung ausgesprochen hat und dass diese sich keineswegs mit dem Standpunkt der Stiftung deckt.

Die Stiftung legt ebenfalls Wert darauf, zu unterstreichen, dass man gerade bei der Lektüre des Chamonixbriefes von M. Lucien Devies feststellen kann, dass viele der besten französischen Bergsteiger und insbesondere die Leiter des GHM Gegner der Auswüchse akrobatischer Kletterei und ihrer Eifersüchteleien sind und die grosse, ruhmreiche Bergsteigertradition hochhalten wollen.

M. K.

Courmayeur

Auf der Südseite des Mont Blanc und der Alpen überhaupt war die Bergsteigersaison 1948 wahrlich eigenartig – um nichts anderes zu sagen ... Sie wies zwei vollkommen unterschiedliche Perioden auf. Die erste, die genau mit den zwei klassischen Monaten

der grossen Sommerferien (Juli und August) zusammenfiel, war durch abscheuliches Wetter charakterisiert, durch Regen und Schnee, die sich in eindrucksvoller Steigerung ablösten. Man hoffte immer wieder auf eine grundlegende Wetteränderung, aber es wurde nur schlimmer. Es gab wohl hie und da einen schönen Tag, der die Sintflut unterbrach – eine rasch vorübergehende Aufhellung!

Die einzigen Tage mit heiterem Himmel waren der 24. und 25. August, der 29. und 31. August sowie die zwei ersten Tage des Septembers – im ganzen also 6 schöne Tage in 4 Monaten, denn auch Mai und Juni waren grau und regnerisch gewesen. Nach neuen Niederschlägen (ein Fuss Neuschnee am Grossen St. Bernhard) hatten wir drei schöne Tage vom 7. bis 9. September. Doch am nächsten Tag setzten wieder Regen und Sturm ein und rückten die Schneegrenze auf 2000 m, so dass man die diesjährigen Bergsteigerwochen als beendet glaubte. Schon am 3. September schien die eigentliche Periode der grossen Besteigungen (die im Grunde überhaupt nicht stattgefunden hatte), infolge sehr starken Schneefällen oberhalb von 3000 m, endgültig abgeschlossen zu sein.

Gegen Mitte September aber begann endlich die so sehnsüchtig erwartete, absolut stabile Schönwetterlage, die mehr als einen Monat währte und dauernd die Schneeverhältnisse und den Zustand der Felsen verbesserte, bis sie schliesslich geradezu vortrefflich wurden. Die Temperatur hielt sich hoch genug, um in gewisser Hinsicht die Kürze der Tage auszugleichen. Leider waren die meisten Bergsteiger schon ins Tiefland gefahren, und die leuchtenden und einsamen Berge gehörten ausschliesslich nur einigen Bevorzugten, Jägern oder „Stammgästen“, zu denen mich zählen zu können, ich das Glück habe.

Unter diesen Bedingungen war natürlich die Bilanz der Saison 1948 recht mager im Vergleich zu der des vorangegangenen Sommers: 1947 wird ja in jeder Hinsicht das Ausnahmejahr des Jahrhunderts bleiben! Auf unserer Südseite der Mont-Blanc-Kette haben wir für diesen Sommer vor allem Wiederholungen der klassischen Routen und kurze Klettereien zu verzeichnen. Es gibt wirklich nichts Sensationelles zu melden. Man muss gestehen, dass die Schwebebahn zum Col du Géant weiterhin die Besteigungen ausserordentlich erleichtert, aber dass sie auch dazu führt, die Bergfreunde in dieser Gegend, einer der schönsten der ganzen Kette, zu konzentrieren. Trotzdem konnte man bis Ende August nicht eine einzige gelungene Besteigung des Mont Blanc von der italienischen Seite her verzeichnen.¹

Aiguille du Midi und Dent du Géant ziehen immer mehr die Touristen an. Viele fahren mit Skiern zum Col du Midi. Grépon und Requin wurden ein dutzendmal von italienischen Partien besucht. Der Dolent hat, obgleich er weitab liegt, nicht weniger Zuspruch, und die Aiguille Croux bleibt das bevorzugte Trainingsobjekt für Neulinge, die noch nicht in Form sind. Ausserdem sind einige Besteigungen der Tour Ronde und Klettereien auf Petit Capucin, Trident und Pyramide du Tacul zu erwähnen, stets vom Col du Géant aus. Den jungen Ettore Sisto und Enrico Gamna gelang der Requin über die Dibonaroute, Rivero und Castelli der Grépon von der Mer de Glace.

Unter den ausländischen Bergsteigern konnten wir in diesem Jahr gegen Ende August unsere Freunde Kurz und Wyss wiedersehen, die das Glück einer Woche schönen Wetters hatten. Sie überschritten mit Arturo Ottoz die Aiguilles de Trélatête und den Rochefortgrat vom Col du Géant bis zum Mont Mallet, wobei sie den Rückweg über die Requinhütte nahmen. Trotz meinen Warnungen erschien Herr Carl E. Weber aus Zürich getreulich in der ersten Juhälfte und musste die Folgen der Wetterunbilden mit seinem gewohnten Führer Evaristo Croux auf sich nehmen. Dr. Massimo Strumia hatte kaum mehr Glück. Prof. Graham Brown und seine Kollegen versuchten den Peutereygrat, aber infolge des Neuschnees gelangten sie nicht einmal bis zum Refuge Craveri auf der Brèche Nord der Dames Anglaises und mussten auf dem Rückweg auf dem Frêne-

¹ Wir sprechen hier nur von der Sommersaison. Es ist bekannt, dass der Mont Blanc an Ostern von einer Schweizer Partie über den Peutereygrat erklommen wurde, und zwar vom festen Biwak der Fourche de la Brenva aus unter sehr günstigen Verhältnissen. (Siehe Seite 244: März 1948.)

gletscher biwakieren. In Courmayeur war man ihretwegen recht beunruhigt und schickte sich an, eine Rettungsexpedition abgehen zu lassen.¹

Am 10. September bewältigten zwei Österreicher still und unauffällig den Mont Blanc über den Innominatagrät, nachdem sie die Nacht in der Gamba-Hütte und eine zweite in 4500 m Höhe zugebracht hatten.²

Dr. Hans Oertli, Basel, kam zweimal nach Courmayeur und hatte dank seiner Zähigkeit schliesslich ein Glück als die andern. Am 3. August erkletterte er die Aiguille de Leschaux über den Nordgrät (eine jetzt klassisch gewordene, aber immer noch schwere Route) und am 26. September, mitten in der Schönwetterperiode, den Mont Blanc über die Route Major (Sentinelle de gauche); für beide Touren hatte er sich Arturo Ottoz, einen der aktivsten Führer von Courmayeur, verpflichtet. Ottoz hat mir versichert, dass der Zustand von Fels und Eis auf dem Grät der Route Major nahezu ideal war. Lediglich die Eismauer beim Ausstieg (vor dem Plateau unter dem Col Major) erwies sich in diesem Jahr als fast vertikal und hat ihnen viel zu schaffen gemacht. Die Partie übernachtete in Vallot, stieg am folgenden Tage wieder zum Gipfel auf und kehrte über den Mont Maudit und Col du Géant nach Courmayeur zurück. Ottoz hat auch mit Dr. Piero Gallo die Route Boccalatte 1934 in der Ostwand der Aiguille de la Brenva wiederholt.

Der Führer Toni Gobbi hat am 26. und 27. August mit Ingenieur G. F. Uccelli den Südgrät der Aiguille Noire de Peuterey erklettert. Diese Kletterei wurde einen Monat später von einer französischen Seilpartie unter Führung von Gaston Rébuffat und anfangs Oktober durch Frau Barbara Behrens mit Lionel Terray und Pierre Mauris wiederholt.

Am 28. September wurde die Brenvarippe (Moore-Route) des Mont Blanc von Herrn Catella mit dem Führer Francis Salluard (Entrèves) bezwungen.³

Und nun sei es mir erlaubt, einige Worte über drei schwierige Neutouren zu sagen, die mir (im Alter von 66 Jahren) mit dem Führer Arturo Ottoz gelangen.

Die erste ist die bisher jungfräuliche Südwestwand des Pic de la Brenva. Dieser Pic war nur über die Nordseite (1902 von der Seilschaft Hess-Martiny-Mussillon) bezwungen worden, die einen Felsgrät mit zwei schwierigen Gendarmen erkletterten. Dieser Grät verbindet den Pic mit dem Südostvorbau der Tour Ronde, unmittelbar im Südwesten des Col d'Entrèves.

Wir brachen am 23. Juli vom Pavillon du Mont Fréty auf und überschritten den Entrèvesgletscher, wo uns eine Lawine erwartete . . . glücklicherweise teilte sie sich im letzten Augenblick, verschonte uns und liess uns herzklopfend auf einer kleinen Zwischeninsel zurück. Beim Abstieg vom „Col du Père Eternel“ auf der andern Seite löste sich wiederum eine grosse Lawine. Wir folgten ihrer gewalttätigen Spur, um das so selten besuchte Brenvabiwak zu erreichen.⁴ Von dort aus gesehen erhebt sich der Pic de la Brenva absolut glatt und vertikal. Zweifellos hat man ihn deshalb niemals von dieser Seite her versucht. Auch wenn man sich ihm nähert, wird der Anblick der Felsen keines-

¹ Graham Brown schreibt mir wörtlich folgendes: „Am 11. August stiegen Peter Lloyd, Niel Hanson und ich bei schönem Wetter zum Biwak der Nordscharte der Dames Anglaises auf, aber es fiel in der Nacht viel Schnee und schneite weiter bis 14 Uhr. Der Abstieg von der Scharte zur Gamba-Hütte wurde durch diesen tiefen Neuschnee so schwierig, dass er volle 2 Tage harter Arbeit erforderte und uns zwang, unterwegs zu biwakieren. Auf dem Châteletgletscher gab es mehr als 1 m Neuschnee. Der Abstieg von der Gamba-Hütte in die Val Veni wurde ebenfalls sehr schwierig. Wir waren ein Dutzend Leute in drei Seilpartien und brauchten 4–5 Stunden allein für diesen Abstieg.“ – M. K.

² Einer der beiden war der berühmte Leo Spannraft von der Gangotri-Expedition 1938. Der andere hiess Hans Breyer, beide aus Kärnten. Erwin Schneider schreibt: „Sie haben sich hinaufgewühlt und wären bald von Eis und Steinen erschlagen worden . . .“ – M. K.

³ Nach *Alpinisme*, 1948, 102, wurde diese Route am 19. September durch die Gurekian eröffnet. Man zählt also für diese Saison zwei Besteigungen durch die Brenvaflanke, eine über die Route Major und eine über die Innominata, alle im September. – M. K.

⁴ Das Biwak ist noch in gutem Zustand. Man findet dort 3 Wolldecken, einen Eimer und einen kleinen Kochherd.

wegs gewinnender. Diese Westwand, 550–600 m hoch, ist fast in ihrer Mitte von einem steilen Eiscouloir durchschnitten, das sie in ihrer ganzen Höhe, sich nach unten verbreiternd, durchfurcht. Man ist gezwungen, dieses Couloir zu traversieren und eine Reihe von Verschneidungen und sehr steilen Kaminen zu durchklettern, um den Südwestsporn zu erreichen, von wo aus eine Traverse auf den Südsporn führt. Durch vereiste Kamine und sehr riskante Quergänge gelangt man schliesslich auf den Gipfel. Als Ottoz den Südsporn erreicht hatte, traf ihn ein Stein mitten ins Gesicht, schlug ihm zwei Zähne aus und verletzte die Oberlippe. Ich sah ihn nach rückwärts fallen im selben Augenblick, als ich einen Stein auf die Schulter erhielt. Ich zog das Seil mit allen meinen Kräften ein und stürzte mich gegen Ottoz. Obgleich er scheusslich blutete, erholte er sich ziemlich schnell und konnte einige sehr schwierige Passagen bezwingen. Während er 25 m über mir putzte, löste sich ein Eisstück, fiel mir auf den Rücken und zerquetschte ein Brot, das ich in meinem Rucksack trug! Als wir den Gipfel erreichten (am 24. Juli), begann es zu schneien. Beim Abstieg vermieden wir die zwei Gendarmen, die unsere Vorgänger überklettert hatten und traversierten auf sehr schmalen Bändern die Brennseite.

Am 25. August, dem zweiten schönen Tag des Sommers, gelang mir meine schönste Tour mit meinem alten Freund Dr. Graham Macphee aus Liverpool (Mitglied des „Alpine Club“ seit 1934) unter der Führung von Arturo Ottoz: die erste Erkletterung der Nordostwand des Mont Maudit, gut sichtbar auf dem Umschlagbild von *Alpinisme*, September 1948. Es ist eine Mauer von 700 m Höhe, die mit einem sehr steilen Eishang beginnt, dann zu schmalen und exponierten Bändern führt und schliesslich in glatten und sogar überhängenden Felsen endet . . . Diese erforderten etwa 20 Haken – selbst sogar für Arturo, der sie nur einschlägt, wenn es absolut notwendig ist. Das besagt alles! Es ist eine Sache, bei der auch anspruchsvollste Bergsteiger auf ihre Kosten kommen. Während des ganzen zweiten Teiles der Kletterei, also während voller 6 Stunden, waren wir derart von unserer Arbeit in Anspruch genommen, dass wir nicht einmal Gelegenheit hatten, unsere Rucksäcke abzulegen. Und um unser Vergnügen noch zu erhöhen, liess die Gefahr des Steinschlages und abbrechender Wächten nicht einen Augenblick lang nach. Wie durch ein Wunder kamen wir heil davon! Wir waren 5.45 Uhr vom Rifugio Torino aufgebrochen und erreichten 15.30 Uhr die Höhe der Wand, nahe der Schulter des Mont Maudit, an der Stelle, wo die sogenannte „Arête de la Tour Ronde“ sich mit dem Grat vereinigt, der vom Col Maudit ansteigt. Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass die Besteigung nicht fortgeführt wurde und dass wir über den Col du Midi zum Rifugio Torino zurückkehrten (19.30 Uhr).

Am 29. September schliesslich gelang es mir, wie immer mit Ottoz, den Südsporn der Grandes Jorasses zu bezwingen, diesen kurzen Sporn rötlicher Felsen zwischen der Tour des Jorasses (3807 m BIK, 3823 m TCI) und dem Troncheygrat.¹ Dies ist die „Direttissima“ auf den berühmten Berg: 800 m fast „vertikale“ Wand mit zunächst brüchigem, dann festem und rauhem Gestein. Es ist eine sehr exponierte Kletterei, gewürzt mit glatten Verschneidungen und vertikalen oder überhängenden Kaminen. Wir waren um 6 Uhr morgens von der Hütte aufgebrochen und erreichten um 13.15 Uhr den Gipfel des Sporns. Danach galt es, eine fast senkrechte Eismauer zu bezwingen (den Rand des Gletschers, auf dem die gewöhnliche Route entlang führt). Wie bei den beiden vorangegangenen Touren wusste man bis zum letzten Augenblick nicht, ob der Ausstieg nach oben gelingen würde.

Glücklicherweise sind in unserer Gegend Unglücksfälle selten gewesen. Das ist vielleicht der einzige Vorteil dieser miserablen Saison, die den zahlreichen in Courmayeur festgehaltenen Touristen keine grossen Exkursionen erlaubte. Am 6. August erkletterten

¹ Im grossen und ganzen eine fast parallele Variante zu der Route Pfann-Gassner 1909, die ein wenig nördlicher gelegen ist. Wie diese beginnt sie mit einem Abstieg von der Hütte der Grandes Jorasses, was nicht jedermanns Geschmack ist. – M. K.

zwei junge Schweizer von 17 und 20 Jahren, Claude und Lucien Blanc, führerlos die Dent du Géant. Unter der grossen Platte angekommen, glitt der Jüngere aus und riss seinen Bruder mit in den Abgrund. Das Seil blieb an einem Vorsprung hängen, und Claude wurde wie durch ein Wunder gerettet. Es gelang ihm, sich zwischen zwei Felsen zu verkeilen . . . aber das Seil riss, und Lucien stürzte 200 m auf der Nordwestseite ab. Einige Führer, die sich in der Gegend befanden, führten den Überlebenden nach dem Rifugio Torino. Er brachte die Nacht stöhnend neben mir zu. Glücklicherweise trug er nur einige starke Prellungen davon und konnte am nächsten Tag nach Chamonix absteigen.

Piero Ghiglione.

PS. der Redaktion. Wenn man diesen Brief aus Courmayeur mit dem aus Chamonix vergleicht, nimmt man wieder einmal die Vorteile wahr, die Courmayeur und seine Berge ihrer so günstigen Lage verdanken. Der enorme Unterschied zwischen den entgegengesetzten Seiten ein und derselben Kette war während der jämmerlichen Saison 1948 besonders ins Auge fallend. Während in Chamonix die meisten Aiguilles dick verschneit blieben, und man auf den Gletschern bis zu den Knien einsank, genügten auf der südlichen, Courmayeur beherrschenden Seite 2 Tage Sonne, um alles freizulegen. Aus diesem Grunde wechselten seit Ende August mehrere französische Seilschaften nach der italienischen Seite hinüber, wo ihnen hübsche Touren gelangen. Ausser den von Piero Ghiglione erwähnten, meldet *Alpinisme* 1948, S. 104, die zweite Erklammerung der Aiguille du Géant über die Südwand. Sie wurde am 1. August in 5 Stunden von zwei jungen Leuten aus Courmayeur, dem Träger Marcel Barreux und dem erst 17 jährigen S. Viotto, glücklich durchgeführt. Die Erstbesteigung war 1935 von zwei österreichischen Kletterern nach mehrfachen Versuchen und unter Anwendung zahlreicher Haken vollendet worden. Ebenso werden Besteigungen der Dent de Jetoula und der Petites Jorasses durch italienische Gruppen gemeldet. Aber die Grandes Jorasses scheinen den ganzen Sommer über nicht bestiegen worden zu sein (?).

Anlässlich eines Besuches in Aosta hatte ich die Freude, unsern sympathischen Kollegen Hugo Nünlist, Luzern, zu treffen, der gerade unverrichteter Sache aus Courmayeur zurückkam, wo er 8 Tage auf schönes Wetter gewartet hatte, ohne irgendetwas unternehmen zu können. Seine Erfahrungen waren so ganz anders als die meinigen bei meinen drei Besuchen im Juni, Juli und September 1947, dass ich sofort einsah, dass meine Lobeshymne vom letzten Jahr nicht mehr gültig war und einer ernsthaften Revision bedurfte. Davon habe ich mich Ende August selbst überzeugen können. Nicht allein war der Kurs viel weniger günstig (140 Lire statt 200 für einen Schweizer Franken); vor allem waren auch die Preise unglaublich gestiegen und kletterten unentwegt weiter . . . Angesichts dieser konstanten Hausse werden die Preise nur selten mehr angeschlagen, was eine unangenehme Atmosphäre erzeugt. Wenn man alle Hoteltaxen addiert, kommt man schliesslich auf 22 Prozent . . . Gewisse Pensionen sind sehr teuer und weniger gut als in der Schweiz. Die Führer verlangen jetzt 40 000 Lire für die Hauptgrate des Mont Blanc (Peuterey, Innominata, Brouillard). Als die Taxichauffeure 4000 Lire von uns für die Fahrt zum Lac Combal (1800 Lire 1947) verlangten, zogen wir es vor, mit der Schwebebahn zur Endstation von Chécrouit (2300 m) zu fahren. Von dort führt ein angenehmer Pfad am Hang entlang nach Arp Vieille, von wo aus man zum Combal absteigt. Der Weg bietet eine 2 Stunden lange, herrliche Aussicht auf die Mont-Blanc-Kette. Gegenwärtig kann man in 40 Minuten von Courmayeur mit einem kleinen Auto bis zu den Kasernen von La Lex Blanche hinauffahren, während man zu Fuss fast ebenso viel Zeit braucht, um den langweiligen Weg vom Lac Combal zu den Kasernen zurückzulegen. Diese erheben sich neben den unteren Hütten (2156 m) und sind von einigen Zollwächtern besetzt. Von dort aus findet man Spuren, dann einen leidlich guten Zickzackweg bis zum Fuss des Couloirs, das vom Col d'Estelette herunterkommt. Von den Kasernen bis zum Col muss man 2½ Stunden rechnen. Die neue Estelettehütte ist durch eine Lawine zerstört worden. Das 1925 vom CAAI errichtete

feste Biwak ist immer noch an Ort und Stelle, 5 Minuten über und westlich des Col, wo das Couloir mündet. Es kann von drei Personen bequem benutzt werden. Man findet dort allerdings nur eine kleine Hanfmatte und 2 Decken. Das Küchengeschirr ist unzureichend. Das „Hüttenbuch“ war vollgeschrieben. Wir haben es an den CAAI zurückgeschickt, bevor es etwa die Beute von Vandalen würde. Es wäre zu wünschen, dass das Biwak besser ausgestattet würde, denn es ist sehr nützlich.

Die Preise der Hotels und Pensionen und die Führertarife haben sich seit dem letzten Jahr noch erhöht, wie aus den folgenden Zahlen ersichtlich ist:

	1947 Lire	1948 Lire
Mont Blanc über Gonellahütte und Domegletscher	8 000	12 000
Mont Blanc über Mont Blanc du Tacul und Mont Maudit (Traversierung)	11 000	16 000
Mont Blanc über Brenva (Moore-Route) und Traversierung.....	14 000	17 000
Mont Blanc über Kuffner-Route des Mont Maudit ¹	15 000	18 000
Aiguille de Bionnassay, Normalweg	7 000	8 000
Aiguille Noire de Peuterey, Normalweg	8 000	10 000
Dent du Géant, Normalweg	6 000	6 000
Dent du Géant, Nordwand	8 000	8 000
Grandes Jorasses, Normalweg	6 600	10 000
Grandes Jorasses über Hirondellesgrat.....	20 000	25 000
Aiguille de Leschaux, Nordgrat	12 000	16 000

Man plant einige Neuerungen an der Schwebbahn zum Col du Géant und am Skilift von Chécrouit.

Für Chécrouit (hier sagt man *Checori*) projiziert man eine richtige Schwebbahn, die in der Gegend der Sägemühle Hurzeler beginnt und natürlich viel bequemer und schneller sein wird als der Schlitten, der von Dolonne ausgeht. In diesem Jahre hatte die Gesellschaft des Grafen Lora einen Autobusdienst zwischen Courmayeur (Place du Municipio) und La Palud, der unteren Station der Schwebbahn, organisiert. Hoffen wir, dass der Tarif dieses Kurses von 2,5 km sich dem der lokalen Kurswagen angleichen wird, die den Dienst zwischen Courmayeur und Pré St-Didier tun. Immerhin ist er noch sehr bescheiden im Vergleich zum Tarif der Chauffeure von Courmayeur, die in ihren Forderungen kein Mass mehr kennen. Es ist zu wünschen, dass in den Tälern Ferret und Veni die nächste Saison mit einem regulären Postautodienst zu annehmbaren Preisen eröffnet wird, aber dazu müssten die Strassen ernstlich verbessert werden.

Dieses PS soll nicht abgeschlossen werden, ohne den Tod einer lebenswürdigen und in Courmayeur wohlbekannten Gestalt zu melden: Dr. med. Amilcare Bertolini starb im letzten Herbst in seiner Villa Tsanplan. Er war ein grosser Skiläufer und wahrer Bergsteiger, der sich sehr für die Nomenklatur seiner geliebten Berge interessierte und der in Zusammenarbeit mit seiner Frau gerade vor dem Kriege einen vorbildlichen Skiführer für die Mont-Blanc-Kette veröffentlicht hatte. M. K.

¹ 1949 verlangen die Führer 20 000 Lire nur bis zum Mont Maudit!

HINTER DEM RUSSISCHEN VORHANG

Dank unserer Gesandtschaft in Moskau haben wir endlich ein Exemplar des Jahrbuches des Sowjet-Alpinismus, *Besiegte Höhen*, erhalten können. Es ist Anfang 1949 in Moskau erschienen. Fräulein Nina Alschwang hatte die Freundlichkeit, die wichtigsten Kapitel für uns zu übersetzen, von denen wir im folgenden einen Auszug geben.

Dieser 470 Seiten starke Band gibt einen eindrucksvollen Überblick über die ausserordentliche Tätigkeit der russischen Bergsteiger während des Krieges und gleich danach. Seit langem bemühten wir uns immer wieder, zu erfahren, wie weit die Erforschung im Kaukasus, Pamir und Tian Schan fortgeschritten sei. Deshalb waren wir höchst erstaunt, eine Rezension der Schriftleitung zu lesen, in der uns vorgeworfen wird, dass wir in Band I der *Berge der Welt* (1946) nicht von den russischen Erfolgen gesprochen hätten. Wo in aller Welt hätten wir diese ausfindig machen können, wenn der Eiserne Vorhang unerbittlich geschlossen bleibt?! Sehr befremdet waren wir auch von dem gehässigen Ton der Kritiken über unseren ersten Band. Anstatt im gleichen Ton zu antworten, haben wir durch Vermittlung unserer Gesandtschaft *Berge der Welt*, Band II und III, dem Russischen Alpenklub zugehen lassen, und wir bitten hiermit den Chefredaktor, sie den seinigen gleich zu bewerten. Wir hoffen sehr, dass sich so in Zukunft ein regelmässiger Schriftenaustausch zwischen unseren einander entsprechenden Publikationen anbahnen wird, ein Austausch, der uns gestatten würde, den Siegeszug der sowjetischen Forscher in den Hauptgebirgsketten der SSSR zu verfolgen. Vielleicht gelangen wir auf diese Weise auch zu einer gegenseitigen Wertschätzung und Anerkennung. Berge bilden natürliche Grenzen, aber Bergsteigen steht über den Grenzen.

Besiegte Höhen fasst die Zeit von 1943 bis 1947 zusammen und scheint der erste Band einer neuen Reihe zu sein. Aber diesem Jahrbuch ist bestimmt eine frühere Publikation vorausgegangen, die als Organ des Russischen Alpenklubs diente. Es bleiben für uns noch grosse Lücken in der Zeit von 1932 bis 1943 auszufüllen, wovon die westliche Bergsteigerwelt fast nichts weiss. Deshalb wären wir dankbar, die vorangegangenen Veröffentlichungen zu bekommen, die wahrscheinlich die offiziellen Berichte von sehr wichtigen Besteigungen enthalten, wie die vom Pik Stalin (7495 m) und andere Leistungen, die im Nachruf Eugen Abalakov erwähnt werden.

Redaktion.

Kaukasus

USCHBA-NORDWESTWAND: *B. Graf, G. Karavaev, V. Miklashevsky, unter der Führung von A. Maleinov. Aufstieg zum Nordgipfel (4695 m), August 1946.*

Bisher glaubte man, dass die einzig mögliche Route eine Felsrippe inmitten der Wand sei. Maleinov entschied sich aber für einen Angriff auf einer Route, die vorwiegend auf Schnee und Eis verläuft, die Felsrippe erst hoch oben erreicht und sicherer zu sein scheint.

Am 13. August von der Aristov-Hütte¹ (3150 m) ausgehend, stieg die Mannschaft den Schheldagletscher hinauf, biwakierte auf dem Uschbaplateau, von wo die Nordwestwand im Halbprofil sichtbar ist, und erforschte die Angriffsmöglichkeiten. Die vorgesehene Route sollte über drei kleine Hängegletscher führen und die Felsrippe in ihrem oberen Drittel erreichen.

Am 20. August stiegen die Seilschaften trotz unsicherem Wetter, wie es für das Uschbamassiv charakteristisch ist, durch ein Felscouloir bis zum Grunde einer trichterförmigen Schlucht ab – wo sich alle Lawinen der Wand sammeln –, um mit grösster Schnelligkeit die 300 m dieser Mulde wieder hinaufzugehen. Der Aufstieg zum ersten kleinen Hängegletscher erfolgte auf einem schmalen, gewundenen Eisband mit einer Neigung bis zu 60 Grad. Man erreichte dieses Firnfeld in harter Eisarbeit. Während man es überschritt und während des darauffolgenden sehr steilen Aufstieges beobachteten die Bergsteiger sorgenvoll den schneidigen Eisgrat des Südgipfels, der, 1000 m über ihnen, mit seinen Lawinen drohte. Zeltbiwak auf dem zweiten Hängegletscher im Schutz (!) eines riesigen Séracs, der in seiner Form einem Seelöwen ähnelte. Maleinov und Karavaev erkundeten die Fortsetzung der Route. Am folgenden Tage handelte es sich darum, einen gewaltigen Bergschrund zu überschreiten, der den Ausgang des zweiten Hängegletschers sperrt, das dritte Firnfeld zu queren und nach links in die Felsen auszusteigen.

Am zweiten Tage war das Wetter recht unsicher; die Lawinen grollten in dem Trichter, den man am Tage zuvor passiert hatte. Die 15 m hohe Wand des Bergschrundes, wo man sich nur mittels Eishaken sichern konnte, erforderte 2 Stunden Eisakrobatik. Es folgte ein sehr steiler Firnhang, der endlos in den Nebel hineinzuführen schien. Schliesslich erreichte die Seilschaft die Felsrippe, wo man sich vor den Lawinen einigermaßen in Sicherheit befand. Die sehr steile Rippe besteht aus gelblichen Felsplatten, die von kleineren Steilstufen unterbrochen werden. Die Kante der Felsrippe befindet sich 70 bis 80 m weiter links und verdeckt den linken Teil der Eisflanke. Höher oben wird die Rippe schmaler und weniger steil. Nachdem sie die Rippe nach links hin überschritten hatten, fanden die Bergsteiger endlich bei Einbruch der Nacht auf einem Firnfeld eine Art Plattform, wo sie eine Nische für ihr Zelt ausgraben konnten.

Nach sehr kalter Nacht war es nicht leicht, wieder in Gang zu kommen; obendrein waren die Felsen schwierig, verschneit und sehr griffarm. Das letzte Firnfeld bot noch eine unangenehme Überraschung: eine unzuverlässige, tiefe Schneeschicht auf Eis als Unterlage. Fast tastend, in dichtem Nebel, fand die Seilschaft einen kleinen Grat, der längs eines Firnfeldes aufstieg und bei einer gewaltigen Kluft endete, deren Ränder sich im Nebel verloren. Eine luftige Firnbrücke ermöglichte die Überwindung dieses letzten Hindernisses. Unmittelbar bevor man den Uschbasattel erreichte, hätte die Seilschaft beinahe eine Eislawine auf den Kopf bekommen, ausgelöst von einer anderen Partie oben auf dem Joch. Maleinov biwakierte mit seiner Mannschaft im Uschbasattel und stieg am folgenden Tage zum Nordgipfel auf. Mit Rücksicht auf das schlechte Wetter verzichtete man auf den Übergang zum Südgipfel und stieg über die Ostflanke zum Gulgletscher ab.

NORDWESTWAND DES NAKRA-TAU (4277 m): *V. Abalakov (Bruder von Eugen A.), N. Gussak, I. Leonov und A. Borovikov in zwei Seilschaften am 22. August 1946.*

Die Wand weist vier Felsinseln auf, durch Schnee- und Eispartien miteinander verbunden. Die erste Insel, aus grossen Blöcken bestehend, gleicht einem Keil zwischen den Lawinenkegeln. Darüber bilden zwei riesige Couloirs ein grosses X, dessen Zentrum den Übergang zur zweiten Insel gestatten könnte. Diese ist die längste der vier Inseln, und

¹ Diese Hütte liegt am linken (westlichen) Ufer des Schheldagletschers auf einer Grasinsel, nahe beim Zusammenfluss dieses Gletschers mit dem Gletscherarm, der vom Akh-Su herunterkommt. Die Hütte ist zum Gedenken an den russischen Alpinisten Oleg Aristov so benannt worden, der im Pamir verunglückte. – NB. Wir übernehmen keine Verantwortung für die Transkription der russischen Namen und möchten gerne darüber und über die Kaukasus-, Pamir- und Tian-Schan-Nomenklatur von russischer Seite Auskunft haben.

ihre Felsen scheinen von feuchten Flechten und einer dünnen Eisglasur bedeckt zu sein. Die dritte Insel, die von unten weniger gut sichtbar ist, scheint glatt und vereist, aber am rechten Rande zugänglich zu sein. Die letzte Felsbank würde zu einem zerrissenen Felsgrat und zur Gipfelschneide führen.

Das Ziel der Bergsteiger war die erste Besteigung dieser Wand mit der Absicht, sie in möglichst kurzer Zeit zu bewältigen.

Aufbruch um 3 Uhr morgens von einem Biwak, etwa 300 m von der Wand entfernt. Nach Durchquerung der ersten Insel erstiegen die Seilschaften den rechten Ast des x-förmigen Couloirs, indem sie sich zwischen Eis und Fels „hinaufschwindelten“. Über einen 6 bis 7 m hohen Überhang erreichte man die zweite Insel mit ihren feuchten Flechten und einem glatten und schwierigen Aufschwung, dessen obere Felsen wenig zuverlässig waren. So gelangte man nach zehnstündiger Arbeit zu der Schneepartie, welche die Verbindung mit der dritten Insel herstellt. Zur Erleichterung der Rucksäcke hatte man die Steigeisen nicht mitgenommen, und nun musste man in schwarzem Eis Stufen schlagen. Um die Steilstufe der dritten Insel zu umgehen, querten die Seilschaften zwischen Eis und Fels nach rechts und stiegen endlich auf brüchiges Gestein aus. Von dort erblickte man den zerrissenen Grat und einen zweizackigen dunklen Turm, den man als Markstein ins Auge gefasst hatte und jetzt zu erreichen strebte. Der letzte Fels war so steil und schneebedeckt, dass man auf die Nordseite übergehen musste. Man bekam es hier mit Felsen und einer Schneedecke zu tun, die unerklärlicherweise auf glatten Platten haftete. Die Spitze wurde um 18.50 Uhr nach einer zeitraubenden Traversierung von steilen Eishängen und glattem Fels unter dem Gipfelgrat erreicht.

NORDRIPPE DER SCHHELDA (4322 m): *V. Abalakov, V. Tscheredova (Frau von V. Abalakov), N. Gussak und I. Leonov, August 1947.*

Aufbruch um 1 Uhr von der Aristov-Hütte (3150 m). Aufstieg durch ein Schneecouloir und über Felsinseln bis zu einer Terrasse, über der sich glatte, vereiste Felsen erheben, die das Hauptcouloir von seiner östlichen Abzweigung trennen. Man querte das Hauptcouloir und stieg dann längs seinem rechten Rande empor. Ein mächtiger Bergsturz hatte den ganzen Hang einige Tage vorher freigefegt, Lawinen waren also nicht zu befürchten.

Das Wetter verschlechterte sich, und es begann zu schneien. Bei Nachteinbruch fand man einen Biwakplatz: ein nur 40 cm breites Band, schnee- und eisbedeckt, unter einer überhängenden Platte. Man konnte dort stehen oder sich zusammenkauern, den Rücken gegen die Wand gelehnt. Bei Tagesanbruch setzten die Bergsteiger den Aufstieg durch das Couloir fort und griffen dann die Felswand an, in welcher der Schnee die Griffe und Tritte verdeckte. Um 10 Uhr hatten die Seilschaften kaum 150 m geschafft. Mittags wurde der Grat erreicht, und wenn auch die Schwierigkeiten in den verschneiten Felsen kaum geringer wurden, so gab es nun wenigstens keine Lawinengefahr mehr. Dank einer Aufhellung konnte man die Sachen in der Sonne trocknen. Das zweite Biwak mit Zelt war leidlich bequem. Es blieben noch 650 bis 700 m bis zum Grat der Schhelda zu bewältigen. Den 24. August verbrachte man damit, Felsabbrüche auf überaus steilen Schneehängen der Westseite des Vorgipfels zu umgehen, worauf eine heikle Kletterei in vereisten Felsen folgte. Schliesslich erreichte man leichte Schneehänge, die zu einer grossen Schneeterrasse dicht unter dem Grat führten. Hier verbrachten die Bergsteiger die dritte Nacht und erreichten am folgenden Tage den Westturm (zweiter Gipfel der Schhelda, 4322 m). Der vorgesehene Übergang zum Mittelgipfel war mit Rücksicht auf die Schneeverhältnisse unmöglich, und der Rückweg vollzog sich durch die Couloirs der Südseite.

Grosse Längsbegehung der Kaukasuskette:

Im Sommer 1947 wurde die gesamte Hauptkette des Kaukasus, die in dreissig Abschnitte zerfällt, von 87 Bergsteigergruppen begangen. Unter diesen Überschreitungen gab es eine gewisse Zahl von Erstbegehungen, darunter:

Vollständige Begehung der Besingiwand unter der Führung von V. Abalakov. Die Einzelheiten dieser Tour werden im nächsten Band des sowjetischen Jahrbuches veröffentlicht.

Ost-West- und West-Ost-Überschreitung des Tichtengenmassivs.

Übergang vom Nakra-Tau zum Dongusorun.

Übergang vom Bscheduch zum „Pik des freien Spaniens“.

VERZEICHNIS DER NEU-ERSTEIGUNGEN UND ÜBERSCHREITUNGEN, die (nach P. S. Rototaev) von 1943 bis 1947 im Kaukasus ausgeführt wurden:

WEST-KAUKASUS: Dschuguturliutschat: fünf Gipfel zwischen 3700 und 3919 m, Ost-West-Überschreitung, Oktober 1944.

Alibek-Baschi [Sunachet?] (3600 m) vom Alibekgletscher, August 1945.

[Im Juli 1944 wurde der Sofridschu (3785 m) von etwa hundert Bergsteigern überlaufen!]

West-Ost- und Südost-West-Überschreitung des Amanausmassivs (3757 m), Juli 1946.

Begehung der Kette Ptüsch (3465 m)-Dschuguturliutschat, August 1946.

Ertsoğ (3867 m) vom Alibekgletscher mit Ausstieg in die Südwand; Abstieg zwischen den Gipfeln Ertsoğ und Dschalowtschat, August 1946.

Kara-Kała (3896 m) über die Nordrippe, Juli 1947.

Bu-Ulgen (3915 m), Auf- und Abstieg durch die Wand (N ?), August 1947.

ZENTRAL-KAUKASUS: Überschreitung Lialwer (4350 m)-Gistola (4860 m)-Katün Tau (4970 m) über die Gipfelgrate, Oktober 1944.

Tichtengen (4614 m) vom Zannerpass über den Gipfelgrat und Abstieg durch die Südflanke zum Zannergletscher, November 1944 (bei winterlichen Verhältnissen).

Versuch einer Überschreitung Uschba (4710 m, neue Kote)-Schhelda (4322 m).

Nachdem sie den Uschba-Nordgipfel überschritten hatten, verbrachte die Seilschaft bei schlechtem Wetter 14 Tage im Joch und kam schliesslich beim Abstieg zum Gulgletscher in einer Lawine um, September 1945 (A. Dschaparidze, N. Mukhin und K. Oniani vom Georgischen Alpenklub).

„Pik Freies Spanien“ (4200 m) vom Kaschka-Tach-Joch, Juli 1946.

Elbrus (5633 und 5595 m, neue Koten), Überschreitung beider Gipfel auf Skiern, Juli 1947.

Pik Schjurovsky (4259 m) über den Nordwestgrat, Abstieg zum Uschbaplateau, Juli 1947.

Pik Schjurovski (4259 m) über die Nordwand, August 1947.

Überschreitung Pik Kaukasus (4037 m)-Bscheduch (4272 m)-„Pik Freies Spanien“ (4200 m) vom Schheldapass bis zum Kaschka-Tach-Joch, Juli 1947.

West-Ost-Überschreitung der Gipfel Sarikol Baschi (3862 m)-Mestia Tau (4130 m)-

Pik Stakhanovets (4000 m)-Baschil Tau (4146 m), August 1947.

Überschreitung des Kulak Tau (4111 m) vom Twiberpass zum Kitlodejoch, August 1947.

Überschreitung Jusengi Uzlovaia (3521 m)-Pik Akh Su (3860 m), Malaia Schhelda (4140 m)-„Pik Fiskulturnik“ (3995 m)-„Pik Biwak“ (4000 m), August 1947.

OST-KAUKASUS: Der Kasbek (5043 m) wurde wiederholt von starken Militärabteilungen auf Skiern bestiegen, Juni und Juli 1944.

Begehung des „Hufeisens“ von Zei unter Überschreitung folgender Gipfel: Bubiss Choch (4419 m)-„Doppel Pik“ (4580 m)-„Krasnoarmeets“ [„Soldat der Roten Armee“] (4250 m)-Uilpata (4647 m)-Songuti [oder Songuta?] (4460 m), August 1946.

West-Ost-Überschreitung der Gipfel Laboda (4320 m)-Tsiteli (4247 m), August 1947.

West-Ost-Überschreitung des Bokoss Choch (4060 m), August 1947.

Überschreitung Bubiss Choch (4419 m)-Tbiliza Mta (nicht kotiert), August 1947.

Überschreitung der Gipfel Adaı Choch (4408 m)-Zaromag (4203 m)-P. 4050-Pik Ronchetti (4047 m), August 1947.

Überschreitung Lagau (4066 m)-Pik Moskwitsch (3787 m)-Pik Passionaria (4000 m)-Pik Vils (3868 m), August-September 1947.

Überschreitung Midagravin (4039 m)-Sautissi (4459 m), August 1947.

Überschreitung Songuti (4460 m)-Ullarg (4320 m), August 1947.

Pamir

SÜDWEST-PAMIR:

1946 wurde von der Regierung eine Expedition unter der Leitung von E. Beletzky und E. Abalakov organisiert, mit der Aufgabe, die Zugangswege zu den grossen Gipfeln zu erforschen und gegebenenfalls einige Besteigungen zu versuchen.

Von Osch im Ferghanatal, das man mit der Eisenbahn erreicht, begab sich die Expedition nach Venkala, einem 3000 m hoch gelegenen Dorf im Tal des Gunt. Von dort ging die Karawane das Tal des Patchor, eines Nebenflusses des Gunt, aufwärts. Im Hintergrunde des Tales erhebt sich ein schneidiger Gipfel mit steilen Graten. Die Eingeborenen nennen ihn „Pik Patchor“, was der „Stechende“, der „Stachel“ bedeutet.

Von einem Basislager bei 3700 m brachen zwölf Bergsteiger am 11. August 1946 auf, um die Besteigung des *Patchor (6052 m)* über den Westgrat zu versuchen. Das ist eine scharfe Schneide mit gewaltigen Felszähnen. Immerhin hat diese Route den Vorteil, in ihrem oberen Teil weniger steil zu sein. Die Expedition stieg den Patchorgletscher hinauf und biwakierte bei 5200 m. Am 12. August wurde der Aufstieg durch ein steiles Eiscouloir, wo die „Penitentes“ natürliche Reihen bilden, dann über einen sehr verwitterten Felsgrat fortgesetzt. Am 13. gewannen die Bergsteiger nur 500 m Höhe und verbrachten bei fast 6000 m eine unangenehme Nacht. Am 14. August erreichten sie über einen Eis- und Blockgrat den Gipfel. Der Pik Patchor ist die höchste Erhebung der Ruschankette.

Pik Karl Marx (6700 m)

Danach wandte sich die Expedition der Schach-Dara-Kette zu, deren beide Hauptgipfel der Pik Karl Marx und der Pik Engels (6500 m) sind. Sie gingen das Tal des Schach-Dara hinauf, folgten dann seinem Nebenfluss, dem Redschiß, und erreichten so den Fuss des Marx-Engels-Massivs.

Am 3. September 1946 verliessen sieben Bergsteiger, darunter Abalakov und Beletzky das Basislager (4600 m), um bei ungefähr 5000 m in der unmittelbaren Nähe des Berges zu biwakieren. Der Aufstieg erfolgte unter drohenden Eisbrüchen und über unzuverlässige Gletscherbrücken. So erreichten sie bei 5900 m den nächsten Biwakplatz auf einer Plattform im oberen Teil der Westschulter. Am nächsten Tage gab es noch einen letzten Aufstieg über schwierige Felsen; dann wurde der Gipfel bei Nebel, Schneesturm und —25 Grad C erreicht.

Der Abstieg erfolgte nach Süden, wo man auf einen gewaltigen, noch unbekanntem Gletscher gelangte. Einige seiner Zuflüsse haben mächtige Séracs, eine seltene Erscheinung im Südwest-Pamir.

Schach-Dara-Kette

Die Resultate der Expedition 1946 und die Aussicht, neue Siebentausender zu entdecken, regten dazu an, eine neue Expedition in die Schach-Dara-Kette zu unternehmen, die südlichste der westöstlich verlaufenden Ketten des Pamirgebietes. Sie enthält die Piks Marx und Engels und bildet im Westen dieser Gipfel einen Bogen, der zunächst nordwestlich, dann fast genau nördlich verläuft. Der Pik Maïakovsky befindet sich beim zweiten Knick der Kette.

Die Expedition 1947 wurde von der Regierung und einer wissenschaftlich-bergsteigerischen Gesellschaft, unter der Leitung von D. Zatulovsky organisiert, um einige Gipfelbesteigungen durchzuführen.

Zwischen dem Pik Maïakovsky (6096 m) und dem Pik Berg (6094 m) befinden sich acht Gipfel von 5500 bis 6000 m und einige niedrigere (5200 bis 5500 m). Besteigungen dieser zweitrangigen Gipfel ermöglichten die Anfertigung einer Skizze des Gebietes. Auch konnte man die möglichen Routen für eine Besteigung des Pik Maïakovsky erkunden.

Diese vorbereitenden Besteigungen sind:

Pik Ambarku (5672 m) am 14. August 1947. Über den Ambarkugletscher zum Grat zwischen *Pik Ambarku* und *Pik Imaste*, dann über die Hänge der Südseite. Eine Schnee- und Eistour.

Pik Berg (6094 m) am 14. August 1947. Vom Basislager zu einem Sattel des Nordwestgrates (5000 m), indem man sich zwischen den Penitentes des Gletschers einen Weg brach. Biwak auf dem Sattel, von dort über den Nordostgrat in 7 Stunden zum Gipfel.

Pik Imaste (5976 m), am 14. August 1947. Über die Nordwestflanke, mit einem Biwak bei 3800 m. Eine Schnee- und Eistour.

Pik Maiakovskij (6096 m) durch acht Mitglieder der Expedition unter der Führung von V. Budanov, am 20. August 1947. In 2 Tagen vom Basislager aus, über den Gletscher der Südseite, der stellenweise ein förmliches Dickicht von Penitentes trägt. Von einem Sattel zwischen dem Haupt- und Ostgipfel führt ein langer Felsgrat zur Spitze.

Ferner nach P. S. Rototaev:

Pik Zentral (5180 m) und

Pik Dreizack (5469 m) [Datum?]

1945 erforschte eine Expedition von Bergsteigern und Topographen die Gebiete des Kara-Kul und Muskol.

NORDWEST-PAMIR

Die höchsten Gipfel und die grössten Gletscher (*Pik Stalin*, 7495 m, und Fedtschenkogletscher, 77 km lang) befinden sich in Nordwest-Pamir.

Die Expedition, die 1947 unter der Leitung von A. Letawet und E. Abalakov organisiert wurde, hatte als Aufgaben: die Erforschung des oberen SAGRANGLETSCHERS, die Besteigung einiger Gipfel in der Kette Peters I., eine Kartenskizze und Beschreibung der Ketten und Gletscher dieses Gebietes und die Aufnahme eines Expeditionsfilmes in dieser Höhe.

Am 29. Juli 1947 verliess die Expedition Stalinabad, die Hauptstadt von Tadschikistan, um im Auto Dschirgital zu erreichen, von wo 2000 kg Expeditionsgepäck auf Tragtieren bis zum Dorf Damburatschi transportiert wurden, beim Zusammenfluss des Muk-Su und des Küzül-Su. Von dort ging man über einen Sattel in das SAGRANTAL hinüber. Von einem Basislager bei 4500 m, im oberen Teil des SAGRANGLETSCHERS, erkundete die Expedition den Gletscher, seine Zuflüsse und die umgebenden Ketten, um eine vollständige orographische Kartenskizze des SAGRANBECKENS herstellen zu können.¹

*Versuch auf *Pik Moskau* (6994 m)*

Am 23. August 1947 verliessen elf Bergsteiger das Basislager mit Ausrüstung und Proviant für 8 bis 10 Tage. A. Letawet und zwei andere Expeditionsmitglieder blieben im Lager, um den Weg der Bergsteiger zu verfolgen und mit ihnen durch Lichtsignale in Verbindung zu bleiben. Die elf gingen den SAGRANGLETSCHER hinauf und biwakierten bei 5250 m. Das folgende Lager, bei 5700 m, wurde in den Felsen des Westgrates [oder besser Westnordwestgrates] errichtet. Hier wurden sie 3 Tage lang durch Sturm festgehalten, worauf fünf Bergsteiger ins Basislager zurückkehrten. Am 29. August nahmen die anderen sechs die Besteigung wieder in Angriff. Die Felsen waren so steil, dass sie in einem halben Tage nur 200 m der Wand bewältigen konnten, mit ständiger Hakensicherung und Aufseilen der Rucksäcke. Bei 6000 m fanden sie einen guten Biwakplatz in einer tiefen Spalte. Am 30. setzten sie den Aufstieg fort, obgleich sich die Verhältnisse verschlechtert hatten: Nebel und tiefer Schnee, in den man manchmal bis zu den Knien einsank. Sie umgingen gewaltige Grattürme und suchten während eines

¹ Diese Kartenskizze, die im Jahrbuch 1948 publiziert wurde, bringt nicht nur das SAGRANBECKEN zur Darstellung, sondern füllt auch die weissen Flecken der Finsterwader-Karte (1928 bei der Rickmers-Expedition aufgenommen) im Norden und Nordwesten des *Pik Stalin* in höchst dankenswerter Weise aus.

Sturmes unter den Felsen Schutz. Während einer Aufhellung wurde die Gipfelkalotte sichtbar; zu ihr führt ein scharfer Grat, der wie mit Sägezähnen besetzt ist. Es blieb noch eine Horizontalentfernung von 1500 m und eine Höhendifferenz von 800 m bis zum Gipfel. E. Abalakov und E. Timashev, die vorausgegangen waren, entschieden sich schliesslich für den Rückzug. Bei 6200 m deponierten sie einen Zettel in einem Steinmann. Es folgte ein Abstieg bei Sturm über verschneite Felsen und schliesslich entdeckten sie noch, dass die im Lager 5700 m zurückgelassenen Lebensmittel von Dohlen geplündert worden waren!

Am 31. August erwachten die Bergsteiger bei herrlichem Wetter und beschlossen, zu dem Sattel über dem Sagrangletscher zu gehen, zwischen Pik Moskau und „Pik des 30. Jahrestages der SSSR“, dessen Besteigung sie versuchen wollten. Sie waren sich darüber klar geworden, dass der Westgrat des Pik Moskau die einzig mögliche Anstiegsroute bot, dass es aber eine Unternehmung von der Klasse des Khan Tengri und des Pik Stalin wäre.

Nach einem Lager im Sattel (6020 m) brachen E. Abalakov, E. Ivanov und E. Timashev („die drei Eugen“) um 7 Uhr zum *Pik des 30. Jahrestages der SSSR* (6440 m) auf, und zwar über den Südostgrat, welcher der verfallenen Mauer einer alten Festung ähnelt. Nach mancherlei Schwierigkeiten wurde der Gipfel um 16.45 Uhr erreicht. Beim Abstieg gingen sie über die Eishänge, um die schwierigsten Felsen zu vermeiden. Um 22 Uhr waren sie wieder im Sattellager, wo ihre drei Kameraden sie erwarteten.

Inzwischen hatten die Bergsteiger, die im Basislager zurückgeblieben waren, die Erstbesteigung des *Pik Panorama* (6100 m) gemacht und von dort aus den Pik Stalin gefilmt.

Ferner wurde nach P. S. Rototaev von E. Abalakov, A. Letawet und zwölf anderen Teilnehmern der *Pik der Filmchronik* (4980 m) in der Kette Peters I. bestiegen.

In diesem Gebiet sind noch folgende Aufgaben zu lösen: Pik Moskau; Pik Leningrad (6733 m), der von Westen her zugänglich sein dürfte, also vom oberen Gandogletscher; Pik Oschanin (6305 m); Pik Lipsky (5550 m); Pik Fersman und Pik Edelstein (5450 m); die letzteren beiden dürften von mittlerer Schwierigkeit sein.

Tian Schan¹

1943 wurde der zentrale Tian Schan von Militärtopographen erforscht und kartographiert; sie bestimmten die Höhe des „Siegesberges“ auf 7439 m. Dies ist also der zweithöchste Gipfel der SSSR; der höchste bleibt der Pik Stalin (7495 m) im Pamirgebiet.

Pik der Marmorwand (6146 m)

Die Expedition 1946 wurde von Moskauer Bergsteigern gestellt, unter der Leitung von Professor Letawet. Ihr Ziel war die Besteigung des Pik der Marmorwand und eine Erkundung der Orographie und Gletscherwelt dieser Region.

Als „Khan-Tengri-Massiv“ wird oft ein Gebiet von rund 10 000 km² bezeichnet, das vom Khan Tengri (6995 m) beherrscht wird und den höchsten Teil des Tian Schan bildet. 20 km südlich des Khan Tengri liegt der „Siegesberg“ (7439 m) und 11 km nordöstlich der Pik der Marmorwand, der seinerzeit von Merzbacher Pik Nikolai Mihaïlovitch getauft worden war. Der Gipfel thront auf einer Marmorwand, einer Riesenmauer von etwa 2000 m Höhe über dem Gletscher der Marmorwand. Ein Joch trennt diesen Berg vom „Pik 100 Jahre VGO“², der den Inültschek-Nordgletscher beherrscht. Auf Grund von

¹ Wir übernehmen diese Schreibweise, weil sie die Aussprache *Tiagn* besser wiedergibt als die englische Schreibweise *Tien*, die wir in Band III angewandt haben.

² VGO sind die Anfangsbuchstaben der Sowjetischen Geographischen Gesellschaft (früher Russische Geographische Gesellschaft), die 1945 ihr 100jähriges Bestehen feierte und zur Erforschung des Tian Schan viel beigetragen hat.

Rekognoszierungen wählte man den Nordgrat als Anstiegsroute, und am 24. August 1946 verliessen zehn Bergsteiger unter Führung von V. Naumenko das bei 3950 m errichtete Basislager. Die Bergfahrt schloss die Überschreitung der beiden Gipfel Uzlovaia (5070 m) und Pogranitschnik (5250m) in sich, was durch Neuschnee erschwert wurde. Am 26. August schlug man bei 5100 m ein zweites Basislager auf der Ostseite des Nordgrates auf. Drei Bergsteiger, darunter A. Letawet, blieben 7 Tage in diesem Lager, um den Gang der Besteigung zu überwachen und durch Lichtsignale mit den Seilschaften Verbindung zu unterhalten. Am 27. August wurde der Nordgrat in Angriff genommen. Er baut sich in drei grossen Stufen auf; die Felsen des letzten Aufschwunges waren von einer dünnen Schneeschicht bedeckt.

Nach einem Biwak bei 5920 m, auf einer Art von Plattform, wurde der Gipfel am 28. August um 15 Uhr erreicht, zuletzt über verschneite und stark verwitterte Felsen eines hellgelben Kalkes und über einen steilen Schneeang. Vom Gipfel aus gegen Südwesten fällt ein Schneeang terrassenförmig zum Inultschek-Nordgletscher ab. Eine Besteigung auf dieser Seite würde wahrscheinlich keine grossen Schwierigkeiten bieten, wenn es dort nicht Gletscherspalten von riesenhaften Dimensionen gäbe.

Die Bergsteiger biwakierten auf dem Gipfel, in der Absicht, am nächsten Tage den „Pik 100 Jahre VGO“ zu erobern, aber sie wurden durch Unwetter auf dem Gipfel festgehalten. Drei von ihnen stiegen am 31. August zum Lager 5100 m ab. Die andern folgten erst am 3. September; sie hatten auf den „Pik 100 Jahre VGO“ verzichtet und einen sehr bedenklichen Abstieg bei Sturm durchhalten müssen.

Die Aufgaben, die noch der Lösung harren, sind:

Ersteigung des „Pik 100 Jahre VGO“, des Pik Semenov (5816 m) und des Pik Baiankol (5790 m). Ferner wäre es wichtig, das Gebiet des Pik der Marmorwand zu durchqueren, und zwar über die Ala-Tau-Kette zum Semenovgletscher. Diese Überschreitung ist bereits 1935 von Skiläufern mit Professor Nemytzky ausgeführt worden, aber es wurde damals nichts publiziert.

Khan Tengri (6995 m)

Dieser Gipfel ist für uns besonders interessant, da es *der* Berg von Lorenz Saladin war. Der erste Versuch wurde 1856 von P. Semenov gemacht, dem berühmten Erforscher des Tian Schan. Er glaubte, den Khan Tengri erreicht zu haben, aber in Wahrheit war er auf dem Grat des Saridschas.

Am 5. September 1931 startete der ukrainische Bergsteiger M. Pogrebetsky mit F. Sauberer und B. Tjurin von einem 5300 m hohen Lager, griff die Südwestseite des Khan Tengri an und erreichte den Gipfel am 11. September.

1936 (ohne genaues Datum) wurde die Besteigung von E. Kolokolnikov wiederholt, und am 5. September 1936 durch die Brüder Eugen und Vitalii Abalakov, M. Dadiomov, L. Gutmann und Lorenz Saladin (siehe *Berge der Welt III*, 245 ff. und Tafel 31).

Sailiski Ala Tau

Hauptgipfel (5019 m), September 1943.

„Junge Garde“ (4600 m) über die Westflanke, Oktober 1943.

Pik Ordschonikitse (4440 m) über die Nordwestseite, 1944, durch die „alpine Vorbereitungsschule des Sowjetkomitees für Körperkultur und Sport“.

Tuiuk Su (4070 m), Süd-Nord-Überschreitung aller Gipfel, August/September 1944.

Pik Maiakovsky (4200 m) über die Nordwestseite, August/September 1944; Süd-Nord-Überschreitung, August 1945. [Pik Maiakovsky (4200 m) im Tian Schan ist offenbar nicht identisch mit dem gleichnamigen Pik Maiakovsky (6096 m) der Schach-Dara-Kette im Pamir.]

„Pik des vaterländischen Krieges“ (4050 m), Süd-Nord-Überschreitung, September 1944.

Überschreitung Pik Maĭakovsky (4200 m)–Pik Ordschonikitse (4440 m)–„Pik der Partisanen“ (4264 m)–Tuiuk-Su-Nadeln (4070 m)–Tuiuk Su (4150 m), Juli 1945.

Überschreitung „Pik Tschekist“ (4550 m)–Pik Salanov (4380 m)–Akh Tau (4720 m), August 1946.

Westlicher Tian Schan, Tschatkalkette

„Weisser Hut“ (4700 m) und Überschreitung der drei Gipfel, 1945.

Baĭga (4700 m) 1945.

Ijin Tau (4700 m), September 1947.

Bogatür (4626 m), September 1947.

Zentraler Tian Schan, Nord–Süd-Kette

Pik Krugosor (4700 m), Expedition Letawet im August 1946.

Nach den Beobachtungen der Expedition Letawet (1946) bildet das Khan-Tengri-Massiv keinen Gebirgsknoten, von dem aus die Sekundärketten fächerförmig ausstrahlen. Es gibt überhaupt keinen eigentlichen Angelpunkt der Hauptketten des Tian Schan. Der zentrale Teil des Khan-Tengri-Gebietes bildet eine Nord–Süd verlaufende Kette mit Gipfeln von 4000 bis 6800 m. Von diesem Kamm zweigen fast im rechten Winkel die fünf höchsten Ketten des Tian Schan ab, die nur wenige Kilometer voneinander entfernt sind. Es sind dies von Norden nach Süden: Saridschas, Stalin und Kok Schaal im Westen, „Septentrionale“ und Khalyk Tau im Osten.

Das Gebirge entsendet seine Gewässer in zwei abflusslose Becken: den Balkaschsee im Norden und den Tarimfluss im Süden. Die Wasserscheide wird nicht von der Kok-Schaal-Kette gebildet, wie man bisher annahm, sondern von kurzen Hügelketten. Das Gletscherbecken von Baiankal, das den Fluss gleichen Namens speist, weist drei unabhängige Arme auf, den östlichen, mittleren und westlichen Baiankalgletscher.

† EUGEN ABALAKOV

Eugen Abalakov, „Erster Alpinist der SSSR“, begabter Bildhauer, starb plötzlich inmitten seiner Vorbereitungen für eine neue Tian-Schan-Expedition, die dem „Siegesberg“ (7439 m) galt.

Seine bergsteigerische Laufbahn, die 1931 begann, war ausserordentlich. Seine wichtigsten Taten sind:

- 1932 Versuch einer Begehung der Besingiwand (Überschreitung von drei Gipfeln, dann Aufgabe wegen Schneesturmes).
- 1933 Erstersteigung des Pik Stalin (7495 m). *Abalakov erreichte den Gipfel im Alleingang.* Die Tour wurde 1937 auf der gleichen Route von sechs Bergsteigern wiederholt.
- 1936 Khan Tengri (mit L. Saladin).
- 1937 Überschreitung des Ushba-Nord- und -Südgipfels.
Versuch auf den Pik Lenin (7130 m), aufgegeben bei 7000 m.
- 1938 Gratbegehung vom Düchttau bis zum Koschtantau (14 Tage).
- 1944 Vollständige Begehung der Dschuguturliutschat-Kette.
- 1946 und 1947 leitete er Pamir-Expeditionen und bestieg Pik Patchor, Pik Karl Marx, Pik 30. Jahrestag der SSSR, wozu noch ein Versuch auf den Pik Moskau kam.

*Ob er es wahrhaben will oder nicht:
jeder Bergsteiger steigt Gott entgegen*

H. R.

Bally-Schuhfabriken AG Schönenwerd

„Auf Grund der Erfahrungen des Vorjahres konnten wir uns ohne weiteres entschliessen, auf die Mitnahme eines zweiten Paares Bergschuhe zu verzichten. Das bedeutete für uns eine wertvolle Reduktion der Trägerlasten. Die Bally-Schuhfabriken haben uns das Modell noch leichter gebaut und an die leicht flexiblen Böden sind die bekannten, echten *Bally-Sparta-Sohlen*, in neuer Konstruktion, befestigt.

Die Zweckmässigkeit im Anmarsch sowie die Bergtüchtigkeit im Hochgebirge haben unsere hohen Erwartungen wieder ganz erfüllt. Wir waren mit dem Himalaya-Modell so gut beraten, dass wir neben der kleinen Pflege, die sie verlangten, überhaupt nie an unsere Füsse denken mussten. Und so sollte es eigentlich immer sein. Wir fühlten uns in unsern Bergschuhen im wahrsten Sinne des Wortes geborgen und wissen die Wichtigkeit bergtüchtigen Schuhwerks aufs neue zu schätzen. Schon sind es über 20 Jahre her, seit die ersten Bally-Schuhe im Himalaya-Gebirge erprobt wurden, und heute ist es zur Tradition der wichtigsten Expeditionen geworden, immer wieder auf diese Erfahrung zu greifen.

Unser Werturteil hat der indische Verbindungsoffizier treffend in die Worte gefasst:

„Diese Schuhe sind ein Meisterstück in Passform und Konstruktion.“

Alfred Sutter

Verantwortung...

Zur Ausrüstung des Bergsteigers, zur Ausrüstung jedes Menschen, der die Bergwelt betritt und ihren Gefahren sich aussetzt, gehören nicht nur Rucksack, Pickel, Steigeisen und andere Dinge, sondern auch der Schutz, den die ausreichende Versicherung bietet. Denn neben der Verantwortung gegenüber Seilgefährten und Bergkameraden, neben der Verantwortung für sich selber, gibt es für den Berggänger eine Verantwortung, welche nicht weniger schwer wiegt: jene gegenüber den zurückbleibenden Angehörigen, seien es nun Eltern, Geschwister, oder Frau und Kinder.

Dieser Einsicht haben sich auch die Teilnehmer der Schweizer Himalaya-Expeditionen nie verschlossen und vor ihrer Abreise durch Unfall- und Lebensversicherungen jeweils rechtzeitig vorgesorgt. Die beiden bekannten „Winterthur“-Versicherungsgesellschaften, die „Winterthur-Unfall“ mit ihrer Tochtergesellschaft „Winterthur-Leben“ haben dabei wiederholt mitgewirkt und durch günstige Bedingungen einen umfassenden Versicherungsschutz ermöglicht.

Über den Wert dieser Vorsorge hat sich ein Mitglied einer solchen Expedition wie folgt geäußert: „Abgesehen von allen materiellen und ökonomischen Folgen, die sich unter Umständen aus der ausreichenden Versicherung ergeben, hat diese für alle Expeditionsteilnehmer eine grosse *moralische* Bedeutung. Das Bewusstsein einer gewissen Sicherheit ist eine geistige *Entlastung*.“

In diesem Zusammenhang darf auch beigefügt werden, was ein bekannter Sportarzt geschrieben hat: „Zahle in der Zeit, so hast du in der Not. Decke den wirtschaftlichen Schaden, den dir ein Unfall bringen kann, durch eine ausreichende Versicherung.“

Das gilt sicher nicht nur für Teilnehmer an Hochgebirgsexpeditionen, sondern für jeden verantwortungsbewussten Menschen überhaupt.

Läkerol AG, St. Gallen

Läkerol hilft nicht nur Rednern, Sängern und Menschen, die sich auf ihre Stimme verlassen müssen; auch die erfolgreichen Mitglieder der Schweizerischen Himalaya-Expedition waren damit ausnahmslos zufrieden. Lassen wir sie sprechen:

Annelies Lohner: „Nicht nur mir, auch den Sherpas mundete *Läkerol*; es verhinderte das lästige Trockenwerden des Gaumens und säuberte Hals und Rachen. Auf unseren langen Märschen hatten wir uns angewöhnt, die so erfrischenden und durststillenden *Läkerol*-Tabletten langsam im Munde zergehen zu lassen . . .“

Alfred Sutter: „Besonders in grosser Höhe, deren Trockenheit uns Halsschmerzen verursachte, leistete uns *Läkerol* gute Dienste.“

René Dittert: «Durant toute la durée de notre expédition, j'ai vivement apprécié vos pastilles. Dans la plaine déjà, dans les vallées aussi, j'ai souvent sucé des *Läkerol* pour lutter contre la soif. En altitude lorsque la raréfaction de l'air nous obligeait à une respiration rapide d'air glacial et sec, qui provoque de permanents maux de gorge, j'avais toujours une pastille dans la bouche et je peux dire qu'elles m'ont préservé de bien des désagréments.»

Läkerol setzt sich überall durch und wird überall anerkannt; die Urteile der Himalaya-Bergsteiger bestätigen nur die langjährigen Erfahrungen.

Läkerol, die weltbekannte Tablette

Nobs & Co., Zwieback, Münchenbuchsee bei Bern

Die Teilnehmer der Schweizerischen Himalaya-Expedition 1947 äussern sich folgendermassen über den Nobs-Zwieback:

René Dittert: «Excellents, une mention spécial à Nobs pour leur qualité et leur emballage de première qualité. Tous étaient entiers.»

Alfred Sutter: „Nobs-Zwieback war der beste von allen.“

Alexander Graven: „Mit Ovo und Kaffee gemischt, Butter, Ham und Nobs-Zwieback ass ich mich satt.“

Annelies Lohner: „Was ich besonders zu schätzen weiss, ist die Verpackung des Nobs-Zwiebacks, die unter allen Lebensmittelpackungen legendär wurde. Es war jedesmal eine Freude, ein Paket zu öffnen. Geschmack und Qualität waren ausgezeichnet.“

Auf diese so anerkennenden Urteile sind wir besonders stolz. Denn sie stammen von Leuten, die in ihrer monatelangen Bergeinsamkeit auf die mitgebrachten Nahrungsmittel angewiesen waren. Bei der Eintönigkeit ihres Speisezettels hätte ihnen auch unser Zwieback verleiden können. Das Gegenteil trat ein: *Nobs-Zwieback*, frisch und knusperig in seiner tadellosen Verpackung, wurde immer begehrt. Wir können wohl verstehen, wenn der Expeditionsleiter André Roch *Nobs-Zwieback* ohne Aufstrich zum Tee bevorzugte: „Aroma und Geschmack sind köstlich genug und brauchen keine Übertünchungen“, meinte er. *Nobs-Zwieback* rechtfertigt das Lob, das ihm überall zuerkannt wird.

Gröninger Aktiengesellschaft Binningen-Basel Aluminium- und Metallwarenfabrik

Die schweizerischen Expeditionen im Ausland verwendeten unsere Aluminium-Sportartikel, vor allem unsere Kocher. Übereinstimmend lauten die Urteile glänzend.

„Zur Leichtigkeit des Materials gesellt sich eine unverwüsthliche Dauerhaftigkeit. Gröninger Kocher begeistern jeden Bergfahrer.“

Und Hans Gyr von der Schweizerischen Karakorum-Expedition schreibt über den *Securo*:

„Dank unserem ‚Securo‘-Drucktopf war es uns möglich, auf dieser Höhe (5000 m) Reis zu kochen.“

Die Gröninger Aluminium-Sportartikel: *Kocher* „Montblanc“, „Edelweiss“, „Mars“, *Isolierflaschen* „Edelweiss“, „Hercules“, *Bestecke*, *Becher*, *Flaschen*, *Dosen* usw. sind in den Sportartikel-Geschäften erhältlich.

Einen guten Feldstecher kauft man nur einmal!

Mit einem *Kern-Feldstecher* erwerben Sie sich einen Freund fürs Leben, der Ihnen auf Forschungsreisen und Touren manche köstliche Stunde bereiten wird.



Unsere Feldstecher sind durchaus Schweizer Produkt. Auch die Linsen und Prismen werden in unseren Werkstätten vom Rohglas an verarbeitet. Es gibt denn auch keine besseren Feldstecher als Kern-Gläser. Den Beweis dafür liefern die vielen Tausende von Feldstechern, die wir der schweizerischen Armee und andern Staaten geliefert haben.

Lieferung durch optische Fachgeschäfte

Kern & Co. AG, Aarau, Telephon (064) 2 11 12

Werkstätten für Präzisionsmechanik und Optik, gegründet 1819

Huguenin, Bahnhofstrasse
Zürich

Hier treffen sich bei Hans Gattiker die Bergsteiger
aus allen Teilen der Welt

Photo- und Kino-Spezialhaus Enge

W. Helmerking
Zürich 2

Wiederum beauftragte uns die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen mit der photographischen Organisation der Schweizerischen Himalaya-Expedition 1949.

Ein Teil des Aufnahmematerials hat durch Witterungseinflüsse gelitten, doch ist die Bildausbeute trotzdem recht gut. Wir danken der Stiftung für das geschenkte Vertrauen.

Wertvolle Erfahrungen haben die Schweizerischen Himalaya-Expeditionen 1947 und 1949 mit der **Spatz- Daunenkleidung** sammeln können.

Alfred Sutter berichtet uns folgendes: „Die Spatz- Daunenkleidung hat mich vor allem durch ihre Wärme und ihr leichtes Gewicht überrascht. In den kalten, stürmischen Nächten auf weit über 6000 m Höhe bei 15° minus empfand ich in den im Schnee eingegrabenen Zelten die Kälte nicht. Man liegt in diesen Daunenkleidern auf den Luftmatratzen fast so angenehm wie auf einem Bett. Ich war auch erstaunt, wie griffig die *Daunen- Handschuhe* beim Klettern oder bei der Arbeit mit dem Eispickel sind. Diese Handschuhe sind sehr warm, leicht und werden nicht nass. Darum habe ich sie immer wieder den Lederhandschuhen, welche mit Schaffell gefüttert waren, vorgezogen. Die Daunenkleider und -handschuhe habe ich auch in den Alpen geprüft. Hier wie im Himalaya genügten sie den Anforderungen restlos.“

Herausgegeben von der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen sind in der Buchreihe **Berge der Welt** bisher erschienen:

Berge der Welt, Band I, 1946. Alpinismus/Expeditionen/Wissenschaft. Redaktion: André Roch – Hermann Frick – Hans Roelli. Umfang: 254 Textseiten, 40 Tafeln, Format 17×24 cm. Nur noch broschiert lieferbar Fr. 17.–

Berge der Welt, Band II, 1947. Himalaya-Expedition Lohner-Sutter 1947. Umfang: 240 Textseiten, 56 Tafeln, Format 17×24 cm. Leinen gebunden Fr. 22.–

Berge der Welt, Band III, 1948. Fremde Berge – Ferne Ziele. Das Werk schweizerischer Bergsteiger und Forscher im Ausland. Redaktion: Marcel Kurz. Umfang: 552 Textseiten, 96 Tafeln, Format 17×24 cm. Leinen gebunden Fr. 39.–

Die Buchreihe wird fortgesetzt

Für Reisen und Wanderungen in der Schweiz greifen Sie mit Vorteil zu folgendem Werk:

Illustriertes Reisehandbuch *Die Schweiz*, 19. revidierte Auflage von Walter Stalder-Boss. 336 Seiten Reiseführertext, 192 Landschaftsbilder, 84 Seiten geographische Karten mit Angabe der Wanderzeiten, Naturfreundehöhlen, SAC-Hütten, Jugendherbergen, SOS-Telephonstellen, Rettungsstationen, spezielle Einzeichnung der Berg- und Passwanderungen. Klares Kartenbild im Massstab 1:200 000. 16 Panoramen und 7 Stadtpläne. Flexibler Leineneinband, im Taschenformat von 18×12 cm. Gewicht 480 g. Fr. 14.80 + Wust. Im Urteil der „Neuen Zürcher Zeitung“: „Dieser illustrierte Reiseführer ist ein unentbehrliches Vademecum für alle, die die Schweiz besuchen und kennenlernen wollen.“ Das Reisehandbuch ist auch in französischer und englischer Sprache erhältlich.

Buchverlag Verbandsdruckerei AG Bern

